37
1129 (1-2

Fragmente aus dem Orient.

Erster Band.

344 S
II Band 512 S
113 6

Fragmente

aus dem

Bayerische Staatsbibliothek München

Orient.

Von

Dr. Jakob Ph. Fallmerayer.

Erster Band.

BIBLIOTHECK D. INF. REGT. KOENIG OTTO V. GRIECHENLAND

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1845.

G. n. 12884

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Vorrede VII

I. Wasserfahrt von Regensburg nach Trapezunt. Im August 1840 1

II. Landung und erste Eindrücke in Trapezunt 39

III. Stadt und Weichbild von Trapezunt 48

IV. Der immergrüne Buschwald von Kolchis und das Höhlenkloster Sumelas 131

V. Küstenfahrt nach Kerasunt 193

VI. Sitten, Gebräuche, Lebensweise, Verwaltung und öffentliche Zustände des Landes Trapezunt 248

VII. Vorwort über Konstantinopel 297

VIII. Ueber die weltgeschichtliche Bedeutung der byzantinischen Monarchie im Allgemeinen und der Stadt Konstantinopel insbesondere 302

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Was der Fragmentist über die gegenwärtigen Zustände Deutschlands, besonders über die Revolution, über die Andächtigen und über die Russen denkt.

Vergeblich sucht man es noch länger zu verdecken und zu vertuschen, es bricht überall durch die Rinde hervor und drängt sich in alle Gemüther ein: Wir Deutschen sind in der öffentlichen Meinung Europas auf Null herabgesunken, sind außerhalb der heimischen Gränzen als Nationaleinheit für nichts geachtet und im großen Wechselspiel der Weltgeschäfte von niemand mehr in Rechnung gebracht. Wir sind nur noch gemeinsames Objekt und gleichsam Materie des großen Völkermarktes, wo der Fremde auf das „fleisch- und knochenreiche Thier ohne Kopf" spekulirt und seine Fonds auf die Deutschen legt als Guano für Befruchtung des Ackerbodens in Texas, am Pruth, am Kur und Amazonenstrom. Politisch, wir wissen es wohl, hat uns der dreißigjährige Krieg getödtet. Daß

Bayerische Staatsbibliothek

aber in Folge wiederholter Niederlagen auf dem Gebiete praktischer Wissenschaft, der letzten philosophischen Restauration zum Trotz, auch das geistige Falliment in Aussicht stehe, wo nicht gar — wenigstens im Sinne der Fremden — schon ausgebrochen und öffentlich angeschlagen sey, zeigt sich erst jetzt allmälig im Hintergrund. Unsere Zeit will die That, nicht die unfruchtbare Idee und das leere Wort wie es von jeher in Deutschland üblich war. Das größte Kleinod selbstständiger Nationen — den äußern Kredit und das öffentliche Zutrauen auf nachhaltige innere Kraft und expansive Wirksamkeit — haben wir verscherzt. Nicht daß es uns in der Meinung der Nachbarn an physischen Hülfsmitteln, an materiellen Kräften und nervigem Arm gebräche, um eine der ersten Rollen im europäischen Drama auszufüllen, nein, das geistige Geschick und die Fähigkeit, die natürliche Kraft nach Sinn und Takt fruchtbar anzuwenden und zu rechter Zeit und in schicklicher Weise thätig zu seyn, sprechen sie uns völlig ab; ja sie berechnen schon voraus den Termin, wann das Wort „Deutschland" auf der Mappe des Welttheils nicht mehr zu sehen ist. Und während man bei uns fast stündlich mit Sorge dem Erlöschen des

osmanischen Sultanats entgegensieht und sich vorläufig über die, ohne unsere Mitrede zu vollziehende Beutevertheilung unmaßgebliche Conjekturen macht, erwägen die freundlichen Nachbarvölker für sich in der Stille, welche Trümmer des zerfallenden germanischen Staatskörpers dem Interesse eines jeden der Adspiranten am besten stünden. Denn daß wir in der zerbröckelten Ordnung zwischen zwei rührsamen Kolossen eingeengt in die Länge unzermalmt bestehen können, glaubt außer den Deutschen selbst in Europa niemand mehr.

O das glückliche und beneidenswerthe Frankreich! Es hat die Erinnerungen seiner glorreichen Leiden und seiner Revolution; es hat Napoleon und die Bewunderung aller Zeiten und aller Nationen; es hat was Deutschland fehlt, es hat die Männer der That und der Intelligenz; es hat was wir nicht haben und niemals haben können, eine lebendige Geschichte unsterblicher Thaten und unvergänglichen Ruhmes, das großartige, erhabene, kunstreiche Drama unserer Zeit, dem wir nichts als Eggena-Wangenberg-Cattische Jordans-Justiz, Arnim's Polizei-Genie und die „Wallfahrt nach Trier" entgegenzustellen haben. Das sind freilich auch große Thaten, und besonders sind es klare

Gedanken in anmuthigem leichten Styl! Aber dennoch gewinnt Reichthum und elegante Einfachheit im Periodenbau des „kleinen Provençalen" dem Sieben-Eisen-Solen-Satz des deutschen Kirchen-Rolands gegenüber auch hier das Spiel! Man erwartet vom billigen deutschen Leser, er werde diesem Ausruf der Bewunderung fremder Größe und fremden Glückes, eigener Bedrängniß gegenüber, keine unpatriotische und falsche Deutung unterlegen. »*Contemni turpe est, legem dare superbum*« liest man ja schon im Petronius!

Am weitesten in der Schätzungslinie haben uns unter allen politischen Rechenmeistern die Russen zurückgestellt, vermuthlich weil man die profunden Studien deutscher Metaphysiker über die „Construktion der Weltentwickelung" zu Nowgorod noch viel weniger als an der Seine und Themse zu würdigen versteht. Russischen Ansichten nach gehören die deutschen Stämme mit Moldo-Wlachen und Bulgaro-Gräken ungefähr in eine und dieselbe Kategorie und genießen ungefähr denselben Grad politischer Achtung und Ehrenhaftigkeit, den man genannten Mischlingsvölkern an der Newa zu gewähren pflegt. Und besteht ein Unterschied, so ist es nicht moralische Würde, nicht höhere Befähigung zur Herrschaft, es ist unsere Sklaven-

capacität, es ist Knochenhaftigkeit und schmiegsamer Sinn, was uns im Moscowiter Tarif etwa noch über Moldo-Wlachen und Bulgaro-Gräken stellt.

Mit der ruhigsten Unverschämtheit in Wort und Miene, ja ohne auch nur zu ahnen daß sie uns kränken können, behaupten die Russen, wir Deutschen tragen den Stempel der Knechtschaft, der politischen Imbecillität und Verkommenheit, nach Art gewisser hoffnungsloser Stämme, offen und leserlich an der Stirne geschrieben, und es frage sich nicht ob, sondern wann, wie und wem wir Zins und Robot zu leisten haben. Die Türken außer Besitz zu stellen und die ästhetisch-empfindsamen Niemetzstämme in die Schlinge zu ziehen, ist Seele und Leben des Russenthums. Die Hälfte der Arbeit, sagen sie, ist bereits gethan, da wir die Zertrümmerung des weiland gallischen Joches bei eigener Unmacht anerkanntermaßen russischem Heldenmuthe allein zu verdanken haben und dem „Befreier" nach allem Rechte in ewiger Schuld verpfändet seyen. Auch sehen die Russen jedesmal einander bedeutsam an und lächeln spöttisch, wenn in Büchern und Reden deutsche Freiheit als einheimisches Produkt deutscher Erde gepriesen wird. Hellenische Rodomontaden über eigen-

kräftiges Seyn, und deutsche Siegerhymnen haben in Rußland gleichen Werth. Beide, Griechen und Deutsche, sind als unentfliehbare Beute bereits in Einnahme gestellt und für künftige Disciplin in russischen Listen vorgemerkt. An der Zeit ist nichts gelegen, der Moskowiter rechnet auf die Ewigkeit seines Staates, und eben weil er niemals Eile hat, gelangt er am sichersten zum Ziel.

Wende man nicht ein, daß uns Staatsverträge, fremde Garantien und diplomatische Aktenstücke in bester Form vor solcher Gefährlichkeit ausdrücklich sicherstellen und der Fragmentist in libyscher Melancholie vielleicht Dinge sieht, die gar nicht sind. Wer wüßte denn aber nicht, daß geschriebenen Texten meistens ein ungeschriebener als authentischer Interpret und Commentar zur Seite geht und daß Brief, Urkunde und des Diplomaten Unterschrift nur zu Verhüllung des wahren Gedankens und der stillen Praxis erfunden sind?

Wir sind das einzige große Volk, dessen Selbstschätzung mit der Meinung des Auslandes in geradem Widerspruche steht. Während wir uns theoretisch an der eigenen Größe laben und von der Majestät germanischen Namens berauscht an ideale Eroberungen

in fremder Zone denken, verhandelt man in der Nachbarschaft wer uns das Pensum vorzulegen und uns für Kost und Lohn in Dienst zu nehmen habe. Lange merkten wir nicht wie schlimm es auswärts stehe, und nun es von allen Seiten ruchbar wird, fragen sie verlegen herum, wie Deutschland in der öffentlichen Schätzung so tief gesunken und bei den Fremden in so übeln Ruf gekommen sey? Liegt der Fehler an uns, oder trägt fremde Ungunst allein die Schuld? Unsere natürlichen Feinde, unsere giftigsten Widersacher und Verläumder sind jedenfalls die Russen. Bei den Russen sind Religion und Wissenschaft nach der im Lande geltenden Ordnung nicht viel mehr als zwei gefällige Dirnen, die nebenher auch das Kupplergeschäft für die weltliche Autorität des Kaiser-Pontifex zu besorgen haben. Der Deutsche dagegen baut der Religion einen Thron im Herzen wie seiner Königin und huldiget der Wissenschaft wie einer großen weltgebietenden Macht. Zwischen solchen Völkern ist der Haß instinktartig und jedes Verständniß eine Unmöglichkeit, besonders wenn sie als Nachbarn in täglicher Berührung sind. Der gottesfürchtige, ritterliche Sinn, die Achtung vor dem Weibe und vor dem Menschen als Individuum, sind sie nicht aus

den deutschen Wäldern ausgegangen und bilden sie nicht bleibenden Gegensatz, zugleich Schreckbild und Ironie des Russenthums? Aber bei aller Andacht, Freiheitsliebe und Gelehrsamkeit sind wir Deutschen — das wissen die Russen — doch insgesammt geborne Knechte unserer Fürsten, und auf diesen Zug im deutschen Nationalcharakter bauen die Russen ihren Eroberungsplan. Haben sie erst die Fürsten in ihr Netz gebracht, so haben sie in ihrer Meinung auch uns selbst, das deutsche Volk, die Philosophen und geschwätzigen Kathederhelden wie eine willenlose Heerde gefesselt und eingethan, um sofort alles weitere Gerede über „Construktion der Weltentwickelung", über dialektische Selbstbewegung, über Menschenwürde, über Phänomenologie des (Hegelschen) Geistes, und besonders über Staatsverbesserung, über Beschränkung der Gewalt, über Budget und über die heilige Tunika durch Dekorationen und Ruthenhiebe stumm zu machen. Ein Theil das Projektes ist leider zu gut gelungen, und wenn das Fatum für die Wiederlagen deutscher Freiheit nicht fortwährend besser sorgt als die Weisheit unserer Gewaltigen, so wird der Keim des Uebels mitten unter uns bald genug zum Vorschein kommen. Der Anfang ist schon gemacht, die Klage wird täglich

lauter, dringlicher, einschneidender und alte Sympathien fangen zu erkalten an. Der Gedanke „man müsse sich bei der notorischen Schwäche und Rathlosigkeit der Führer selber helfen und die träge Gewalt im gemeinsamen Interesse vorwärts treiben" ist für jede bestehende Ordnung der erste Schritt zum Untergang. Die Gewaltträger haben nur die Wahl, entweder den allgemeinen Unwillen des deutschen Volkes gegen das umsichgreifende Russenthum in der ganzen Herbe und Bitterkeit patriotischer Leidenschaft zu theilen und mitzuempfinden, oder auf Schwierigkeiten im eigenen Lande bereit zu seyn. Das letzte wäre überall ein großes Unglück, da die innern und wesentlichen Bedingungen nationaler Existenz ohne zerstörenden und selbstmörderischen Kampf auch in Deutschland nirgend zu unterdrücken und auszutilgen sind. Alle Uebel der Gegenwart, die Bedürfnisse im Innern wie der Mißkredit nach Außen, werden unbedingt, und vermuthlich auch großentheils mit Recht, den verabscheuten Aposteln der Newa-Tyrannei, den Russen und ihren bethörenden Mahnungen und Zuflüsterungen aufgebürdet, weil die Deutschen allerdings an Schwäche und Fahrlässigkeit, unmöglich aber an selbstwillige und bleibende Verblendung ihrer

natürlichen Lenker glauben können. Gewiß ist nur, daß man uns in den theuersten Gütern bedroht, die Wächter aber befangen sind, oder die Gefährlichkeit nicht sehen wollen. Wenn man indessen ohne offene Ungerechtigkeit auch nicht sagen darf, daß die germanische Triantarchie unter russischer Anleitung geradezu gegen alle billige Ordnung und zeitgemäße Verbesserung ihrer Landesverwaltung conspirire und aus böswilliger Absicht das Uebel verlängern wolle, so weiß man doch, wie nach jeweiligem Stand der Dinge in Rußland die Zügel der Gewalt auch in vielen andern Landen larer gehalten oder straffer angezogen worden sind. Ganz irrig wäre am Ende der Verdacht also dennoch nicht, ob er gleich im natürlichen Triebe der Gewalt für Selbsterhaltung seine genügende und verzeihliche Erklärung fände.

Wer aber hat die Schuld, wenn der magische Schimmer, wenn der Heiligenschein, der früher die weltliche Gewalt und ihre Träger umschwebte, in den drei letzten Decennien unseres Jahrhunderts zerflossen ist? wenn, was früher als hehr, als unantastbar und über gemeine Aermlichkeit erhaben galt, sich jetzt unter die Kategorie gewöhnlichen Mäkels stellt und den Augen der enttäuschten und nüchternen Menge

als eine Gattung höhern Gewerbes, als mehr oder weniger Gewinn tragende Spekulation erscheint? Wir fürchten, die Encyclopädisten des vorigen und die Volksgunstjäger des laufenden Jahrhunderts seyen hier weniger betheiligt als die Praxis der Dynasten selbst. Nur zu häufig hat man im christlichen Europa auf etwas verzichtet, was die Osmanli unter dem Bilde der Abwesenheit gemeinen Haschens nach Besitz und Gut von jeher als nothwendiges Attribut öffentlicher Gewalt erkannten und mit dem Ausdruck „Saltanat" als angebornes Erbtheil ihres Regentenhauses bis auf den heutigen Tag betrachtet und gepriesen haben.

Die weltliche Macht — zu großem Leidwesen sey es gesagt — hat fast überall ihre moralische Unterlage, hat in Europa die hauptsächlichsten Bedingungen wirksamer Existenz beinahe ganz verloren, ja hat sich in den meisten Staaten selbst getödtet und man hält die Plätze für vakant, das heißt, man sucht neue Titel, neue Beglaubigung um wiederherzustellen, was eigene Thorheit vernichtet hat. Denn die Nothwendigkeit einer alles belebenden und befruchtenden, alle Kräfte in sich aufnehmenden und bewältigenden weltlichen Centralgewalt hat man in den Ländern

Europas niemals lebendiger gefühlt als in diesem Augenblick allseitiger Bedrängnisse und Bestrebungen der bedenklichsten Natur. Aber man will, daß diese weltliche Centralgewalt der Staaten nicht nur stark, man will, daß sie auch intelligent und ehrlich sey, und das nennen sie die „Revolution.“ Stark, intelligent und ehrlich zu gleicher Zeit! wahrhaft das ist für menschliche Gebrechlichkeit zu viel verlangt! Welchen Reiz hätte es noch unter solchen Umständen Cazique, Imperator und Rex zu seyn! Fragen, warum und wie es den Europäern nur eingefallen sey, die öffentliche Machtübung an so freudenlose Bedingnisse zu knüpfen, wäre eben so viel als nicht verstehen, warum der Mann im dritten Decennium des Lebens andere Bedürfnisse empfinde und andere Reden führe, als der Knabe von dreizehn Jahren. Oder sind die großen Volkseinheiten nicht denselben Gesetzen moralischen Wachsthumes unterthan wie das Individuum? Deutschland mit dem ganzen Occident ist in diesem Sinne, nach unvermeidlichen Gesetzen und gleichsam legitim, der Revolution verfallen, und es verwahrt sich laut gegen verlängerte Minderjährigkeit und ihre kindische Disciplin. Kann man sich denn gar so hart entschließen, redlich im Geschäft zu seyn und

statt launenhaft über corrupte und willenlose Knechte, lieber vernunftgerecht über freie Männer die Gewalt zu führen? Einerseits unwilliges Sträuben der alten Praxis wider jede Selbstreform, und andrerseits unabtreibbares Andringen neuer Bedürfnisse und neuer Ideen rütteln an den Grundlagen aller Staaten, und das Wogen der ringenden Kräfte stellt in Europa ein Schauspiel dar, das selbst die höheren Mächte mit ernstem Blick verfolgen.

Bei dem anerkannten Nothstand der weltlichen Erben der alten Hierarchie sind im latino-germanischen Europa nur noch die Revolution und die Kirche als die beiden lebendig wuchernden, und die gelähmte Hülle im widerstrebenden Sinne neu beseelenden und befruchtenden Kräfte übrig geblieben. Beide sind zur Hand und bieten ungeladen und nicht ohne Zudringlichkeit ihren „uneigennützigen und wohlgemeinten" Beistand an, um, wie sie sagen, dem aus Selbstverschuldung Gefallenen freundlichst aufzuhelfen und nebenher durch untrügliche Geheimmittel alle Noth der Zeit zu bannen.

Um sich ausschließlich geltend zu machen, feinden sich die nebenbuhlerischen Kräfte natürlich unter einander selbst aufs heftigste an, beschuldigen sich gegenseitig

der schwärzesten Absichten und sparen sogar den Vorwurf des Verrathes nicht, als wollte im Grunde jede der beiden helfenden Gewalten die Gantmasse für sich selbst confisciren und nach seligem Hintritt des Patienten den leeren Platz besetzen.

Daß Vibius Egnatius Tartuffius in Europa auch wieder einmal souveräne Launen haben, herrschen, Steuern erheben und plündern möchte, ist seines beharrlichen Läugnens ungeachtet eine ausgemachte Sache. Vibius Egnatius hält die Zeit für günstig, hat aber durch ungebührliche, langfingerige, nur alten Bankerottirern eigenthümliche Hast nach dem verlornen Gut zu greifen, den geheimen Sinn und die verdeckte Unterlage seiner geistlichen Proceduren selbst verrathen. Man hat sogar bemerkt, daß Vibius bei jeder Staatskrankentröstung mit Andacht im Gemach herumzublicken und sich von der künftigen Erbschaft gleichsam voraus ein Kleinod auszubitten pflegt, nebenher aber doch immer volle Rechnungen und unbezahlte Forderungen anzumelden hat. Vibius Egnatius Tartuffius wird und kann nicht ruhen bis er entweder selbst zermalmt ist oder bis er Alles gewonnen hat.

Soll das eine Kriegserklärung, ein Akt der Feindseligkeit gegen Vibius Egnatius und ein Tadel seiner

geistlichen Praxis seyn? Mit nichten! Wir stellen die aus der Natur großer Kräfte nothwendig hervorkeimenden äußern Erscheinungen, wie der Naturforscher seine Resultate, ruhig und zornlos dem Leser zur Betrachtung hin. Vibius handelt, muß gleichsam und hat folglich ein Recht zu handeln wie es ihm sein eigenstes inneres Wesen gebeut. Wir erkennen und behandeln, gleich den nordamerikanischen Demokratien alle de facto bestehenden Kräfte als legitim.

Vibius, wie man aus Büchern weiß, ist schon einmal Herr in Europa gewesen und hat das Geschäft im Großen und mit riesenhaftem Erfolg betrieben, so lange er stärker und intelligenter war als die ihn bekämpfende Gegenkraft. Aber die Kunst das Glück zu ertragen und seine Herrschaft durch Weisheit und Mäßigung, durch Fortschritt und zeitgemäße Verbesserung dauerhaft zu machen und bleibend zu begründen, hat Vibius Egnatius Tartuffius ebensowenig verstanden, als der nun seinerseits tief verkommene Nachfolger im Regiment für sein eigenes Heil aus fremdem Unglück Vortheil zu schöpfen gelernt hat.

Tadeln kann und wird diese Redewendung, diese

allegorische Bezeichnung eines an und für sich ehrwürdigen und in seiner ursprünglichen reinen Gestalt für die menschliche Gesellschaft segensvollen Institutes, der Leser sicherlich nicht. Er muß diese Umstellung vielmehr loben und sich im Herzen darüber freuen, weil er sieht, daß wir das Unantastbare vom Verweslichen unterscheiden, daß wir das Heilige in Demuth ehren und nirgend die Kirche als göttliche Heilsanstalt, als Vertreterin überirdischer Interessen und als letzten und einzigen Trost bedrängter Seelen leichtsinnig und frevelhaft berühren, sondern nur das Leviten-Element in seiner irdischen Erscheinung, in seinem Mißbrauch, in seiner Ausartung, in seiner Ironie und Verweltlichung der Analysis unterwerfen. Wir sagen dieses ausdrücklich zur Beruhigung jener einfachen, ungeschminkten und wahrhaft gottesfürchtigen Gemüther, denen es nicht an gesundem Sinn und an Wahrheitsliebe, wohl aber an Standhaftigkeit, an Kraft und Muth gebricht, sich zu deutlicher Erkenntniß und zu selbstständigem Urtheil über das kunst- und trugvolle Labyrinth andächtiger Heuchelei zu erheben.

In der Hand des Menschen kann sich nicht einmal das Göttliche incorrupt erhalten und für schwache Geister muß Bethörung und Irrsal unvermeidlich

seyn, wenn sie hohe sittliche Vollendung, wenn sie das in Liebe sich ganz hingebende christliche Erbarmen dicht neben geistlichem Hochmuth und wildem Spuck rasender Zeloten, wenn sie engelreine Sitte und wahrhaft evangelische Gemüthseinfalt neben Gleißnerei, Hinterlist und Tücken durchtriebener und abgefeimter Intriguanten gemeinschaftlich an demselben Bau beschäftiget sehen. Darin besteht eben die Stärke des Vibius Egnatius, daß er das Gute wie das Schlechte, das Gemeine wie das Erhabene, die Kraft wie die Schwäche, die Tugend wie das Laster in gleicher Weise seinem Zwecke dienstbar machen kann.

Vibius hat wie einst Romulus ein Asyl gebaut, wo alle Grade der Tugend wie der Verdorbenheit für gemeinsamen Betrieb Nummer und Zelle haben. Denn Vibius Egnatius hat nur den Einen Gedanken, sich um jeden Preis wieder auf die verlorne Höhe weltlicher Macht hinaufzuschwingen und mittel- oder unmittelbar die oberste Leitung der öffentlichen Dinge in Europa, ja wo möglich in der ganzen Welt in seine Hand zu bringen. Das süßeste aller Gefühle, der berauschendste aller Genüsse ist Befehlen und Gehorsamfinden im großen Styl. Tartuffius fühlt zwar das ganze Gewicht und den vollen Reiz

dieses alten Axioms. Tartuffius gesteht es aber nicht offen ein, weil Tartuffius weiß, daß man die meisten Menschen durch Schein und leere Phrasen täuscht und fromme Gaukelei der sicherste Weg zur Herrschaft über die Menge ist. Mit salbungsvoller Miene und in den erbaulichsten Worten versichert Tartuffius, während seine Hand in unsern Taschen wühlt, er verachte die Welt, ihre Reichthümer, ihre Lüste und ihre Macht und sey einzig für das ewige Heil, für die Rettung meiner und seiner Seele aus höllischem Element besorgt. Und obgleich er dieses edle uneigennützige Bestreben, für das er sich zwar hienieden reichlich bezahlen läßt, in Zeitschriften wie in dicken Büchern, in Sendschreiben und Pamphleten wie mündlich vom Katheder und gleichsam von den Dächern herab ununterbrochen rühmen und verkünden läßt, glaubt man ihm doch nicht mehr so unbedingt wie früher, ja man lacht sogar ein wenig über das pharisäischandächtige Geberdenspiel, weil man Tartuffius jetzt besser kennt, weil man hinter dem Heiligenschein den verkappten Spekulanten sieht, und weil man diesem Tartuffius aus der Vergangenheit und aus der That, nicht mehr aus den Syllogismen hypokritischer Adepten und imbeciller Eiferer den Leumund stellt.

Tartuffius weiß es, daß ihm die Intelligenz des Jahrhunderts entgegen ist, und daß er bei den Freisinnigen und Nüchternverständigen in ganz Europa nur für einen andächtigen Komödianten und verschmitzten Taschenspieler gilt, vor dessen Praktiken sich jedes wohlgeordnete christliche Gemeinwesen in Acht zu nehmen sucht. Dieses Bewußtseyn ist die Hölle des Vibius Egnatius Tartuffius. Keine Demuth der Einfältigen, keine Huldigung der Blindgläubigen, und selbst die Obedienzen verzagter Könige vermögen es nicht, ihm für diese Qual Ersatz zu leisten. Ja, Tartuffius sieht die leicht errungene Beute heimlich selbst mit Verachtung an. Ihn gelüstet nur nach Uebermannung des starken, des freigesinnten, des selbstständigen, durch falsche Andacht und schlechte Künste nicht zu bethörenden Gegenparts auf Wegen der Gewalt. Denn im Grunde ist es um Tartuffius und seine Andächtigen ein hochmüthiges, herrschsüchtiges, rachgieriges, grausames und unversöhnliches Geschlecht und wären, wie einst bei den Götzenpfaffen des Huitziloposchtli und bei den Schülern St. Dominiks, Schrecken und physischer Zwang überall sein liebstes Argument. Gewalt ohne Insolenz, Macht ohne Rache und zu bestrafende Wider-

setzlichkeit langweilen am Ende selbst die gleißnerische Sanftmuth eines Tartuffius.

Tartuffius als Obergewaltsherr könnte nur Fürsten wie Simon Montfort auf christlichem Throne dulden. Inzwischen sucht Vibius durch Verstellung, durch erheuchelte Sorgfalt und durch kluge Reden dem ersehnten Ziele näher zu kommen. „Seht nur,“ jammert er den Gewaltigen unabläßig vor, „seht nur, dieser Geisterschwindel, dieser Unglaube allein hat die Uebel der Zeit — die Finanznoth, den Pauperismus, die Staatsschulden, Mißwachs, Theurung und verminderte Civillisten verschuldet und die Throne umgeworfen.“ Dieser Unglaube (an uneigennützige Heiligkeit und Weltverachtung des Vibius Egnatius!), fügt der listige Mahner hinzu, sey die natürliche Frucht der fortschreitenden Wissenschaft, der freien Erkenntniß, des ungefesselten Gedankens, der zügellosen Vernunft, die den Menschen aller Autorität gegenüber stolz, unlenksam, rechthaberisch und begehrlich mache. Und auf die Frage, wie dem Verderben am kräftigsten zu begegnen und die rebellischen Gemüther am leichtesten unter das Joch zu beugen seyen, hat der weise Vibius überall nur eine und dieselbe Antwort, die er aber nur im Stillen und, wie der Tyrann

von Gabii, allzeit lieber praktisch als theoretisch gibt. Vibius Egnatius hält Fesselung der Vernunft durch Gewaltmittel, Hemmung der Erkenntniß, Monopol der Wissenschaft, Verzwergung der Geister und Verdummung des großen Haufens durch Unwissenheit, Aberglauben, fromme Mährchen und einschläfernden Legendentrug für den kräftigsten, ja einzig wirksamen Talisman, um der alle Ordnung zernagenden Gedankenpest zu wehren. Appell an die Faust der rohen, geistiger Klarheit allzeit abgeneigten Menge wider das kleinere Häuflein der Verständigen, Ehrenhaften, Vorwärtsstrebenden und folglich Unzufriedenen ist anerkanntermaßen *ultima ratio* und Programm dieser mächtigen und wegen ihrer Disciplin und Klugheit mit Recht gefürchteten Partei des streitenden Kirchenthums.

Ob sich der Calcul des Vibius Egnatius als falsch oder richtig erweise, ist eine andere Frage und zwar ganz gleichlautend mit dem Problem: „Ob der auf die geistige und edlere Seite der menschlichen Natur Bauende, oder der auf ihre schlechteren und niedrigeren Triebe Spekulirende ein besserer Rechenmeister sey.“ Unwissend, roh und abergläubisch zu seyn ist jedenfalls bequemer und mühloser als das Gegentheil. Den meisten Menschen — das soll man nicht vergessen

— ist der Verstand zu schwer, vielen die geistige Freiheit ein gefährliches Geschenk und Emancipation des großen Haufens aus den Banden intellectueller Hörigkeit anerkannt die langwierigste, bedenklichste und verwickeltste aller sozialen Schwierigkeiten.

Wer nur das Mögliche bedenkt, dem scheint der Versuch Alles zur Philosophie zu erheben nicht weniger hoffnungslos als das Unternehmen der andern Seite, Alles zum Niveau der blinden frommgläubigen Menge herabzudrücken, unnatürlich, unausführbar, beleidigend für die menschliche Natur und für das sittliche Gefühl empörend ist. Warum will man nicht Licht und Schatten, Wissen und Glauben, Klarheit und thörichten Schwindel friedlich neben einander dulden? Ist denn gar keine Hoffnung des süßen Friedens, des vollständigen und bleibenden Sieges! Ist denn wirklich für beide Elemente unausgleichbarer Streit, ewiger Frohnkampf das unentfliehbare Loos!

Seit dem frühesten Lebensalter ist der Fragmentist mit Vibius Egnatius umgegangen, ist auch von jeher ein großer Bewunderer seines Taktes, seiner Menschenkenntniß, seines Gemeingeistes und besonders der unverdrossenen Zuversicht gewesen, die ihn zu keiner Zeit, selbst in den verzweifeltsten Momenten nie

verlassen hat. Vibius Egnatius hat immer Hoffnung und wird in der Arbeit niemals müde wie die Russen, mit deren Praktiken in Betreff standhafter Gier, gewissenloser Zweckmittel und letzten Zieles die seinigen allein zu vergleichen sind.

Denke man sich die geistigen Zustände Deutschlands, wenn es der einen oder der andern dieser dämonischen Gewalten gelänge, unter dem Titel warmen Bruderbundes sich des gefährdeten, durch Vernunftforderungen von allen Seiten gedrängten Königthums zu bemächtigen, und auf den Schultern ihres Schützlings sich zu uncontrolirter Herrschaft in Europa aufzuschwingen! Es ist seit einiger Zeit Sitte geworden, in allen Werken deutscher Geschichte über die Kirchenspaltung des sechzehnten Jahrhunderts, über die Gräuel und die verderblichen Wirkungen des dreißigjährigen Krieges, besonders über die unpatriotische Herbeiziehung des Schwedenkönigs zu jammern und zu deklamiren. In der That, wer könnte diesem vaterländischen Schmerzensruf sein Mitgefühl versagen? Wer das Loos des zerstückelten, verwaisten, in sich zerfallenen, religiös wie politisch unversöhnlich entzweiten Vaterlandes nicht beklagen? Und doch — wir gestehen es ohne Rückhalt — ist die geistige Freiheit, wenn sie andern und wohlfeilern

Kaufes in Europa nicht zu erlangen war, auch um diesen furchtbaren Preis nicht zu theuer bezahlt. Seht ihr denn nicht, wie die Dinge auf der iberischen Halbinsel, wie sie in Mexico und Ravenna sind?

In so weit wären wir mit den wärmsten Anhängern des Lichts und der freien geistigen Bewegung auf gleicher Höhe und dem Prinzip nach völlig einverstanden. Nur in der Ansicht wie diese kostbaren Güter, ohne welche das irdische Daseyn und das Beisammenleben der Sterblichen allen Reiz verliert, wider die täglich wachsenden Gefahren und Angriffe des Erbfeindes zu schirmen seyen, herrscht einige Verschiedenheit. Viele meinen das aufsteigende Ungewitter — wenigstens auf der kirchlichen Seite — durch Citate aus dem Neuen Testament zu bannen und glauben fest, wenn sie durch wohl interpretirte Stellen und durch bündige Schlüsse öffentlich bewiesen haben, daß Vibius Tartuffius eigentlich gar kein Recht besitze, die Gewissen der Deutschen zu beunruhigen, kein Recht mit dem Despotismus hinterlistig Allianz zu schließen und plündernd in den irdischen Kapitalstock der Völker herüberzugreifen, so sey alles weitere Bedenken auch schon gehoben und werde Vibius Tartuffius sofort seinen geistlichen Umtrieben entsagend

liebevoll innerhalb der legitimen Schranken bleiben. Nicht viel klüger sind andrerseits jene Schirmvögte öffentlicher Freiheiten, die nirgend lärmen wollen, überall Geduld und Stille predigen und es immer noch für möglich halten, die oberste Gewalt werde ohne alles Mahnen und Drängen von Außen sich selbst reformiren, sich durch eigene Weisheit Maß und Grenzen setzen und belehrt durch die Vergangenheit sich weder dem Leviten-Regiment noch dem Moskowiter-Czar in die Arme werfen. Mit eben so gründlichen Hoffnungen wartet ja auch der Rusticus des Dichters am brückenlosen perennen Strom bis das Wasser abgelaufen sey!

Viele Staats- und Sittenlehrer sind freilich zur Einsicht gelangt, daß die öffentliche Gewalt nur vom animalischen Instinkt der Selbsterhaltung getrieben werde und folglich außer „möglichst breiten Grundlagen" und schrankenloser Wirksamkeit kein höheres Bedürfniß fühle, und daß sie von Natur uferlos und unersättlich nur durch Gewalt zu dämmen sey. Hier liegt die große, die entscheidende Schwierigkeit. „Verwandle du zuerst deine Natur, sey enthaltsam, gerecht, unermüdet, tugendhaft, zähme deine Lüste, steure der allgemeinen Noth und mach uns alle

glücklich; wir aber wollen bleiben, wie wir früher waren, eitel, habsüchtig, feil, gleisnerisch, Gold, Gewalt und Lust über alles schätzend und den Privatvortheil überall dem allgemeinen Nutzen vorziehend wie es unter uns von jeher üblich war." So ruft die „Revolution" seit fünfzig Jahren der öffentlichen Macht in Europa zu, und meint unfehlbar durch dieses Feldgeschrei das verlorne Paradies der Gerechtigkeit, des Friedens und des Ueberflusses zu erkämpfen und zurückzubringen. Wiederholter und grausamer Täuschungen bedurfte es, um die europäischen Völker über das Grundirrthümliche dieser Hoffnung zu belehren. Keine Veränderung der Regierungsform — jetzt sieht man es freilich hin und wieder ein — hat Bestand und bringt die gewünschte Frucht, wenn die Umwälzung nicht von unten und gleichsam mit dem Individuum selbst beginnt, wenn sie nicht langsam, aber drohend und beengend wie die Wasser der großen Fluth um den Sitz des Uebels kreist. So lange die öffentliche Macht überall corrupte und für jede Schlechtigkeit bereitwillige Instrumente findet, und so lange alles unter und neben ihr käuflich-unterthänig seine Dienste bietet, wird und kann sie ihrer Natur Böses zu thun und über die Schranken

zu greifen, menschlicher Weise unmöglich entsagen. Fast jedesmal ist die Staatsgewalt nicht Muster und Vorbild, wie man sagt, sondern im Gegentheil nur moralischer Abglanz und Spiegel der öffentlichen Sittlichkeit. Habt den Muth selbst gerecht zu seyn und ihr werdet auch gerechte Fürsten haben.

Die allmählige Ueberzeugung, daß öffentliche Glückseligkeit ohne öffentliche Tugend, ohne Entsagung, ohne große und peinliche Selbstopfer und ohne beständiges Verläugnen unserer Natur unmöglich zu erzielen sey, hat die Wärme vieler Neuerer und wohlfeil revolutionirender Schwärmer bedeutend abgekühlt und ihre Entrüstung über die verderbte Welt auf ruhigere Temperatur, ja auf ganz andere Wege und Gedanken zurückgeführt. Andere wenden sich traurig von der Scene weg, wie der reiche Jüngling im Evangelium mit Entrüstung aus der harten Sittenpredigt entwichen ist. Jedenfalls ist die Zahl der wahren Umwälzer, der standhaften und gefährlichen Gegner der Ungerechtigkeit, der Willkürmacht und der kirchlichen Tyrannei auf dem Continent noch lange nicht so zahlreich als man glaubt und als für das gemeine Gut zu wünschen wäre. Folglich ist auch innerer Verkommniß ungeachtet vor der Hand

weder für die Gewalthaber selbst viel zu fürchten, noch braucht jene traurige Menschenklasse, welche die Atmosphäre der Ehrlichkeit nicht erträgt und nur im Pfuhl der Schlechtigkeit athmen kann, für ihre Ernte schon jetzt besorgt zu seyn. Sünde, Langweile und überwiegende Gewalt des Königthums haben noch gute Frist und unverkürztes Spiel.

Sagen will man nur, daß Umgestaltung der Regierungsform mit Schranken aus Papier ohne individuelle Gerechtigkeit nur geringen Nutzen wider ungerechte Herrschaft biete, und daß an den Uebeln, die uns drücken, vielleicht die größere Hälfte der Schuld auf Rechnung der Klagenden selbst zu stellen sey. Auch fänden wir es ganz natürlich, wenn das europäische Königthum, nicht beachtend wie es Raimund VI. ging, doch größere Neigung für die alterprobten Künste der römischen Priesterschaft als für die unversuchten Programme aus Gülhane blicken ließe; oder wenn es am Ende gar noch den Beistand des die menschliche Natur selbst schändenden Moskowiterthums für wünschenswerther hielte als eine Restauration durch Vernunft, Tugend und Sittlichkeit. Es gewähren ja Kirche und Czar nachsichtsvoll nicht nur die fürstlichem Wesen so dringlich theure

„licentiam peccandi“ in vollem Maße, sie schaffen auch noch Mittel und die Instrumente zur Sünde selbst herbei, während auf der andern Seite Vernunft und Sittlichkeit nur Kampf, nur Entbehrung, Einsicht und Selbstverläugnung in Aussicht stellen und schwere Pflichten aller Gattung auferlegen, die den Königen eben so unbequem und widerlich als ihren Unterthanen verhaßt und lästig sind.

Wir sind — der Leser sieht es ja — weder Feind noch Schmeichler der Gewaltigen, können uns aber auch anderseits für die hohlen Träume unpraktischer Schwärmer und Glückseligkeitsdemiurgen nicht mehr leicht erwärmen. Oder ist denn nicht alles Extreme seiner Natur nach hoffnungslos, und ist Sichselbstmaßgeben nicht das große Gesetz, die unerläßliche Bedingung für jeglichen Bestand? Fürwahr, allem Geschrei zum Trotz

Est inter Tanain quiddam socerumque Viselli!

Dagegen wird aber auch gar nicht verhehlt, daß wir unter allen möglichen Herrschaften und Staatsgewalten für die der Andächtigen noch am wenigsten Bewunderung empfinden, ja daß uns hypokritisches, gold- und herrschgieriges Kirchenregiment, wie es sich jetzt im Occident neuerdings gestalten will, in voller

Ausbildung und letzter Consequenz nicht weniger degradirend, nicht weniger zerstörend, unmoralisch und unerträglich als byzantinisch-russische Uebermacht erscheint. Beide verfolgen ja dasselbe Ziel, durch Unterdrückung jeglicher freien Geistesregsamkeit die Gewalt schrankenlos und bequem zu machen, als wenn der europäische Mensch der bittersüßen Frucht der Erkenntniß und Wissenschaft je noch entsagen könnte, oder durch verrückte Pönitenzen noch einmal zur fabelreichen Unschuld des Wonnealters der ersten Welt zurückzuführen wäre!

Wie die Russen ihre Hebel an die Paläste der Könige und Tetrarchen setzen, eben so dienen die Hütten der Proletarier, die schlimmen Leidenschaften der Bedrängten, der Besitzlosen, der allem Können und Wissen abgeneigten stupiden Menge, den Kirchlichen als Hypomochlium im Streit wider die „unverschämten Forderungen der neuen Zeit und des freien europäischen Gedankens." Der unaustilgbare Trieb zum Bessern, ja Gesetz und Natur selbst drängen, reizen, zwingen gegen solche Mächte zum Widerstand und der Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen persönlicher Freiheit und schmachvollem Russenthum, zwischen pfäffisch-demüthiger Niederträchtigkeit und

freier sittlicher Würde hat noch nie geruht und kann nicht ruhen, so lange die Keime des Edlern, der Tugend und Ehrenhaftigkeit nicht völlig erstickt und ausgerottet sind. Nur frage man nicht vorwitzig nach dem Ende des wechselvollen Streites! Das Ende des Widerstreites zwischen dem Schlechtern und dem Bessern wird zugleich das Ende unseres Erdenlebens seyn. Die Verzagten verlangt es freilich nach schneller Ruhe, und die Kurzsichtigen träumen bleibenden Sieg aus ephemerem Apparat. Festere Gemüther haben der Hoffnung auf beides entsagt, sind aber dennoch heitern Sinnes und zur That bereit, weil entschiedener Wille, weil klares Erkennen der Zustände und des nicht zu ändernden, aus unserer corrupten Natur selbst entsprossenen Looses Ergebung und Gleichmuth schafft.

I.

Wasserfahrt von Regensburg nach Trapezunt. Im August 1840.

Das Problem ist glücklich gelöst. Am 8. Juli 5 Uhr früh bin ich von Regensburg abgereist und am 10. August um dieselbe Stunde fielen die Anker auf der Rhede vor Trapezunt. Die Entfernung dieser beiden Orte, mit dem Umweg über Konstantinopel, ist nahe an 600 geographische Meilen, was in der Sprache der Seeleute 2400 Miglien macht. Und diese lange Strecke aus dem Herzen Deutschlands bis ins Land der Kolchier im innersten Winkel des Pontus Euxinus kann jetzt der Mensch in verhältnißmäßig kurzer Frist, ohne sich zu ermüden, ja gleichsam ohne Fußtritt auf festem Land, in glänzenden Prunksälen unter Mahlzeiten, Spiel und Büchern mit mäßigem Aufwande durcheilen. Ist das nicht eine Revolution neuer und eigener Art, die man im Grund ausschließlich der hochherzigen ungarischen Nation verdankt? Mit dem Füllhorn und der Friedenspalme in der Hand, geht das neue Europa auf Eroberungen

aus, und mit diesen Waffen hat das große Imperium an der Donau sich die schönere Hälfte des Abendlandes tributär gemacht. Von den 33 Tagen der Reise bin ich drei Tage unwohl in Linz, neun Geschäfte halber in Wien, einen zu Orsova, drei zu Galacz und vier in Konstantinopel, um das Dampfboot des schwarzen Meeres zu erwarten und die nöthigen Besuche in Bujukdere zu machen, stille gelegen, so daß für die eigentliche Fahrzeit von der Station in Regensburg bis auf die Rhede von Trapezunt nur eilf volle Tage bleiben. Zwar habe ich vom ersten bis zum letzten Tage gewissenhaft Journal gehalten, finde aber den Inhalt so reizlos, leer und unbedeutend, daß ich durchaus nicht den Muth habe, über diese Eilfahrt auf der Donau und dem eurinischen Pontus umständlichen Bericht zu thun. Das deutsche Publikum, durch sprudelnden Witz aus Elephantine und Dongola verwöhnt, liebt es nicht mehr, daß man ihm von hochmüthigen Magyaren, von Erlenwäldern bei Mohacz, von Syrmiern und Walachen, oder gar von dem fürchterlichen Volke rede, welches hinter dem Pruth haust und den Schlüssel der Zukunft Asiens und Europas in Händen hat. Das Thema des Tages ist der Nil, der große Menschenbeglücker Mohammed Ali, seine Krokodille und seine Büffelkühe, mit denen man weiland das neue Hellas zu bevölkern dachte.

Während ich die Donau herabglitt, im goldenen

Horn herumgondelte, die fluthende Strömung des Bosporus durchschnitt, mühvoll den Hügel von Pera hinaufkeuchte und endlich reißenden Fluges in seiner ganzen Länge über den Euxinus schiffte, sann ich immer auf Inhalt, Form und Wendung eines anatolischen Wanderartikels, konnte aber — weniger behende und glücklich als andere — nicht einmal über die erste Phrase mit mir selbst einig werden, und „der Stambul", der mich nach Trapezunt gebracht, hat außer wenigen Zeilen zur Beruhigung sorglicher Gemüther, keine Kunde über den neuen Argonautenzug nach Europa zurückgetragen. Geschenkt bleibt indessen nichts; und wenn mir Gott Leben und Gesundheit fristet und die Heimkehr gönnt, denke ich das liebe Publikum seiner Zeit doch mit dem Abdruck wenigstens einiger Bruchstücke des Tagebuchs heimzusuchen. Da hat man Zeit, die Sache reiflich zu erwägen, sich in fremden Schriften Raths zu erholen, zu malen und zu pinseln, zu verdecken und herauszuheben, so daß zuletzt selbst Alltägliches und an sich Unbedeutendes durch Kunst Leben und Farbe gewinnt. Bis dahin begnüge ich mich hie und da schmucklos, kurz und flüchtig, wie die Welle am Leanderthurm, kleine Notizen an freundliche Seelen in Deutschland zu senden. Die Gelegenheit fehlt nicht, da in dieser Jahreszeit jede Woche wenigstens zwei, gewöhnlich sogar drei Dampfboote auf der Rhede von Trapezunt erscheinen.

Von den 2400 Miglien Wegs kommen, alle Krümmungen und Wendungen eingerechnet, 1440 auf die Donau von Regensburg bis zur Mündung bei Suline; 360 von da bis Konstantinopel und 600 von der Station im goldenen Horn bis Trapezunt. Müßte man nicht siebenmal das Fahrzeug wechseln und gäbe es keine Mauth- und Paßvisiten, besonders keine Katarakten und Stromschnellen an der untern Donau, so gliche die Fahrt in der That einem Feenmährchen aus Tausend und Einer Nacht. [1]

Wegen dreistündigen außerordentlichen Aufenthalts kamen wir am ersten Reisetag kaum in 16 Stunden von Regensburg nach Linz, dagegen von dort nach Wien in 10 Stunden. Von Wien nach Pesth ging es in 18 und nach vierstündigem Ausruhen in 13 Stunden nach Mohacz, wo vor Anker übernachtet wurde. Von dort nach Semlin schifften wir am folgenden Tag in 18 Stunden Zeit und, erquickt durch Schlaf und reichliche Mahlzeit, in 10 andern, Belgrad und die lieblichen Höhenzüge Serbiens vorüber, nach Drenkova, wo Glückseligkeit und schwelgerisches Leben vor der Hand ein Ende hatten. Drenkova ist nur ein isolirtes Haus etwa fünf Stunden unterhalb Moldova am linken Donauufer mit Canzellei und Magazin, in grüner Einöde von der

[1] Man wechselt das Fahrzeug in Linz, in Wien, in Pesth, in Drenkova, in Orsova, zu Skela Kladova und in Galacz.

Administration der Dampfschiffe erbaut. Am 24. Juli um 1 Uhr Nachmittags ward gelandet und sämmtliche Wanderer mit Aufhebung alles aristokratischen Unterschiedes der bisher streng gesonderten Plätze wurden zugleich mit der ganzen Last des Gepäckes auf ein schmales, von acht Matrosen getriebenes Ruderschiff geworfen und in der Gluthhitze des Tages über die Stromschnellen und verdeckten Felsenriffe in reißender Strömung auf die Station nach Orsova gebracht. Die Qual dauerte fünf volle Stunden und war um so unerträglicher, je schöner die Landschaft ist, durch die sich der Fluß in ruhiger Majestät zwischen hohen, bis an den Gipfel mit Laubwald bedeckten Felsenufern zum eisernen Thor hinunterwälzt. Hier ist gleichsam der Bosporus der Donau, eine schweigsame, nur vom dumpfen Ton des über Felsen brandenden Stromes belebte Wildniß der lieblichsten Natur. Dichtes Eschengebüsch, Wallnußbäume, Linden, Pappeln, dunkler Eichenwald in milden Schwellungen, riesiges Gestein, thurmhoch im warmen Grünlaub aufgeschichtet, voll Geklüfte und abenteuerlicher Steingebilde, die neue Kunststraße mit römischer Kühnheit am linken Ufer ausgemeißelt, der Glanz der Sonne, die beim Vollstrom nur kurz rauschenden Katarakten, endlich die Kühle aus der Felsenschlucht, wo die Ufer am engsten und höchsten — die langen Baumschatten und die Abendstille ließen einen schwer zu beschreibenden Eindruck in der Seele des vorübereilenden Wanderers zurück.

In Orsova blieben wir die Nacht und den anderen Tag (25. Juli) bis 5 Uhr Abends, um die Pässe zu ordnen und alles zum Uebertritt aus den kaiserlichen Staaten in das verpestete Türkenland gehörig vorzubereiten. Das nächste Dampfschiff lag aber noch zwei Stunden unterhalb bei Tschernez, gegenüber der serbischen Ortschaft Skela Cladova am walachischen Ufer, und wir mußten noch einmal auf eine Ruderbarke; aber diesmal war sie breit, bequem, luftig, in der Abendkühle und vom Kapitän selbst geleitet, der von der Skela heraufgekommen, um Ladung und Fremde aus den Händen der österreichischen Quarantaine-Beamten zu übernehmen.

Die türkische Festung Neu-Orsova, auf einer Insel mitten im Strom und in Ruinen, wie der Islam selbst, mahnt an das Eiland Philä in Nubien und sein zerfallenes Heiligthum. Beide Inseln sind ungefähr von gleicher Größe, Nil wie Donau zwischen hohen Ufern zusammengedrängt; nur sieht man in Europa ringsumher Wald und Schatten, in Libyen Granit und verbranntes Gestein.

Eine Stunde unter Philä rauscht der Nil durch die Katarakten, eine Stunde unter Neu-Orsova braust der Ister durch die Schreckenspforte binnenländischer Abenteurer, durch das „eiserne Donauthor". Ein Felsen-Plateau, etwas mehr als eine Viertelstunde breit, mit zahnförmig über den Wasserspiegel hervorstechenden Spitzen, streicht schief über den Strom und

bildet bei niedrigem Wasserstand eine schauerliche Katarakte mit Tosen, Wirbeln und furchtbarer, weithin hörbarer Brandung. In der Mitte und zu beiden Seiten des grausenvollen Zincken-Kammes hat Natur oder Kunst gleichsam drei Thore oder Ausgänge aus dem zackigen Steingewirr für kühne Schiffer aufgegethan. Hier hat es vielleicht einiges Bedenken, und nicht ohne Bangigkeit sahen wir die ärmliche Barke mit reißender Schnelligkeit durch die Krümmungen der gähnenden Kantenlücke am walachischen Ufer in das stille Fahrwasser hinuntergleiten. Nach überstandener Gefahr versicherte dann freilich einer den andern, daß er durchaus nichts von Furcht empfunden habe. Wie am Nil, kann man auch hier zur Zeit des Hochwassers mit Hülfe von 50—60 Paar Ochsen kleinere Schiffe sogar stromaufwärts bringen. Zugleich endet aber auch bald unterhalb des Thores der romantische Charakter des Donauflusses und seiner Ufer. Von nun an wird das Land auf der walachischen Seite flach, traurig und trostlos, wenigstens für Leute, die aus Germanien kommen, wo man Wald und Berge liebt. Das serbische Ufer jedoch bleibt dem Charakter hügeliger und buschreicher Lieblichkeit bis an die Landesgränze im Timok-Delta ohne Unterbrechung treu. Tschernez selbst hat auch nur erst ein einziges europäisches Haus, worin der Arzt der Donaugesellschaft wohnt; das übrige sind aus Stroh, Schilf und Schlamm zusammengepappte Zigeunerhütten.

Morgens früh (26. Juli) ging es auf der „Pannonia“ über die im Wasser begrabenen Pfeilerreste der Trajansbrücke und an der bulgarischen Grenzfestung Widdin vorbei, in 16 Stunden nach Rahova, wo wir vor Anker übernachteten; dann in 12 Stunden bis Giurgewo und von dort in 19 nach Ibrail (Braila), wo man das drittemal vor Anker schlief. Von Ibrail nach Galacz ist nur eine Stunde Fahrzeit, und am 29. Juli Morgens wurde daselbst ans Land gestiegen, um die Ankunft des von Konstantinopel heraufschiffenden „Ferdinando Primo“ abzuwarten. Galacz ist schon eine sehr große Stadt, aber ganz aus Brettern und Koth zusammengeleimt, voll Grind, Staub und handeltreibenden Juden, bei 35° Wärme und einem einzigen, ärmlichen Einkehrhaus nach Art des Morgenlandes. Jedoch fängt man an Steinhäuser zu bauen und die Straßen mit Hochpflaster zu versehen. Auch Gasthöfe sind im Antrag und vielleicht noch in diesem Jahre zu besserer Bewirthung der Fremden bereit. Die Rast in diesem gesegneten Orte dauerte dritthalb lange Tage, deren Last ich aber nach zufälliger Bekanntschaft und gastlicher Aufnahme im Hause des k. k. österreichischen Consuls, Hrn. v. Huber, eines kenntnißreichen und feingesitteten Mannes, nur kurze Zeit zu ertragen hatte. Physisch und geistig gelabt und mit neuen Empfehlungen versehen, kam ich am 31. Juli Abends von der Hochstadt auf den Strand herab und bezog

mit nur noch zwei andern Fremden den geräumigen Saal des „Ferdinando". Die große Masse der Reisenden begnügte sich mit einem Platz auf dem Verdeck. Die Nacht blieb man noch vor Anker und am 1. August schwamm das Boot nach eilfstündiger Fahrt um 3 Uhr Nachmittags durch die Donaumündung bei Suline in das schwarze Meer hinaus. Der Strom ging voll und tief, und zu beiden Seiten des Ausflusses sieht man neugebaute Häuser der Russen, ein Kirchlein mit kuppelförmigem, hölzernem Glockenthurm und einen Felberhain. An der Kapitänstafel aßen wir Birnen aus Trebizonde, erreichten nach einer stürmischen Nacht am 2. August Nachmittags 3 Uhr die Rhede von Varna, und Tags darauf um 10 Uhr Morgens den Eingang des thracischen Bosporus und noch vor 12 Uhr Mittags rollte der Anker auf den Grund des 150 Fuß tiefen goldenen Horns zu Konstantinopel nieder. Die Summe der wirklichen Fahrzeit von Regensburg bis zum Landungsplatz, im Angesicht des großherrlichen Serai, betrug nur 196 Stunden Zeit, d. i. 8 $^1/_6$ Tag. Abweselnd mit der „Pannonia" geht die „Argo" alle 14 Tage einmal am türkischen Ufer bis Czernavoda, von wo man Passagiere und Gut in acht Stunden Zeit, auf Wagen nach Kostendschi an das Pontusufer bringt, so daß schon öfters Reisende aus Wien am neunten Reisetag in Konstantinopel waren.

Die eleganten Herren und Hofgelehrten im Hauptquartier Mark Aurels klagten zu ihrer Zeit bitterlich über die unästhetischen, langen, bretternen, gräßlichen Gesichter der Donauanwohner von Lorch bis Vindobona. Was würden diese Verzärtelten heute sagen? Oberösterreich ist wie ein herrlich angebauter englischer Park und gerade das gemeine Volk im Allgemeinen von ausgezeichneter Wohlgestalt. Der schlanke Wuchs, die feinen Züge und das frische Blut der Jugend beider Geschlechter unter dem Bürger- und Bauernvolke jener Gegend muß jeden Fremdling aufs freundlichste überraschen, während es in Europa Länder gibt, wo die besser genährten und sogenannten höheren Klassen der Bevölkerung nicht viel feiner aussehen als Zigeuner und Bärentreiber. Dazu rechne man noch den milden Sinn und die Rechtlichkeit, wovon ich schon früher, besonders aber dießmal in dreitägigem Aufenthalt wiederholte und auffallende Proben erfuhr, und man wird begreifen, daß ich den Unfall wenig bedauerte, der mich in diesem schönen Theile des eben so klug als glücklich regierten Oesterreichs einige Tage zurückgehalten hat. Daß ich einen der 32 Maximilianischen Festungsthürme, dann die „frommen Jesuiten-Väter" in ihrer romantischen Einöde auf dem Freien-Berge, ebenso den lieblichen Waldhügel ober dem Calvarienberge auf dem rechten, und das wundervolle Pöstlin am linken Ufer der Donau besuchte, um das Panorama einer unver-

gleichlich schönen Landschaft zu betrachten, versteht sich ohnehin. Man hat seit Napoleons Fall und seit der Herrschaft der liberalen Ideen in Europa das aristokratische Oesterreich in sehr abweichendem Sinn beurtheilt, aber die Kritik beginnt allmählig zu verstummen, ja fast in das Gegentheil umzuschlagen, weil im Grund genommen der Erfolg die letzte und inappellable Instanz alles menschlichen Sinnens bildet. Heute, wo man sich in Europa zählt und ein Volk das andere mißt und nebenher genau berechnet, wie weit Kraft und Wille reicht, darf sich Oesterreich rühmen, seiner Schweigsamkeit ungeachtet in allen Künsten des Friedens wie des Krieges mit den gewecktesten und verfeinertsten Nationen des Occidents auf gleicher Höhe zu seyn.

An Pesth, das wir erst um Mitternacht erreichten und um 4 Uhr Morgens wieder verließen, wollen wir ohne Erinnerung vorüber ziehen, nicht etwa aus Mangel an Redestoff — wir könnten ja ebenfalls Hammer plündern und hundertmal Gesagtes als Variante wiedergeben; — wir haben uns aber nun einmal vorgenommen, dem Leser ohne Sykophantenkunst nur Selbstgesehenes und Selbstempfundenes in möglichst treuem Bilde vorzumalen.

Desto reichern Stoff zu Betrachtungen höchst ernster Natur böte auch bei nur mäßiger Redseligkeit das alte Bulgarenland, nicht sofast weil unser Fahrzeug in vier Stationen der ganzen Länge nach von

Widdin bis zur Donaumündung am nördlichen Rande dieses weiland berühmten Slavenreichs vorüberstrich, oder daß irgend ein kirchlicher Gährungsprozeß das geplagte Christenvolk zwischen Balkan und Donaustrom in Furcht und Hoffnungen bewegte wie das deutsche Land. Nein, das wäre noch kein Grund, die fliehende Skizze festzuhalten und noch innerhalb des Suline-Thores im Laufe stillzustehen. Man weiß ja, daß wir den Volksglauben aller Orten duldsam schonen und besonders geistlichem Gewerbe überall mit Respekt aus dem Wege gehen. Und hätte man auch im Gegensatz zur baumlosen, öden, traurigen Humusfläche des Wlachen-Ufers das schwellende Hügelland des Bulgarensitzes, die reichen Laubholzwälder und hellgrünen Triften in der Nachbarschaft des lieblichen Nicopolis beim Vorüberschiffen wahrgenommen, so wäre auch dieser Landschaftsunterschied der beiden Uferstaaten mit wenigen Worten anzudeuten ohne längern Aufenthalt. Wahrheitsliebe zwänge sogar, beschränkend beizufügen, daß auch dieser Zug bulgarischer Lieblichkeit mit Baumschatten und quellenreicher Fülle schon um Rassova, wo sich der Strom in rascher Wendung nördlich beugt, allmählig ganz erstirbt und die melancholische Färbung des braunrothen, völlig nackten, ausgetrockneten, trostlosen Erdreichs der sogenannten Dobrudscha, weit eher die Nachbarschaft des todten Meeres als des „gastlichen“ Pontus vermuthen ließe. Auf die Frage: welcher Ort unserer

Wanderzüge in der Seele den meisten Trübsinn, die meiste Niedergeschlagenheit und Melancholie zurückgelassen, müßte man unbedingt bulgarisch Hirsova an der untern Donau nennen. Die nubische Wüste mit all ihren Schrecknissen schien uns weniger kläglich, ja Dank den phantastischen Schwingungen ihrer Terraingebilde, sogar noch romantisch ausgeschmückt, wenn neben das Bild des zwischen zwei konischen, von Frost und Sonnengluth röthlich versengten Hügeln eingekeilten Hirsova hingestellt. Castell und Städtchen haben die Russen im letzten Kriege, wie alle befestigten Uebergangsorte des rechten Stromufers, in vorsichtiger Berechnung abgebrochen, die Türken aber aus Indolenz nicht wieder aufgebaut. So weit das Auge reicht, nicht ein einziger Baum, nicht einmal ein verkrüppelter Strauch, nirgend Schatten, kein Labsal, und wir begriffen nicht, wie der Mensch in solcher Trübsal seine Hütte bauen mag. Selbst der Strom, als wäre er alt und müde vom langen Lauf, sinkt schlapp auseinander und wälzt schweigend zwischen gedehnten, kaum über den trüben Wasserspiegel steigenden, schilfverwachsenen Schlamm-Eilanden ohne Ungestüm und ohne Kraft die matte Fluth vorüber. Doppelt grauenvoll mußten in solcher Oede die wilden Reitervölker, die Hunnen, Avaren, Petschenegen und Mongolen für die verzagten Byzantiner seyn, wenn sich ihre blut- und beutelüsternen Schwärme wolkenähnlich am Strome

niederließen und den Bosporus bedrohten. Hier vom Schicksal ereilt zu werden, wäre ein doppelt jammervolles Loos. Tomi, an dem man zwischen Suline und Varna vorüberschifft, ist nicht reizender, ja wo möglich noch trauriger als die Landschaft um Hirsova, weil in Ovids Verbannungsort sogar die matte Felberweide und das düstere Grün des Donau-Schilfes fehlt,

Adspiceres nudos sine fronde, sine arbore campos.

Nur Schulgelehrte, denen die eigene Schattenlaube Maaß für alle Zonen ist, können dem Sänger der »Tristia« Verweichlichung und unmannhaften Sinn zum Vorwurf machen, wenn er das Leben in der weltherrschenden Roma des Cäsar Augustus entzückender und wünschenswerther als die Seligkeiten der Donaumündung und des Pontusstrandes fand.

Daß uns aber die dreitägige Rast im sommerheißen Galacz ebenfalls das Recht verliehe, irgend ein Compendium aufzuschlagen und den Leser übersichtlich mit der Geschichte der beiderseitigen Uferstaaten Moldowlachia und Bulgarei, vom Anbeginn der historischen Kenntniß bis zu dieser Stunde heimzusuchen, und insbesondere die Donau-Uebergänge von Darius bis Diebitsch-Zabalkansky umständlich aufzuzählen, soll nach dem Exempel vielgepriesener Wanderbücher hoffentlich von niemand bestritten werden. Gewiß könnten wir mit nur etwas Unbarmherzigkeit zum wenigsten die Uebergänge der

Slavenvölker (vom 6.—9. Jahrhundert) und ihre Einsiedelung auf byzantinischem Boden zusammenregistriren und den Hartgläubigen unserer Zeit wie im Kaleidoskop vorüberführen. Jedoch auf alle diese Rechte wollen wir verzichten, wollen alle diese Erinnerungen für uns selbst behalten und nur im Vorübereilen ein Wort über die Bulgarenfestung Silistria und die Russen sagen. Wir sind zwar in Silistria (Dorystolon und Dristra der Byzantiner) nicht selbst an's Land gestiegen, haben aber seine Lage auf dem waldigen, von tiefen Erdrissen umfurchten, reben- und gartenreichen Hügel am Einfluß des Dristrabaches in die Donau deutlich genug gesehen. Auch der Nichtstratege muß in Silistria ein von der Natur selbst erbautes und gleichsam sich selbst schirmendes Bollwerk der Donauländer erkennen und es den Russen gar nicht übel nehmen, wenn sie sich bei Zeiten und wiederholt um diesen Punkt bemühten. Wären sie nicht früher als unter Katharina II., wie man sichs gewöhnlich denkt, vor der Festung erschienen und hätten sie diese berühmte Vormauer des Türken-Sultanats nach unsäglichen Anstrengungen wirklich in unsern Tagen (1829) zum Erstenmale in ihre Gewalt gebracht, so hätten wir nichts zu erinnern gehabt und wären ohne Rückblick auf vergangene Zeiten gegen Wind und Wellen an den traurigen Schilfeilanden des Donau-Delta vorüber in den Pontus hinaus geschifft. Die Russen haben

aber schon um 967 unserer Zeitrechnung, d. i. mehr als neunthalbhundert Jahre vor Diebitsch-Zabalkansky Silistria und das ganze Bulgarenland bis an die Hämuspässe in ihrer Gewalt gehabt. In Swätoslaw, dem noch heidnischen Großfürsten und ersten Eroberer Bulgariens, spiegelt sich Natur und Schicksal des russischen Staats urvorbildlich für alle Zeiten schon im Laufe des zehnten Jahrhunderts ab. Kaum gegründet durch die Scandinavierfamilie Rurik (862) erkannte dieses große Slavenreich seine Weltbestimmung und sein Geschick, und wälzte wie von wildem Instinct getrieben mit hartnäckiger Beharrlichkeit die Wellen seiner Kraft nach Byzanz herab. Von Groß-Nowgorod ward der Herrschersitz nach Kiew am Dnieper verlegt, um dem Brennpunkt aller Slavensehnsucht, der Kaiserstadt (Tsarigrad) im günstigen Augenblick näher zu seyn. Diese frühzeitige Standhaftigkeit der Russen-Politik ist um so mehr zu bewundern, da die ganze Nordküste des schwarzen Meeres mit den Landschaften, die man heute Ukraine, Bessarabien und Moldowlachia nennt, damals in der Gewalt des nomadischen Reitervolks der Petschenegen standen, die den abenteurenden Russen den Weg verlegten und allen unmittelbaren Verkehr zwischen Konstantinopel und Kiew unmöglich machten. Man weiß, daß die Russen dieser Hemmniß ungeachtet durch kühne Benutzung der Fluß- und Küstenfahrt schon unter Swätoslaw's unmittelbaren Vorfahren (879—944)

dreimal in großer Macht vor Byzanz erschienen und sich das vierte Mal nur durch Bitten, Gold und Tribut des verzagten Imperators besänftigen und an der Donaumündung zu Frieden und Freundschaft bewegen ließen. Aber ein Russenfürst, der leben will, kann und konnte niemals ruhig bleiben. Swätoslaw fühlte das Beengende seiner Stellung und drang mit gleicher Heftigkeit gegen Don, Kaukasus und Pontus Euxinus vor, bis ihn die Thorheit des griechischen Hofes durch Uebersendung von fünfzehn Centnern Goldes zu einem Angriffskrieg wider das verhaßte Bulgarenreich verlockte und somit das russische Ungewitter herwärts auf die Gipfel des Hämus rief. Der Großfürst erschien mit 60,000 Mann Fußvolk an der Donaumündung, schiffte in unabsehbarem Zug den Strom herauf, schlug die Bulgaren am Landungsplatz und nahm mit der Festung Dristra (Silistria), wohin sich die Ueberwundenen geflüchtet hatten, zugleich das ganze Reich in Besitz (967 n. Chr.). Das Schrecken über die raschen Erfolge der Russen war so betäubend, daß man zu Konstantinopel eilig die Festungswerke ausbesserte und sogar die Wurfmaschinen auf die Mauer stellte, als wäre Swätoslaw mit seinen „thierisch-ungestümen" Siegerschaaren schon vor dem goldenen Thore aufgestellt. Ein Angriff der Petschenegen auf Kiew nöthigte zwar den Großfürsten mit einem Theil des Heeres heimzueilen, er gestand aber nach Vertreibung des Feindes in

der Bojaren-Versammlung ohne Scheu, „er wolle und könne nicht mehr in Kiew bleiben, weil ihm der Aufenthalt in seiner neuen Bulgarenresidenz Preßlava (Prästhlava der Byzantiner und Breslau der Deutschen) weit erfreulicher als in Kiew sey. Aller Reichthum der Kunst und Natur fließe in der bulgarischen Hauptstadt als im Mittelpunkt des Landes zusammen. Griechenland sende Gold, Seidenstoffe, Wein und edle Früchte; aus Böhmen und Ungarn bringe man Silber und Pferde, und die Russen kämen mit Pelzwerk, Honig, Wachs und Sklaven." Ueberhaupt meinte der barbarische, aber wie es scheint, nicht kurzsichtige Rurikfürst, nicht blos Bulgarien, sondern das ganze griechische Reich in Europa müsse sammt Böhmen und Ungarn das Gesetz von den Russen empfangen. Swätoslaw begnügte sich nicht mit Reden, er handelte auch nachdruckvoll, stieg mit Macht über den unvertheidigten Hämus nach Thracien hinab und bestrafte den Widerstand der halb griechischen, halb bulgarischen Bürgerschaft in Philippopel nach Eroberung der Stadt in slavisch-wilder Grausamkeit durch Pfählung von 20,000 Männern, gleichsam als wären es meineidige Rebellen wider gesetzliche Obrigkeit. Zum Unglück für die Russen hatten sie es mit einem Gegner zu thun, der zwar durch Kaisermord auf den Thron gelangte, aber sonst ein ungemein gottesfürchtiger Herr, ein höchst andächtiger Christ

und nebenher kluger Staatsmann und trefflicher Stratege war. Johannes Tzimisces wollte sich anfangs die Russen auf dem Wege der Unterhandlung vom Halse schaffen und ließ durch einen Gesandten dem Großfürsten zu wissen thun, er möge nun, da er die vertragsmäßige Entschädigung (15 Cent. Goldes) für seinen bulgarischen Heereszug erhalten habe, das Land räumen und wieder in sein angestammtes Reich nach Kiew zurückkehren, indem Bulgarien nicht den Russen, sondern von Alters her dem römischen Imperator von Byzanz gehöre. Aus der Antwort des Großfürsten merkte Tzimisces freilich schnell, daß auf diplomatischem Wege mit den Russen nichts auszurichten sey und daß man diesem Volke mit andern Mitteln kommen müsse. Nur gegen Erlegung einer „sehr großen Summe Goldes" und gegen baare Ablösung der Kriegsgefangenen sammt allen eroberten Städten, antwortete Swätoslaw, werde er das ihm so reizend scheinende Land verlassen; können oder wollen aber die „Römer" die verlangte Summe nicht zusammenbringen, so mögen sie selbst ungesäumt die europäischen Provinzen räumen, auf die sie ohnehin kein Recht hätten, und sich nach Asien zurückziehen; das sey die einzige und letzte Bedingung, von den Russen Frieden zu erhalten. Swätoslaw sandte nur eine Abtheilung des Heeres über den Hämus, hielt mit einer zweiten die Bulgaren-Residenz Präßlava in Zaum und lagerte mit dem Hauptcorps in dritter

Linie bei Silistria (Dristra), wo zugleich die einzige Hoffnung im Unglück — die Fahrzeuge standen, die ihn und seine Kriegsgefährten aus der Heimath nach Bulgarien getragen hatten. Erst im fünften Jahre russischer Herrschaft im Lande, nachdem man mit abwechselndem Glücke diesseits der Gebirge gestritten hatte, zog endlich der Kaiser selbst zu Wasser und zu Lande wider Swätoslaw. Tzimisces drang unvermuthet durch die Päſſe, stand wider alles Erwarten der sorglosen Russen vor Präßlava, nahm in Folge eines scharfen Gefechtes Stadt und Burg und rückte mit der ganzen Macht vor Silistria, wo die byzantinische Branderflotte zum Schrecken der Russen zugleich erschienen war. Nach sechs mörderischen Schlachten, die Swätoslaw seinem kaiserlichen Gegner im offenen Felde außerhalb der Festung lieferte, war das russische Heer auf 22,000 Mann geschmolzen und die Hoffnung des Sieges aufgegeben. Schon nach dem fünften Gefecht beriethen sich die Russen, ob man fliehen oder kämpfend sterben soll? „Siegen oder rühmlich untergehen" (ἢ νικῶντας ζῆν ἢ εὐκλεῶς τελευτᾷν) war der einmüthige Beschluß und man ging ungebrochenen Muthes zum letzten Gefecht hinaus, in welchem, wie in allen früheren, ein Seitenangriff von 13,000 geharnischten Lanzenreitern den lange zweifelhaften Sieg endlich, am Abend noch, zum Vortheil des kaiserlichen Heers entschied. Bedenkt man, daß die Russen ohne Reiterei, wie ohne Ver-

bindung mit der Heimath waren und einem großen Kapitän gegenüber standen, so brauchen sie sich der Capitulation von Silistria eben so wenig zu schämen, als ihre späten Urenkel über die Bedingnisse von Austerlitz zu erröthen haben. Swätoslaw verlangte Waffenstillstand und versprach Bulgarien zu räumen und die Gefangenen ohne Lösegeld frei zu geben, wenn der Kaiser seinerseits gelobe, die Russen weder beim Aufbruch noch auf der Wasserfahrt durch seine Branderflotte zu beunruhigen, die nöthigen Lebensmittel für das besiegte Heer zu liefern und den Russen noch ferner den alten Handelsverkehr in Konstantinopel zu gestatten. Der Kaiser, der des Friedens bedurfte, willigte mit Freuden in Alles, und nach förmlichem Abschluß des Vertrags sahen sich beide Gegner außerhalb der Festung am Donaustrom. Der Kaiser hielt mit seiner geharnischten Reitergarde am Ufer, der Großfürst blieb auf der Ruderbank des Kahnes sitzen, in welchem er herausgekommen war; er sagte nur einige Worte über den Frieden und kehrte wieder in die Stadt zurück. Ein Augenzeuge, der byzantinische Hofdiacon Leo, hat die Scene beschrieben und der Nachwelt zugleich das Conterfei des Russenfürsten aufbewahrt. Swätoslaw war mittlerer Größe und von zierlichem Ebenmaaß der Körpertheile: struppige Brauen, Eulenaugen, stumpfe Nase, Kinn ganz und Kopf bis auf je eine an den Schläfen herabhängende Locke glatt geschoren, die Oberlippe von dichten weit-

herabreichenden Barthaaren beschattet, kräftiger Nacken, breite Brust, Goldschmuck mit Carbunkel zwischen zwei Perlen in dem einen Ohr, und endlich ein finsterer melancholisch-wilder Blick sind die übrigen Züge im Bild des Rurikssohnes vor Silistria. Der Fürst trug bei der Unterredung ein weißes Gewand, nicht schöner, aber reinlicher als die Gefährten, und schwang beim Kommen und Gehen das Ruder wie der gemeine Mann. Dieses Russen-Epos vor Silistria ist vielleicht das lehrreichste Ueberbleibsel der byzantinischen Geschichte. Der standhafte Muth und die Todesverachtung, mit welcher das russische Fußvolk sechs Mal hintereinander in das Treffen ging, erfüllte selbst die siegenden Byzantiner mit Entsetzen. „Die Russen fliehen nicht," sagt Leo Diaconus. [1] Die gigantischen Gestalten und der wilde zornvolle Blick der Soldaten Swätoslaws haben in der Bevölkerung Konstantinopels einen erblichen, unaustilgbaren, heute noch lebenden Eindruck zurückgelassen. „Das falbhaarige Geschlecht der Nordischen wird die Stadt erobern," ist der bekannte und in der Hauptstadt des Orients seit neunthalbhundert Jahren geglaubte Orakelspruch. Bei den meisten Menschen verliert eine Drohung von so altem Datum nur zu leicht ihr Gewicht; in keinem Falle aber hätte man über zu große Eile der Verhängnisse zu klagen, wenn

[1] οἱ Ῥῶς διεμάχοντο, μὴ δόντες νῶτα τοῖς ἐχθροῖς. VIII, 7.

Swätoslaws insolenter Spruch durch den Einzug der „falben Krieger“ in Stambol am Ende doch noch eine Wahrheit würde. Die Zeit, Vorsorge zu treffen, hat uns wahrhaft eben so wenig als der stumme Fingerzeig gefehlt, wie noch längerer Aufschub, wo nicht gänzliche Abwendung des byzantischen Gerichts zu erzielen sey! Wer von den wiederholten Byzanzbedrängungen durch die Rurikfürsten des 9. und 10. Jahrhunderts auch nur die Scenen von Silistria kennt, hat auch schon errathen, warum sie ohne Erfolg geblieben und warum die verzagten Byzantiner nicht schon damals nordischer Kraft und scythischem Uebermuth erlegen sind. So lange sich von Don und Wolga her nach der Reihe lebendige Völkerkeile zwischen Nowgorod, oder wenn man will, zwischen Kiew und Konstantinopel hineinschoben und gleichsam den Weg verlegten, mußten selbst die heldenmüthigsten Anstrengungen der nordischen Ungethüme, auf byzantinischem Boden feste Sitze zu gewinnen, vergeblich seyn. Zwischen den beiden Friedensschlüssen von Silistria (971) und Adrianopel (1829) sind 858 Jahre verflossen — langes und furchtbares Noviziat des russischen Volkes zum Eintritt in den traurigen Orden des byzantinischen Ritterthums. Dank dem Slavengenius, die Russen haben alle Proben überstanden, haben alle Vorbedingungen erfüllt und stehen heute als Gebieter und wohlbestallte Hausherren an derselben Donaumündung, durch welche

Swätoslaw mit den Trümmern seiner Macht gleichsam bittweise und verstohlen hinausgezogen ist. Es sind zum Theil noch immer die Russen des Leo Diaconus, dieselbe Todesverachtung, dieselbe thierisch-wilde Unerschrockenheit im Gefecht, aber auch derselbe Geschmack für Beute, Raub und Gold, dieselbe unerträglich-übermüthige Tyrannenlaune (ἀκάθεκτος ὕβρις) und dieselbe stupide Grausamkeit in Herrschaft und Gewalt, wie einst im Bulgarenland.[1] Nur in einem Punkte sind es nicht mehr die Russen des Leo Diaconus, jene freiheitstolzen, ritterlich-soldatischen Männer, die wohl einen Führer in Krieg und Frieden, aber keinen Herrn und keine körperlichen Strafen duldeten. Nicht etwa blos der Edelmann war frei wie bei uns im Occident, bei den Russen gab es damals (10. sec.) schon einen freien Bürgerstand in den Städten und sogar freie Ackersleute, während im Westen Alles Knecht und hörig war. Leben, Freiheit oder Gold sühnten die Missethat, aber schlagen durfte Niemand einen freien russischen Mann. Nicht blos in persönlicher Würde, auch in Kunst, Sitte und Gewerbsamkeit standen die Bewohner von Kiew und Nowgorod höher als das germanische Abendland. Mit Vernunftgründen, nicht mit Peitschenhieben regierte man die Russen des zehnten Seculums. Die

[1] Blos auf den Verdacht geheimer Abneigung ließ der Großfürst von den vornehmen Bulgaren 300 hinrichten, die übrigen aber ins Gefängniß werfen.

Großfürsten redeten öffentlich vor dem Volke über das Gemeine-Wesen; aus freiem Antriebe, mit Einsicht und Selbstkenntniß sollte das Volk die Befehle des Herrschers vollziehen. Freilich war man unter solchen Umständen damals weniger bequem und leicht Großfürst von Kiew, als man heute Autokrat an der Newa ist.

Swätoslaw selbst ist, wie bekannt, auch nicht mehr ganz derselbe geblieben, wie einst auf der Ruderbank vor Silistria. Swätoslaw hat inzwischen das Credo geändert und den Knebelbart etwas abgestutzt, er hat auch sonst die Toilette verschiedentlich verbessert und redet insbesondere nicht mehr so derbe und unverschämt, wie in der Bulgarenburg zu Präßlava. Swätoslaw hat zwar noch ganz dieselben Appetite für Byzantinisches, aber er gesteht es nicht mehr so offen ein, er läugnet es sogar und versichert seine Nachbaren hoch und theuer, Sebastopol und Suline seyen von jeher das Aeußerste und Letzte gewesen, das er gewünscht und angestrebt; ein Mehres wäre ihm sogar lästig, und er möchte es nicht einmal, selbst wenn er es haben könnte. Die Nachbaren glauben ihm dieses natürlich auf sein Wort, sintemal Swätoslaws Handlungen überall im schönsten Einklang mit dem Worte sind. Swätoslaw ist ja inzwischen, wie wir alle wissen, beim Groß-Chan zur Schule gegangen, hat schwere Zeiten erlebt, nebenher aber mancherlei profitirt, was ihm

jetzt gut zu statten kommt. Ja so weit geht Swätoslaw in Uneigennützigkeit, in Nächstenliebe und Sorge für öffentliches Wohl, für allgemeine Stille und Glückseligkeit in Europa und Asien, daß er mißtrauische Nachbarsleute im Occident eigenhändig auf Mittel und Wege führte, wie sie ihm bei etwaiger — versteht sich unwillkürlicher Regung der alten slavischen Erbsünde mit Erfolg Widerpart halten und russischen Uebergriffen undurchbrechliche Dämme setzen könnten. „Ihr habt blos dem byzantinischen Türken-Imperator die Schiffe zu verbrennen und auf dem äußersten Punkte seines Reiches — aber ja recht weit von mir — ein kleines gräkoslavisches Fürstenthum mit unterbundenen Pulsen einzurichten, als kräftige Wehr gegen das Slaventhum, und ihr habt mich gelähmt für jetzt und immer. Nur von den Donauländern müßt ihr euch ferne halten und absonderlich den Gedanken „durch Colonien oder Vorkehrungen noch ernsthafterer Natur von Westen her einen lebendigen Völkerdamm zwischen Russen und Byzantinern aufzubauen" als corrupte, eitle, unpraktische Chimäre deutscher Köpfe unterdrücken." — Dieser letzten Katechese hätte es nach dem Dafürhalten der meisten Kenner nicht einmal bedurft. Denn wer in Deutschland dächte in so milden Zeiten an „Vorkehrungen ernsthafterer Natur" in den Unter-Donauländern? wer an „lebendige Keile" oder auch nur an deutsche Colonien in bulgarisch Nicopoli, wo einst Bajesid die

Europäer schmählich überwunden hat? Oder sichern nicht etwa Swätoslaws gottesfürchtige Gesinnungen und im schlimmsten Falle Klüber's Handbuch der neuesten Staatsverträge im Orient wie überall auf ewige Zeiten und ohne weitere Mühe Frieden und Sicherheit? Und versandet auch am Ende die Sulinemündung, so ficht uns auch der Sand nicht an, wir bewahren unser Phlegma, graben den Kanal von Czernavoda und kommen nur um so schneller in den Bosporus.

Stambul hat sich seit unserer letzten Anwesenheit im Jahr 1833 nicht unbedeutend verschönert, man sieht gegen die Sitte früherer Zeit viele große, solide Gebäude und sogar gepflasterte Straßen, und in Pera schlägt das christliche Wesen mit Steinhäusern, Glockengeläute ohnehin jedes Jahr tiefere Wurzeln. Nur Galata unten am Berge hat seine schmutzige, bretterne Gestalt noch großentheils bewahrt. Indessen hat dieses vielfach berüchtigte Stadtviertel dennoch ein für den Ort billiges und sicheres Unterkommen (aquila negra) nahe am Landungsplatz. Das Eigenthum ist in Galata und Pera bekanntlich so flüchtiger Natur und geht so leicht mit einseitiger Zustimmung von einem Besitzer zum andern über, daß der vorsichtige Fremdling seine Baarschaft am sichersten am Leibe trägt und in Privathäusern sich vor einer Wohnung zu ebener Erde hütet. In der Locanda zum schwarzen Adler sind die Augen des Gastwirths

und seiner Untergebenen, einer ehrbaren Familie aus Triest, beständig offen, und der Reisende kann ruhig seiner Wege gehen. Auffallend durch kräftigen, derben Körperbau sind seit Sultan Mahmuds Reformen in Stambul nur noch die Gondoliere und die Derwische. Der Derwisch ist wohlgenährt, geht aufrecht, blickt entschieden und trotzig, weil er sich vor aller Neuerung sicher weiß und seine Macht über die große Masse kennt. Nichts gleicht aber auch der kühnen Ruhe, mit welcher besonders die Dreh-Derwische nach ihrem begeisterten Wochentanz durch die Gassen schreiten. Zu verwundern ist es nur, daß von den vielen europäischen Rathgebern der hohen Pforte noch keiner auf das Projekt verfiel, die Derwischklöster mit Einem Schlage in Kasernen zu verwandeln und ihren rüstigen Bewohnern die Flinte in die Hand zu geben, wie es einst mit den Waffen seines Zeitalters, in derselben Stadt und in demselben Lande Sultan Medschids Vorgänger, der christliche Imperator Konstantin Copronymus, bei allgemeiner Umwandlung der Institutionen des byzantinischen Reichs nicht ohne großen Erfolg unternommen hat. Dieß wäre der sicherste und schnellste Weg dem Padischah ein kräftiges, gutgebildetes, schlagfertiges Heer zu schaffen. Nur will der türkische Derwisch allzeit gut genährt, gut gekleidet, und vor allem gut und pünktlich besoldet seyn, und in diesem Punkte fehlt es eben zu Konstantinopel in einem Grade, daß man

letzthin einem Häuflein von 1600 Mann albanesischer Söldner, die man eines Lokaltumultes wegen mit Dampfbooten über Samsun nach Amasiah schickte, weder Kleid, noch Brod, noch Löhnung zu geben hatte. Die Widerspenstigen wichen nur der eidlichen Zusicherung eines Wesirs, daß man ihnen ungesäumt das Schuldige nachsenden, bei längerer Widersetzlichkeit aber sie sammt dem Schiffe im Hafen von Konstantinopel verbrennen werde.

Wer trübsinnige Eindrücke im erhabensten Style liebt, der betrachte nur im Schein der Abendsonne die konstantinopolitanischen Stadtmauern vom goldenen Horn bis zum Marmorameer. Der riesige über Thal und Höhen majestätisch ziehende Bau, das schwärzliche Gestein, die Oede, das dunkelgrüne Epheugeranke um halbeingestürzte Zinnen und Thürme, der Drang der Zeit, Noth und Verlassenheit der Gegenwart und die Erinnerung an alles, was seit fünfzehn Jahrhunderten im Schooße dieses ältesten Bollwerks der christlichen Welt geschehen, erfüllt das Gemüth des Wanderers mit Ernst und Melancholie. Erde und Thiere um Stambul, sagt man, seyen von bewunderungswürdiger Güte und Sanftheit; man finde kein giftiges Thier, das Pferd schone den mitten auf dem Wege schlafenden Hund, und sogar der Falke niste friedlich mit der Turteltaube auf demselben Baum und suche seinen Raub anderswo (?), nur der Mensch sey in Stambul böse — ein hartes,

aber vielleicht nicht ganz ungerechtes Wort das die Begebenheiten der Stadt von Konstantin dem Großen bis Sultan Abdul-Medschid Chan eher zu bekräftigen als zu widerlegen scheinen. Und vielleicht ist auch die Zeit nicht fern, die Lokalsage aufs neue durch die That bewährt zu sehen. Was die Byzantiner unter Anastasius und Andronicus I. waren, sind sie heute noch; das Glaubensbekenntniß macht keinen Unterschied.

Das eintönige, freudelose Leben der türkischen Städte, das mühevolle Ringen ihrer Bewohner von früh bis spät um ihr kärgliches Brod, das armselige Leben unter Schmutz, Lumpen und Ungeziefer, erregt bei Leuten des Occidents ein schwer zu beschreibendes, langweiliges, peinliches Gefühl; man wird traurig und glaubt zusehends und schnell selbst zu verwildern und zurückzusinken. Da ist kein Buch, kein Studium, keine Rede, kein geistiger Genuß, keine politische Neugierde; Niemand schreibt, druckt und liest; dem Thiere gleich trachtet der Mensch nur wie er den Hunger stille und sich und seine Brut vor den Griffen der überall lauernden Gewalt sicher stelle. Wie erhaben und durchlauchtig erscheint uns da Germanien in der Ferne mit seiner Literatur, seinem Wissen, seinem Dürsten und Ringen nach geistigen Gütern, nach Kenntniß, Wahrheit und Entdeckung. Deutschland ist wahrhaft eine Schule der Weisheit, der Sitz des Lebens und des einzigen, vernünftiger Geschöpfe würdigen Ruhmes!

Sie sehen, Türken und Langweile unter barbarischen Menschen stellen die Vorzüge unserer Heimath und vaterländischen Sitte in ein glänzenderes Licht und entzünden die Liebe nach den wahren Reichthümern des deutschen Lebens heißer und schneller als die stereotypen Hymnen Ihrer patriotischen Schmeichelredner. Oder soll wahre Vaterlandsliebe keinen Tadel, kein Epigramm ertragen, und allezeit nur Dithyramben heischen? Ein Freund der immer bewundert und Alles lobt, erregt am Ende Verdacht und Ueberdruß.

Ueber die schöne Lage von Stambul und die unübertrefflichen Reize des Bosporus hat man in Europa schon lange alles gesagt und geschrieben, was sich in Prosa und Versen nur immer in der menschlichen Rede verkünden läßt. Veni et vide! kann man allein noch hinzusetzen. Ebenso darf man sich in Acht nehmen, den alten Streit, ob Konstantinopel oder Neapel den Vorzug verdiene, wieder anzuregen, seitdem ihn ein deutscher Baron eben so geistreich als unwiderleglich entschieden hat: »*Madame l'Ambassadrice, si Naples avait le Bospore, Naples l'emporterait sur Constantinople, et si Constantinople avait le Vésuve, Constantinople l'emporterait sur Naples.*«

Freitag 7. August um 1 Uhr Nachmittags war die Abfahrt des prachtvollen „Stambul" nach Trapezunt bestimmt. Und nachdem ich Morgens in Bujukdere

auf der k. k. Internuntiatur Pässe und Empfehlungen abgeholt und im Vorübergehen den neuhellenischen Styl „Περουκερης τῆς νέας Μόδας“ in Pera bewundert hatte, ging ich mit meinen Habseligkeiten gegen 11 Uhr an Bord, um den letzten und, wie ich besorgte, unruhigsten Theil meiner Wanderung anzutreten. Der Euxinische Pontus steht ja bei den Abendländern in so übelm Ruf, daß man sich selbst in der schönen Jahreszeit nicht ohne heimliches Grauen seinen Fluthen anvertraut. Der „Stambul“ aber ist das größte und schönste Schiff der Compagnie, es hat nahe an 200 Fuß in der Länge, ist verhältnißmäßig sehr breit, kräftig und doch mit einem Luxus ausgerüstet, der einem aus dem Binnenland kommenden Fremdling auch nach der Donaufahrt noch überraschend scheint. Auf dem ersten Platze waren nur zwei Passagiere eingeschrieben, auf dem zweiten Einer, und 250 auf dem dritten oder dem Verdeckplatze, wo bisweilen mehr als 600 Individuen mit ihrem Gepäcke unterzubringen sind. Im Winkel links am Steuer saß auf ausgebreiteten Teppichen das Harem eines vornehmen Türken mit schwarzen Eunuchen und Sklavinnen weißer und schwarzer Farbe. Barrièren und hölzerne Gitter trennen den Promenadeplatz der Europäer des ersten Platzes, wo die Asiaten, auch wenn sie bezahlen wollten, niemals zugelassen werden. Mekkapilger, mit dem Dampfschiff von Alexandrien her, türkische Offiziere über Samsun nach Diarbekr in

Mesopotamien bestimmt, Beamte, Negocianten, Perser, Armenier, anatolische Griechen, zerlumpte Gestalten neben parfümirten Muscadins aus Stambul, harrten friedlich jeder auf seinem Platz bis die Stunde kam. Schon seit Tuldscha im Donau-Delta, wo die erste große Türkenmasse eingestiegen ist, hörte man auf dem Schiffe nur die Osmanli-Sprache, die hier Jedermann bis auf die europäischen Matrosen herab weniger oder mehr versteht und spricht. Von den in Asien wohnenden Musulmanen verrichteten mehrere mit großer Inbrunst auf dem Verdeck ihr fünfmaliges Gebet; von den in Europa wohnenden bemerkte man die fromme Praxis nicht an einem einzigen. Beten diese etwa im Herzen oder im stillen Kämmerlein, wie die Christen, oder tödtet unsere Nähe und die Berührung mit dem civilisirten Occident, vielleicht auch bei den Türken das religiöse Gefühl? Der Anker war endlich aus der Tiefe geholt, die Lärmkanone gelöst, die Stiege aufgezogen, und wie ein Ungethüm der Tiefe, eine lange, dunkelgraue Rauchwolke nach sich ziehend, schwamm der Prachtpalast aus dem Mastenwalde des goldenen Hornes in die Strömung des Bosporus hinaus. Die Riesenstadt mit ihren verwitterten Thürmen, ihren bleigedeckten Tempelkuppeln, vergoldeten Minarets und ihren Cypressenhainen, hochwellig über drei Bergufer ausgegossen — goldene Brücke zwischen zwei Welttheilen — zog in langem Panorama an unserm Blick vorüber. Ueber

dem Seraï der Osmanlifürsten, seinen dunkeln Gärten und dem Kaiserthor lag tiefes Schweigen, und am Himmel hing, wie ein funkelnder Diamant, die Sonne in ihrer Mittagsgluth.

Unter breitem Schattendach auf dem Verdeck vor dem sengenden Strahl geschirmt und angefächelt von der thauigen, mit der Fluth musikalisch vom Pontus in die Windungen des Bosporus hereinsausenden Moscowiterluft, sahen wir ruhig auf das mühevolle Treiben der Konstantinopolitaner am Strande hin, wie sie keuchten, hämmerten, zimmerten und Zelte aufschlugen unterhalb des Pinienwaldes zur Hochzeitsfeier für die Tochter ihres verblichenen Fürsten am Abend osmanischer Herrlichkeit. Die Sorge für das Reich haben freundliche Nachbarn übernommen, und nicht ohne Ungeduld wartet Gog und Magog seit Jahren schon auf der andern Seite des Euxinus, ob man seine Hülfe nicht bald nöthig habe, um die verfallende Wirthschaft aufzurichten und die Rechnungen der bankerotten Osmanli auszugleichen. „Ach wie tapfer," meint Hadschi Baba, „wollten wir gegen diese garstigen Moskof kämpfen, wenn man nur nicht dabei umkäme!" Warum geht aber auch mehr als neun Monate im Jahre Luftstrom und Welle vom moskowitischen Strand nach Konstantinopel herab, wie eine Tromba marina das Wort des Czars zu verkünden? Wir aber stritten gegen diese naturgemäße Bewegung der Elemente mit der Kunst

unserer Maschine und drangen siegreich Therapia, Bujukdere, das Russenlager, Amykus' alten Thron, Batterien, Schlösser, Felsenriffe und die langen Platanenwälder vorüber durch die Brandung des weiten Thores in die offene Fläche des Meeres hinaus. Nun ging es, fünf bis sechs Miglien von der schattigen Küste Anatoliens, im raschen Laufe wider Wind und Welle gegen den Orient. Das Mittagsmahl um 4 Uhr nahm man noch ohne widerliche Empfindung im Saale ein, der Thee um 8 Uhr Abends wurde von Manchem schon auf dem Verdeck getrunken. Denn im breiten Trichter zwischen den Donaumündungen und Cap Karambe in Anatolien brandet und wogt es beständig, und der seeungeübte Fremdling wird häufig gehindert, die Waldpracht der Küsten Kleinasiens mit ungetrübtem Sinn zu bewundern. Glücklicherweise beginnen Hochgebirg und Dunkelwald erst bei Heraklea, wo wir in Mondhelle vorüberschifften. Am 8. August um 9 Uhr Morgens hatten wir die Höhe von Amassero (Amasra), dann an Laubhalden, Bächlein, romantischen Schluchten und Bergeinschnitten mit Dörfern und Anbau vorüber, im Hintergrund die große paphlagonische Waldwand, kamen wir gegen 3 Uhr, um das Vorgebirg Karambe schiffend, wo es im Walde brannte, endlich in ruhigeren Wasserspiegel. Wiederkehrende Eßlust, Mondhelle und linde Abendlüfte entschädigten für die überstandene Mühe des ersten Tages unserer Pon-

tusfahrt. Sonntag am 9. August um 1 Uhr nach Mitternacht liefen wir in den Hafen von Sinope ein. Die Neugierde trieb mich vom Lager auf das Verdeck hinauf, um auch bei nur zweifelhaftem Sternenlicht nachzusehen, ob Hügel und Landenge dieser Stadt wirklich das enthusiastische Lob verdienen, welches ihnen Ahmed Ibn-Arabschah in seiner Geschichte Timurs zollt? Die Hügel von Sinub, sagt er, seyen lieblicher als die Nates der Huri im Paradies, und die Landenge schlanker als die schlankeste Hüfte eines Jünglings. Europäer im Dienste der Pforte, oder der Dampfschiffsgesellschaft, und einige musulmanische Notabilitäten kamen an Bord, um die große Neuigkeit zu vernehmen, daß sich das Unwetter endlich gegen den rebellischen Satrapen von Aegypten zusammenziehe und zum Ausbruch rüste. Nach einer halben Stunde ging es wieder fort, an der Halys-Mündung vorbei nach Samsun (Amisus), wo man eine volle Stunde (10—11 Uhr) hielt, Passagiere auszuschiffen und andere einzunehmen. Die italienischen Aerzte der Stadt kamen und erzählten, daß man zwei Tage vorher Dr. Baldi mit noch einer türkischen Magistratsperson in einem Volkstumult zu Amasia erschlagen, andere ausgetrieben habe, und daß man überhaupt im Innern Anatoliens weder von Quarantäne noch andern Neuerungen des Padischah etwas wissen wollte.

Hinter der Stadt (Amisus) erhebt sich das

Erdreich sanft zu einer lieblichen Halde, voll großer Dörfer unter Bäumen, Weingärten und Ackerfeld. Häuser von Stein mit rothem Ziegeldach, weißem Kamin und andern Zeichen der Wohlhäbigkeit täuschen den Wanderer; er glaubt einen jener gesegneten Himmelsstriche Europa's vor sich zu haben, wo der Mensch unter dem Schirm gerechter Gewalten kummerlos dem flüchtigen Traum des irdischen Daseyns folgt und nicht weiß was Bedrängniß ist. Die Landschaft, so weit das Auge reicht, ist in der That entzückend schön; stufenförmig, üppig, weich, erhebt sich die Hügelkette zu einem Prachttheater voll Grün, Feld und Wald. Die hohe, halbzirkelförmige, thaldurchschnittene anatolische Wand, dunkelbelaubt bis auf die Spitze, schließt den Horizont; im Vordergrund der endlose, grüne Pontus-Spiegel, aus dem die Sonnenscheibe wiederblitzt. Cirkassien sandte uns in der Mittagsgluth seine erfrischend kühlen Lüfte und das Gemüth war heiter und wolkenlos wie das Firmament.

Die große waldichte Amazonen-Niederung vorüberstreichend, waren wir um 6 Uhr Abends nur noch dreißig Miglien von Kerasunt. Mattschimmernd sahen wir noch das Abendgold auf der Schloßruine, den Dunkelwald oberhalb, und am Scheitel des finstern Hochgebirgs die graue Nebelhülle. Weit im Hintergrunde lag schon Bergnacht und Waldeinsamkeit über dem langen Alpenzug des Tzanenlandes.

Vollmondschein, Sternenglanz, wundervolles Licht- und Farbenspiel auf der spiegelhellen Wasserfläche, der milde Hauch der Lüfte, der sanfte und dennoch reißende Flug des Schiffes, das nahe Ziel und die melancholisch-süße Erinnerung an die Berge in Tirol gossen eine Ruhe, einen Frieden in die Seele, wie ihn im Drange der täglichen Mühen, der Begierden, des Ehrgeizes, der unduldsamen Andacht und der rasenden Concepte europäischer Weltverbesserer unser Loos so selten gönnt. Spät und ungern wich ich der Macht des Schlummers und beim Erwachen lag vor uns, im Morgengrau verhüllt, weit über Felsenriffe, Schluchten, Berg und Thal hingebreitet, halb in Epheu-, Baum- und Weinlaubwald versteckt, das schöne Trapezunt.

II. — 847

Landung und erste Eindrücke in Trapezunt.

„Trabisonda!“ rief es im Morgengrau des zehnten Augusts vom Verdeck des prachtvollen Stambol. Ich entsprang dem Lager, eilte hinauf und sah sie endlich vor mir die langersehnte Comnenenstadt mit ihrem Namen voll Schmelz und Melodie. Der Flug des Kieles, das ungewisse Tageslicht, das anscheinend verworren und planlos über Klippen und Schluchten ausgegossene Häusermeer mit seinen, aus Baumdicicht hie und da herausblickenden grauen Zinnen gaben noch kein klares Bild; es lag vielmehr beim ersten Anblick etwas Geisterhaftes und melancholisch Unheimliches über dem halb im Morgenschlaf begrabenen, schweigsamen Trapezunt. Wir bogen um einen hohen felsigen Ufervorsprung, der uns die Stadt, ihre Bäume und ihre Gärten neuerdings verbarg, und ließen auf dem alten, zur Zeit des Kaiserthums und des genuesischen Handels Daphnus genannten, aber den Namen eines Hafens nicht verdienenden Landungs-

platz um vier Uhr Morgens die Anker.[1] Weil es noch früh war und ich es für besser hielt erst dann auf das Land zu gehen, wenn der ganze Troß kolchischer, armenischer und persischer Wanderer das Fahrzeug verlassen hätte, blieb ich mir selbst überlassen und in der heftigsten Gemüthsunruhe bis acht Uhr auf dem Verdeck. War ich denn nicht ohne Begleiter, ja selbst ohne Diener ganz allein mit meinem Reiseapparat, meinen Sorgen und meinen Erinnerungen 600 deutsche Meilen von der Heimath an der Küste des waldigen, unbekannten und von ungastlichen Lasen und Turkmanen bewohnten Kolchis, im Angesichte einer Stadt, wo Niemand meine Sprache redet und die Leute nicht einmal den Namen des Landes kennen, aus dem ich gekommen bin? Während der Fahrzeit genießt man freilich die nicht wohlfeilen Ehren und Zuvorkommenheiten eines Kajütenpassagiers. Allein kaum sind die Anker gesunken und die Rechnungen abgethan, so ist auch das Band schon zerrissen und man wird sich plötzlich wieder fremd, bevor man neue Verbindungen angeknüpft und das Loos auf unbekanntem Boden gesichert hat. Die qualvollen Gefühle einer solchen Zwischenperiode kennt man auf Reisen

[1] *Δαφνοῦς, δαφνοῦντος*, wie *Ὀπoῦς, — οῦντος, Τραπεζοῦς, — οῦντος*. Aus dem neugriechischen Nominativ *Δαφνοῦντα* machen die halbbarbarischen Sprachforscher in Trapezunt *Διαφοῦνδα* und leiten es mit bedeutender Selbstzufriedenheit über grammatischen Scharfsinn aus dem italienischen *dar fondo* her.

im glücklichen Europa nicht, wo Sitte und Disciplin bei mäßigem Reichthum alle Wege ebnen und den Uebergang in die fremdartigsten Lagen so fließend und zwanglos machen. Der Anblick der ärmlichen Hütten des von der Stadt durch steile Ufer und einen steinigen Höhenzug gesonderten Hafenviertels vermehrten noch die Niedergeschlagenheit. Die Schloßruine auf der rechten und die hohe plateauförmige Bergkuppe auf der linken Seite der Rhede, mit einer aus dem Gebüsche hervorschauenden byzantinischen Kirchenkuppel im kleinsten Maßstabe konnten mich auch nicht trösten, obgleich sich stellenweise die üppigste Vegetation mit dichtbelaubten und ganz von Weinranken umschlungenen Bäumen zeigte. Ein Anstrich von Wildheit und Ruin schien über dieses abgeschlossene Segment des Kolchisstrandes ausgegossen und ich sagte unwillkürlich zu mir selbst: Das wären also die von Clavigo, von Eugenicus, von Bessarion so malerisch gepriesenen Herrlichkeiten von Trapezunt! In der Beklommenheit fiel mir kaum ein, daß es auf der Höhe und hinter dem Strandfelsen vielleicht prachtvolleren und großartigeren Anschein gewähre; das Vorgefühl, als wären getäuschte Hoffnungen und leere Tabletten am Ende die ganze Frucht des langen Weges und des nicht unbedeutenden Aufwandes, preßten die Brust zusammen. Wer wird mir in der turkomanischen und fanatisch unduldsamen Muhammedanerstadt Trabosan Nachrichten aus der christlichen

Comnenenzeit zu geben wissen? Unter diesen peinlichen Betrachtungen waren die Empfehlungsschreiben aus Wien und Konstantinopel an den österreichischen Viceconsul, Herrn Cavaliere Ghersi, noch die einzige Beruhigung. Ohne diese Vorsicht, an ein europäisches Consulat wo möglich amtlich empfohlen zu seyn, gehe ja kein Abendländer nach Trapezunt; er fände weder Unterkunft noch Schutz in der halbbarbarischen und civilisirtem Verkehr seit fast 400 Jahren entfremdeten Stadt, wo vor einem Europäer in den ersten Zeiten der Dampfschiffahrt selbst der christliche Einwohner noch die Flucht ergriff. Heute ist man freilich zahmer, aber eine erträgliche Einkehr, wie in andern Stapelplätzen der Levante, besteht hier dennoch nicht. Die Besorgnisse, wie mich etwa Herr Ghersi aufnehmen werde, waren überflüssig, ja thöricht; und doch ging ich nicht ohne Bewegung endlich um 9 Uhr ans Land und trug unter Vortritt eines Führers die Briefe in das Consulat. Vielleicht — dachte ich in der Morgenschwüle den krummen Uferpfad hinansteigend — ist der Consul abwesend, vielleicht krank, vielleicht übel gelaunet und unfreundlich, vielleicht ein Feind der Deutschen und — Verächter der Literaten. Von alle dem fand sich an Herrn Ghersi gerade das Gegentheil. Hr. Ghersi ist ein edler Genueser, ein Mann voll Humanität, Intelligenz und Herzensgüte, redet neben seiner italienischen Muttersprache geläufig französisch, russisch und türkisch

und ist des Geschäftsdranges ungeachtet auch in der Literatur nicht fremd. Solche Eigenschaften haben in Trapezunt einen doppelten Werth, und Hr. Ghersi begriff viel leichter als ein Anderer, was ich eigentlich in Kolchis suchte und welcherlei Dienste und Nachhülfe seinerseits meine Sache dem stupiden Fanatismus der türkischen Einwohnerschaft gegenüber am meisten bedürfe. Zu Galacz hatte ich zuerst gemerkt, welcher Grad von Innigkeit und Fraternität überall zwischen den türkischen Obrigkeiten und den österreichischen Consularbehörden herrsche. Wer in einer stocktürkischen Stadt wie Trapezunt auf der Straße stille steht, ein Haus, eine Inschrift oder eine Mauer betrachtet, beleidigt schon das öffentliche Gefühl und ist verdächtig. Wenn nun gar ein Christ in seiner Nationaltracht, das Fernrohr in der Hand, Monate lang allein in dieser fanatischen Osmanli-Herberge herumgeht, die abgelegensten Winkel besucht, überall copirt, pinselt und Notizen sammelt, ohne je insultirt zu werden, und sogar Zutritt in die allen Giaur bisher verschlossenen Moscheen erhält, darf er sich glücklich preisen, darf aber auch den mächtigen Schirm nicht verkennen, den ein kaiserl. österr. Consul zu gewähren vermag.

Die Wohnung ward in der Nachbarschaft beim katholisch-armenischen Kaufmann Marim-Oglu eingerichtet, der, gegen das Naturell seiner Race und ohne eine abendländische Sprache zu verstehen, doch ein warmer Freund der Europäer und ihrer Sitten

ist. Mit einem armenischen Diener, den man mir ebenfalls besorgte, ging ich nach Besitznahme des Zimmers sogleich zum Hafen hinab, schaffte die Effecten ans Land und war noch lange vor der Mittagsstunde sammt Büchern, Landkarten, Papier und Apparat aller Art luftig und bequem im geräumigen Saal einquartiert. Der Mittagstisch war nach Sonnenuntergang im Consulat. So hatte nun alle Noth vor der Hand ein Ende.

Hr. Gherst hat meine Sache zu der seinigen gemacht, und wenn Stadt und Umgegend noch irgend etwas, sey es Inschrift, sey es Dokument, Münze, Werk des Pinsels oder des Meißels aus dem Zeitalter der Groß-Comnenen hat, so wird es ans Licht gezogen und ohne Rückhalt dem Fremdling überliefert. Moscheen, Citadelle, Festungsthürme und die verborgensten Winkel der Gartenstadt sind auf des Wesirs Befehl meinem Besuche offen. Unter den gegenwärtigen Umständen ist überhaupt im Orient kein Schutz kräftiger und nachdrucksamer als der österreichische, weil der Kaiser, wie es scheint, seine auswärtigen Stellvertreter und Bediensteten mit Sorgfalt und entschiedenem Glücke wählt, und dann weil die Türkei in ihrer Noth die Oesterreicher allein für eben so starke als gerechte und uneigennützige Freunde hält. Von Seite der andern Rathgeber fürchtet man hinterher etwas weitläufige Rechnungen. „Moskof Seraji,“ sagte halblaut und mit scheuem Blick der türkische

Gondolier in Bujukdere, indem er auf das Hotel des Hrn. von Butenieff deutete.

Ohne Zweifel möchten Sie nun auch erfahren, wie viel die ganze Reise, von Regensburg bis hieher, eigentlich gekostet hat. Ich wüßte es bei Pfennig und Heller, mag es Ihnen aber so ganz ungeschmückt doch nicht eingestehen, aus Furcht, Sie möchten die Auslage für meinen Stand und meine Glücksgüter vielleicht für zu unverhältnißmäßig halten und mich am Ende gar der Verschwendung und der Weichlichkeit beschuldigen wider Natur und Ruhm der deutschen Myrmidonen,

. . . parcumque genus, patiensque laborum.

Besitzt einer die Selbstverläugnung und die ascetischen Tugenden des Pater Geramb, oder hinlängliche Vertrautheit mit republikanischem Schmutz und Grind, so begnügt er sich überall mit dem letzten Platz, gibt wenig oder gar kein Bachschisch, setzt sich nirgend mit Aristipp zu Tisch, und geht nach seiner Art bequem, wenigstens in der schönen Jahreszeit, wo man Tag und Nacht, ohne die Gesundheit einzusetzen, auf dem Verdecke bleiben kann, mit Einhundert Sechzig Gulden rhein. (d. i. im 24 fl. Fuß) von Regensburg nach Trapezunt. Die Passagierfracht des letzten Platzes auf besagter Strecke macht genau 112 fl. 18 kr. rhein., der Rest wäre auf Zehrung und Trinkgeld umzuschlagen. Natürlich wird vorausgesetzt, daß man nicht wochenlang in Wien,

Pesth, Orsova oder Konstantinopel sitzen bleibe. Hat aber einer das Bedürfniß unter wohlgekleideten Menschen zu sitzen, reichlich und gut zu essen, niedlich zu wohnen und reinlich zu schlafen, sobald nicht mehr gelandet wird, so nimmt er wenigstens von Regensburg bis Orsova unfehlbar den ersten Platz, was mit Ausschluß von Zehrung und Trinkgeld 73 fl. rhein. macht. Hier ändert sich die Scene, die Türkei beginnt, europäische Reisende sind selten und allzeit in geringer Zahl, die Einheimischen, d. i. Serbier, Walachen, Moldauer und andere Nachbarn des Morgenlandes, wollen nicht viel bezahlen und bleiben stets in freier Luft. Von jetzt an gibt es auch einen dritten oder Verdecksplatz, wo man wahrhaft nur eine Kleinigkeit erlegt und für seine Nahrung selber sorgt. Der uninteressanteste, matteste Theil der Donaureise ist die Strecke von Orsova bis Galacz. Von diesem Ort aus steigt Größe und Pracht des Fahrzeugs, Ueppigkeit der Verpflegung, und Höhe des Preises für beides in einem fort bis Trapezunt. Achtet aber einer das Geld geringe, und will er vom Leben überall das Beste genießen, so nimmt er auch hier noch den ersten Platz und bezahlt von Orsova bis Galacz 48 fl., von Galacz bis Konstantinopel 66 fl., und von Konstantinopel bis Trapezunt gar 77 fl. rhein. ohne Zehrung und andern Betrag. Summa der vollen Fracht des ersten Platzes von Regensburg bis Trapezunt 264 fl. rhein. Berechnet

man Zehrung und unerläßliches Trinkgeld nur zu 65 fl. rhein., so wäre der ganze Aufwand eines mit aristokratischer Eleganz die Fahrt auf Donau und schwarzem Meer, vom Punkt des Beginns der Dampfbootfahrt bis zum Ende durchlaufenden Wanderers 329 fl. rhein., ohne Phantasie und Nebenausgabe. Von der Hausthür in München jedoch bis zum Eintritt in das Zimmer zu Trapezunt rechne der kluge und bequeme Mann immer auf eine Auslage von 400 fl. rhein.

Hier endet die erste flüchtige Notiz über Trapezunt. Ich habe sie unter Zerstreutheit und Sorgen aller Art, gequält von unerträglicher Hitze, bald im Saale, bald am Brunnen im Hof, bald im Hausgarten unter Lorbeer-, Oel- und Weinlaubgebüschen noch ohne Schwung und Gährung nur aus Sehnsucht mit der Heimath zu verkehren hingeschrieben. Eben jetzt da ich schließe (24. August 2 Uhr Nachmittags), braust und stürmt es gewaltig auf dem Pontus (ich höre das Tosen der Gewässer), in den Gärten der Stadt, in Wald und Gebirg; Regen rauscht in Strömen über die rothen Ziegeldächer; Mensch, Thier und Pflanze athmet neues Leben. Schon seit zwei Tagen verkündete flüchtiges Donnergerolle die Nähe der Wetterscheide, oder wie es in Trapezunt heißt, der schönen milden Jahreszeit, die erst im Januar einem barschen aber kurzen Winter die Herrschaft überläßt.

III. —S 130

Stadt und Weichbild von Trapezunt.

Wenn man vom Strande, wo die Barke landet, den steilen Höhenzug erstiegen hat, tritt man auf einen weiten, länglich viereckigen, grasbewachsenen und rings mit niedrigen, halbverfallenen Wohnhäusern und Schoppen, mit Han, Bethaus, Brunn- und Gartengemäuer umgebenen Platz, der schon zur Comnenenzeit den persischen Namen Meydan میدان trug und heute noch zur Niederlage aller nach Iran bestimmten europäischen Kaufmannsgüter, als Sammelplatz sämmtlicher Maulthiertreiber des Orients und als Aufenthaltsort des von Schahin-Schah Mohammed neu ernannten persischen Consuls dient. Von hier aus laufen, wie von einem gemeinschaftlichen Centrum, enge rohgepflasterte Steinwege nach allen Richtungen durch die gartenreiche Vorstadt, links bergan zu einer zweiten Platzterrasse mit Häusern, Kornfeldern und Gärten, rechts hinab über die Steilseite des Griechenviertels bis zum Meere, geradeaus an Gartenmauern, Felsenpartien, Bazaren und

gedrängten Häusermassen vorüber gegen die Citadellenstadt oder das eigentliche Trapezus. In dieser letzteren Richtung, wenige hundert Schritte vom Meydan, war Marim-Oglu's Haus, durch die eintönig fortlaufende Straßenmauer, wie es in Trabisonda üblich ist, vor dem Anblick der Vorübergehenden gesichert. Denn hier wird die Gasse, die Bazare ausgenommen, nicht wie in europäischen Städten unmittelbar durch die Häuserfronte gebildet, sondern durch leeres, corridorförmiges, sechs bis zehn Fuß hohes Gemäuer, hinter welchem die rund abgeschlossenen Wohnungen isolirt, mit ihrem grasigen oder gepflasterten Hofraum, mit Ziehbrunnen und Baumgarten verborgen sind. Eine einzige Thüre durch die Klostermauer öffnet und schließt das Familienheiligthum. So war nach Dicäarchos das alte Athen gebaut; nur hatte es wahrscheinlich die Gartenparadiese von Trabisonda nicht. In der Regel sind die Gassen zu Trapezunt nicht breiter als sechs bis acht Fuß, manchmal auch noch enger, aber bei aller Vernachläßigung durchweg mit vortrefflichem Material gepflastert und wenn nicht auf beiden, doch wenigstens auf einer Seite mit schmalem Trottoir (Hochpfad) versehen; der tieferliegende, rinnenförmige Mittelweg ist für die Lastträger, für die Saumthiere, für das ablaufende Regenwasser oder für die lebendigen Bäche bestimmt, die nicht selten unversiegt über die Kiesel rauschen. Obgleich das Erdreich um Trapezunt steinig ist, quirlt

doch überall theils salziges, theils süßes Wasser aus dem Boden hervor. In Kolchis streben sie nicht nach Symmetrie und architektonischer Eleganz der Außenseite wie bei uns. Je melancholischer der Eindruck auf die Vorübergehenden, desto besser für den Besitzer. Man will allein seyn in Ruhe und Genuß. Zur Zeit der Comnenen und des großen abendländischen Handelsverkehrs herrschte bei den Trapezuntiern zwar derselbe Styl und wurde seitdem weder in der Richtung noch in dem Maße der Gassen etwas geändert, aber die Häuser erhoben sich damals luftig und mit Pracht zwei und drei Stockwerke über das Erdgeschoß.[1] Heute sieht man weder in der Citadelle noch in der baumreichen Außenstadt Bauten von mehr als einem Stockwerke; häufig sind es gar nur Erdgeschosse, so daß in mancher Straße nichts als braune Ziegeldächer und rauchlose Schornsteine aus Schieferplatten — denn im Griechen- und Armenierviertel kochen sie wenig — hie und da auch ein stumpfes, weitmündiges Byzantinerthürmchen ohne Glocken, überall aber Baumwipfel, wiegende Cypressen, Feigenlaub, Epheu und Weinranken über das Gemäuer ragen. Aber die Lage der Stadt selbst und das Wechselvolle ihrer Steilabhänge, ihrer felsigen Vorsprünge, ihrer Thalrisse und terrassig ansteigenden Ebenen, ihre Schatten und die erquickend vom Pontus heraufwehenden Lüfte lassen

[1] Bessarion, Ἐγκώμιον Τραπεζοῦντος.
MSC. S. Marc. Venet.

den Gedanken an die melancholische Einförmigkeit der trapezuntischen Architektur nicht lebendig werden.

Marim-Oglu's Haus war neu; er hatte es erst vor eilf Jahren und zwar ganz im Geschmacke des Landes erbaut. Vielleicht wäre auch mancher Leser neugierig zu erfahren, welche Form ein wohlhabender Mann im kolchischen Lande seiner Wohnung gibt, und wie es denn beim gewerbsamen Marim-Oglu im Hofe innerhalb der Straßenmauer eigentlich ausgesehen habe. Man denke sich den eingefriedigten Raum als ein regelmäßiges, ebenes Viereck, von dem sich die Südseite mit dem schmalen Thor in der Mitte gegen die Straßenmauer kehrt, die Nordseite sich gegen das schwarze Meer hinwendet, die linke und rechte aber ebenfalls mauerhaft vom anstoßenden Nachbar abgeschlossen sind. Die nördliche gegen das Meer gekehrte Hälfte des Vierecks ist Garten, die südliche der Art mit Bauwerk besetzt, daß an der Wand links vom Eingang das neue Wohnhaus mit einem obern Stock, an der Wand rechts ein bloßes Erdgeschoß, im gepflasterten offenen Raum zwischen beiden aber ein marmoreingefaßter Ziehbrunn mit zwei Feigenbäumen und einem Granatbaum steht. Ein hölzernes Gitter mit zwei Eingängen schloß den Hofraum vom Baumgarten ab. Das leerstehende Erdgeschoß rechts ward mir als Wohnung überlassen; zwei kleine Zimmer mit zerlöcherten Papierfenstern und ohne Einrichtung, aber gegen die kühlenden Seelüfte und die

Gartenschattenseite hingewendet, daneben ein für Trapezunt bequem eingerichteter räumlicher Saal, der vier große Fenster mit Glasscheiben und mit weißen und rothen Vorhängen, dann einen italienischen Kamin, einen 18—20 Fuß langen rothen Divan, neue Strohsessel, einen großen mit grünem Tuch behängten Tisch und einen Boden von rothen Ziegeln nach italienischer Sitte hatte. Der lange Divan, auf den man Abends noch eine abgenähte Decke mit Leintuch und Kopfkissen legte, diente nach Landesbrauch zu nächtlicher Ruhe. Von den Fenstern gingen zwei gegen die Südseite und die hohe Straßenmauer, von der sie ein drei Schritte breiter und mit zwölf Fuß hohen Maisstengeln bepflanzter Zwischenraum sonderte; die beiden andern mit der Thüre öffneten sich gegen den Hof und das Hauptgebäude hin. Eine Hausfronte in gerader Linie wird man in Trapezunt nicht leicht finden; gewöhnlich springt das Drittel der Fronte zugleich mit der ganzen Dachlinie rechtwinklig weit über die Linie hervor, wodurch eine breite, meistens estrich-gepflasterte und durch den auf dünnen Holzsäulen ruhenden Dachvorsprung sonnengeschützte luftige Halle vor den Zimmerfenstern entsteht. Hat das Gebäude auch noch ein oberes Gelaß, wie Marim-Oglu's Wohnhaus, so wiederholt sich diese Lauben-, Halden- und Säulen-Oekonomie in unverbrüchlichem Ebenmaß auf einer oder auf mehreren Seiten, und wo möglich rund um

den ganzen Bau, was des Helldunkels und der Kühle wegen den mit bunten Teppichen belegten Zimmern des obern Stockes einen besondern Reiz gewährt. Die Augustsonne glüht abendlich von dem dunkelwaldigen Cap Joros herüber, die Bäume im Garten werfen lange Schatten und im breiten Feigenlaub vor dem Fenster fächeln die Pontuslüfte. Daß aber in Trapezunt weniger der Geschmack und die Kunst als die Natur Gärtner sey, denkt sich der Leser ohnehin. Die Zierblume, der Strauch, die Schlingpflanze, der hochstämmige Baum wohnen hier neben dem Maisstengel, der Gurke und dem vier Fuß langen eßbaren Kürbis ohne Neid in nachbarlicher Eintracht beisammen. Doch bemerkte ich in Marim-Oglu's kleinem Garten unter den Bäumen vorzugsweise die Feige, die Quitte, den Pfirsich, die Kirsche, die Orange, die Granate, die Limonie, die Maulbeere, die Pflaume, die Olive und die Ulme, die in Kolchis besonders häufig und prachtvoll wächst und bei den Eingebornen auf türkisch Kara-agatsch, auf griechisch aber Mavrodendron, d. i. Schwarzbaum in beiden Sprachen, heißt. An des Dichters Vers,

Fraxinus in silvis pulcherrima, *pinus* in hortis,

hält man sich, wie Sie sehen, in Trapezunt nicht ganz genau. Dagegen fehlt die Myrte, der Lorbeer, die Hagebutte, der Rosenstrauch, besonders aber die Haselstaude, die Weinranke und der Epheu mit einer in Europa unbekannten Fülle und Ueppigkeit auf

Bäumen und Gemäuer natürlich nicht. Doch ist die Traube erst Anfangs September süß, während man sie von Cypern schon Anfangs Juli zwei bis drei Pfund im Gewicht nach Aegypten bringt. Mensch und Traube ist in Kolchis straffer und herber als am Strande des verweichlichten Paphos.

Um mit der Familie Marim-Oglu gleich Anfangs in gutes Verständniß zu kommen und die Last der Einquartierung weniger fühlbar zu machen, trug die Gleichheit der Religion wenigstens bei der Frau und den Kindern des Hauses am meisten bei. Erstere war eine vorzüglich warme Katholikin, und obgleich wir uns in den ersten Tagen theils wegen meiner geringen Uebung, theils wegen der merklichen Härte des kolchischen Türkendialekts nur wenig und langsam verstanden, nahm mich die eifrige Armenierin doch gewissermaßen ins Examen, um zu erfahren, in welchem Credite der Papst in meinem Geburtslande und folglich auch bei dem neuen Hausgenossen stehe. „Die Kirche," sagte sie, „ist ein Körper, der Körper könne aber nur ein Haupt haben und dieses Haupt sey der Papst von Rom, und folglich der Irrthum der Urum (Griechen) und der Hajk (schismatischen Armenier) um so unverzeihlicher, daß sie eine so einfache Wahrheit nicht erkennen wollen." Sie denken wohl, daß ich in allen Punkten gleicher Meinung mit der guten Frau Marim-Oglu gewesen bin und, so gut ich es vermochte, auch ihren Syllogismus gepriesen und

bewundert habe. Doch ließ sie durch die Söhne sorgfältig aufpassen, ob ich auch Sonn- und Feiertage rechtzeitig in die katholische Messe gehe, was ich des Aergernisses wegen beinahe drei Monate lang nicht unterlassen durfte. Mit meiner Andacht zufrieden, gab mir aber auch die sonst als außerordentlich sparsam geltende Signora nach dem ersten Sonntagskirchgang in der Haushalle ein Gläschen Gebranntes mit Backwerk und hielt wiederholt in manchem türkischen Harem der Citadellenstadt Nachfrage über etwa noch im Innern der alten Gebäude erhaltene Inschriften aus der Comnenenzeit.

Römisch-katholisch sind gegenwärtig in Trapezunt nicht mehr als 90 Armenierfamilien, an welche sich 8 abendländische Consular- und Handelshäuser anschließen und so mit Domestiken und anderem Zubehör eine katholische Gemeinde von etwas über 600 Seelen bilden, die ihr ewiges Heil und ihre geistliche Sittenpolizei durch drei Priester ihrer Nation besorgen läßt. Das neugebaute Gotteshaus, die Elementarschule und besonders die ungewöhnlich scharfe Zucht der Jugend erwecken ein günstiges Vorurtheil einerseits für den lebendigen Glauben der armenischen Commune und andererseits für die Energie ihres geistlichen Oberhirten. Dieser letztere, selbst noch jung und der einzige Sohn eines reichen Handelsmannes der Stadt, hat keine andere Leidenschaft als die des geistlichen Regiments: er gehört in die Klasse jener

Menschen, die um zu leben für jeden Preis befehlen wollen, aber auch wissen, daß Macht ohne geistiges Uebergewicht überall auf unsicherm Grunde ruht. Umstände erlaubten ihm nicht weiter als in die Krim und nach Konstantinopel zu kommen, wo er die Weihen erhielt, Mechitaristen-Werke kaufte und etwas italienisch lernte. Die Bekanntschaft mit diesem Manne war von großem Nutzen: Don Owanes (Herr Johannes) besuchte mich täglich zur bestimmten Zeit, wo wir dann vertragsmäßig die erste halbe Stunde italienisch und die andere türkisch redeten, damit für beide Contrahenten gleicher Gewinn erwachse. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit eine Menge Einzelheiten über die Kolchisstämme, über Lasen, Tzanen, Chaldier, Urum und Hajk (Armenier), über Familienleben und enges Geistermaß in Trabisonda, über die Frühlingsblüthenpracht und die unabsehbaren, über Hügel und Vorberge hingegossenen Obst-, Ahorn- und Ulmenwälder der Nachbarschaft. Don Owanes weiß ganz gewiß, daß Adam und Noah armenisch geredet haben, daß das Paradies in Armenien war und die Armenier das erste und älteste Volk der Erde seyen. Nach dem wechselseitigen Unterricht ging Don Owanes häufig zu Marim-Oglus hinüber, um auch dort etwas Lehre mit geistlichem Trost zu spenden und hin und wieder auch eine Tasse Kaffee mit Süßigkeiten anzunehmen. Jedesmal, wenn sich die alte Frau mit ihren Kindern in Demuth

näherte, um dem geistlichen Hirten die Hand zu küssen, warf sich Don Owanes — ich sah es von meinem Fenster aus — plötzlich in die Brust, zog den Kopf zurück, schloß den Mund, blickte strenge, und nahm mit unnachahmlicher Gravität die ihm gebührende Huldigung ein. In diesem Augenblick fühlte Don Owanes seine ganze Macht und war auch vollständig belohnt für die vorausgegangene Entbehrung und sein aufgewendetes Geld. Am Ende ging er langsam — denn Leute von Gewicht haben im Orient niemals Eile — im weiten Ueberwurf und in schwarzer viereckiger Uhlanenmütze, die eine über Kopf und Schultern fließende Kreppmantille bedeckte, gravitätisch und in gemessenem Schritt über den Hofraum zum Thor hinaus. Man hatte öfter Gelegenheit zu bemerken, daß christliche Obrigkeiten in der Levante, mit dem Gefühl des Machtbesitzes nicht zufrieden, es für nöthig halten, ihrer Praxis auch bei unterwürfigstem Entgegenkommen noch einen Beisatz von Uebermuth und stolzer Bitterkeit zu geben, den die byzantinischen Scribenten θηριογνωμία, die Europäer aber in vielleicht zu wörtlicher Uebertragung „Brutalität" zu nennen pflegen.[1] Der Vorwurf dieser θηριογνωμία traf nicht nur die Agenten der Gewalthaber von Byzanz und Trapezunt, er traf die meisten Imperatoren selbst, namentlich den trapezun-

[1] Das französische »Morgue« drückt den Begriff richtiger aus.

tischen Groß-Comnen Alexius III., der doch sonst Profession von christlicher Frömmigkeit und Milde machte. Das volle Gewicht der Autorität ohne Gefahr für sich selbst auf Wehrlose niederfallen zu lassen, scheint für levantinische Christennaturen einen unwiderstehlichen Reiz zu haben. Ist es ein Wunder, wenn die Gewaltigen daselbst nur höchst ungerne Disciplin und Schranken dulden? Uebrigens ist es bei den trapezuntischen Katholiken wie allenthalben, die Leute möchten gerne zu jeder Zeit gut essen, und die beiden Geschlechter haben daselbst einen wesentlichen Hang, sich gegenseitig zu gefallen. Aber gerade hierin erblickt Don Owanes das größte Hinderniß zur Seligkeit und zugleich das eingreifendste Mittel, seine Herrschaft geltend zu machen. Wie zu Czar Peters Zeiten der aller Reform widerstrebende Russenclerus laut von der Kanzel rief: Gott sey höchlich erbost und aufgebracht, weil Tabakdampf über Moskau liege, ebenso eiferte auch Don Owanes neuerlichst mit großer Energie gegen die nach seiner Ansicht entschieden sündhafte und Gott beleidigende Sitte der katholischen Mädchen und Weiber von Trapezunt, außer dem Kopfhaar auch noch die Nägel an Händen und Füßen und sogar die Fingerspitzen von Innen mit Chna (nubisch Goldroth) zu färben. Einem solchen Ansinnen des geistlichen Hirten widersetzte man sich Anfangs mit Entschiedenheit und von allen Seiten, und die in ihren theuersten

Interessen bedrohten Katholikinnen fragten sogar, warum man sie denn eigentlich hindern wolle, interessant zu seyn und ihre natürlichen Gaben durch landesübliche Toilette fromm und gottgefällig zu vermehren und auszulegen? Don Owanes mußte zwar, um das Ganze zu retten, zuletzt einige Zugeständnisse machen und gleichsam capituliren, hatte aber zur Zeit meiner Ankunft das harte Verbot in der Hauptsache doch durchgesetzt. „Katholische Frauenzimmer, sobald sie das zehnte Lebensjahr zurückgelegt, dürfen sich in Trapezunt wohl noch das Kopfhaar, aber nicht mehr die Nägel an Händen und Füßen mit Chna bemalen. Kindern unter diesem Termin soll noch beides gestattet seyn.“ Das jüngste, ungemein wohlgebildete, aber noch nicht achtjährige Töchterchen des Hauses machte von der geistlichen Concession reichlichen Gebrauch und zeigte sich regelmäßig einmal des Tages beim fremden Gast in vollem Schmuck zur Bewunderung, während doch die ältere und schon verheirathete Schwester mit der Mutter des nubischen Schmuckes ganz entbehrte. Auf die Frage, warum sie nicht auch wie das Kind die Nägel bemalen, antwortete die andächtige Frau halb naiv, halb verdrießlich: ***Keschisch koivermes***, „der Pfaffe erlaubt es nicht.“ Ganz im Gegensatze mit dem Islam, der die Künste des Putztisches mit Allem, was die Sinne erwärmen und die Sympathie der Geschlechter steigern kann, nachsichtsvoll behandelt oder vielmehr zoologisch

kultivirt und gleichsam gestütmäßig zu fördern erlaubt, verfolgt Christenthum im Allgemeinen und der Katholicismus insbesondere das „Schöne“ (τὸ καλὸν), die Eleganz der Form und das irdisch Schwunghafte an Geist und Körper überall mit unduldsamer Wuth.[1] Ertödtung der Sinne, Demuth, Maß und Selbstbekämpfung liegen aber nicht in unserer Natur. Wir seufzen unter dem Druck eines harten Sittengesetzes und erdulden gewisse Uebel für weitaussehenden ungewissen Lohn. Könnte man aber auch dem mit sich selbst versöhnten sittenkampflosen Islam dieselben Ansprüche auf Erhabenheit des Zieles, dieselben Aussichten auf Ewigkeit des Bestandes zuerkennen, wie dem unerbittlichen, die menschliche Natur individuell und rastlos bekriegenden Evangelium? Die Antwort auf beide Fragen liegt in Orosmanes Spruch:

Je sais que notre loi, favorable aux plaisirs,
Ouvre un champ sans limites à nos vastes désirs.[2]

Eben weil wir uns gegen das Joch der sittlichen Herrschaft beständig auflehnen, es aber doch nicht zu

[1] In Tirol eifert der Clerus nicht blos gegen Kirmestanz und rauschende Lustbarkeit, er verfolgt und verbietet auch das harmlose Lied, das Saitenspiel und die angeborne Munterkeit. Die Tiroler Buben sollen weder tanzen, noch singen, noch Schwegelpfeife blasen, noch Spillhahnfedern auf die Hüte stecken, noch lachen, noch lustig seyn. Wir sollen aus Andacht unserer Alpennatur entsagen und aller Freude gram in pfäffischer Zucht beständig an die vier letzten Dinge denken.

[2] Zaïre, Acte I, Scène 2.

zertrümmern vermögen, bleibt die Kraft ewig frisch, aber auch Friede und Vollendung von christlichem Gemüthe auf immer entrückt. St. Gregorius Magnus vertilgt die Copien des Livius, St. Chrysostomus aber beschützt die Komödien des Aristophanes. Don Owanes, nicht zufrieden, die trapezuntische Frauentoilette überwunden zu haben, zwingt sogar die Jungen seiner Heerde zu einer Disciplin, die mit der Leichtigkeit unbärtiger Epheben anderer Christensekten in merklichem Contraste steht. Das Hypersittsame, Mißtrauische, Mürrische und Gezwungene im Benehmen eines trapezuntischen Owanesschülers scheint dem Europäer beim ersten Anblick wenn nicht unschicklich, doch nutzlos und beinahe unästhetisch, mag aber in einer wesentlich türkischen Stadt, wie Trabosan, am Ende doch hinlänglich zu rechtfertigen seyn. Bis zum Sturze des alten Systems und der Ausrottung der Janitscharen durch Sultan Mahmud gaben die Osmanli von Trapezunt ihrem Siegerrechte eine solche Ausdehnung, daß sich kein unbärtiger schmucker Rajasohn ohne Gefahr auf der Straße sehen lassen durfte. Tugendhafter ist der Türke heute nicht, aber an die Stelle brutaler Gewalt ist jetzt die List der Verführung getreten und das Uebel scheint jetzt schlimmer als früherhin. Den Vorzug moroser Sittenpolizei und mönchisch-strenger Zucht kann der armenischen Katholikengemeinde von Trapezunt Niemand streitig machen und ihrem geistlichen Hirten gebührt allein

der Ruhm. Nebenher darf man aber auch nicht vergessen, daß Don Owanes Heerde die kleinste und folglich am leichtesten zu zügeln ist. In der Politik wie in der Moral sind Minoritäten immer tugendhaft.

Ohne Zweifel möchte der Leser vor aller weitern Beschreibung und Erörterung auch über das numerische Verhältniß der christlichen Bekenntnisse unter einander, so wie dem muhammedanischen Theile der Bevölkerung gegenüber, eine bestimmte Vorstellung erhalten. Genau bekannt ist hier, wie im Orient überhaupt, nur die Zahl der Haushaltungen und folglich der Häuser selbst, weil in der Regel jede Familie abgesondert unter eigenem Dache wohnt. Nach den bewährtesten, hauptsächlich aus den Registern der Communen gezogenen und vom gegenwärtigen Erzbischof Constantios bestätigten Ueberschlägen zählt Trapezunt (1840) beiläufig 5800 Wohnhäuser jeden Ranges und jeder Größe mit eben so vielen Familien, was im Ganzen eine stehende Bevölkerung von höchstens 30- bis 33,000 Seelen gibt. Von diesen 5800 Familien treffen, mit Einschluß der Franken, auf die katholischen Armenier, wie schon oben bemerkt, nicht mehr als 98, auf die von Rom und Byzanz getrennten Nationalarmenier beiläufig 300, auf die byzantinischen Griechen etwas über 400, auf die Türken aber gegen 5000, so daß sich in Trapezunt Christen und Muhammedaner wie 8 : 50 gegenüberstehen. Durch Einwanderungen aus den in Folge

des Adrianopler Friedens an Rußland überlassenen Gebietstheilen um Kars und Achalziche erhielt die Türkenbevölkerung in Trabosan anfangs bedeutenden Zuwachs, verlor ihn aber bald wieder, weil die Emigranten den Neid der einsässigen Glaubensgenossen, die Steuern und Conscriptionen des Sultans und die nun auch in Trabosan geforderte Zähmung alttürkischen Uebermuthes noch weit unerträglicher fanden als die Herrschaft der zwar ungläubigen, aber klugen und gegen menschliche Gebrechlichkeiten nachsichtsvollen Moskowiter. Gleiche Abneigung, nicht nur von Seite der Türken, sondern auch der christlichen Griechen und Armenier, traf in den ersten Zeiten der pontischen Dampfschifffahrt auch die Franken: „sie nehmen uns das Brod vom Munde weg,“ schrie Alles in Trapezunt. Zeit und mehrjähriger Verkehr haben die Gemüther freilich näher gebracht, aber eine regelmäßige Einsiedelung europäischer Colonisten, wie es z. B. in der gegenüberliegenden Krim fortwährend geschieht und eine öffentliche Stimme wiederholt dem übervölkerten Deutschland angerathen hat, wäre in Kolchis auf friedlichem Wege niemals durchzuführen. Obwohl die Waldungen über alle Vorstellung prachtvoll, der Boden fett, die Gebirge metallreich und die Bevölkerung überall geringe ist, entzündet in diesen unfreundlichen Kolchis-Leuten schon der bloße Gedanke, die ungenützten Segnungen einer überschwenglichen Natur mit kunstreichen Fremdlingen

zu theilen, eine Art von Wuth. „In wenig Jahren," heißt es, „würden diese Giaur mit Hülfe ihrer Arbeitsamkeit und größern Einsicht die Eingebornen an Reichthum und folglich auch an Macht und Ansehen übertreffen, was man nicht dulden kann." Schon Prometheus warnt die aus Europa flüchtige Io vor den metallschmiedenden Kolchiern: „sie seyen unholde, an Fremde sich nicht anschmiegende Menschen, vor denen man sich hüten müsse",

οὓς φυλάξασθαί σε χρή·
ἀνήμεροι γὰρ οὐδὲ πρόσπλαστοι ξένοις·

Aeschyl. Prometh. v. 714.

Die Jamben des Tragikers haben in gewisser Beziehung auch noch heute ihre Geltung bewahrt. Der kolchische Mensch hat ein schattiges Gesicht und eine tiefklingende lautvolle Stimme; er gleicht gewissermaßen dem Heimathlande voll Schwellungen und langgedehnter Laubholzwälder, voll hallender Schluchten, voll dunkelgrün berankter Felsenvorsprünge und wundervoller Uferkrümmungen die das Echo wiedergeben. Vielleicht wird dem Leser selbst schon bange ums Gemüth, und fragt er bedenklich, ob etwa wohl bei solchen Menschen über die Wissenschaft der Vergangenheit und über die längst vergessene Zeit der Großcomnenen so bedeutendes zu erfahren sey, um Mühe und Aufwand einer weiten Fahrt zu lohnen? Daß beim türkischen Theil der Bevölkerung nichts und bei den Armeniern ungefähr ebensoviel zu

erwarten sey, war gleich anfangs klar. Alle Hoffnung ward auf die „Römer von Trapezunt," d. i. auf die 400 Familien byzantinischer Griechen gestellt, bei welchen man doch traditionell fortgepflanzte Erinnerungen an die Herrschaft ihres Volkes und ihres Glaubens, vielleicht Stadt- und Mönchschroniken, Ueberbleibsel der kaiserlichen Büchersammlung, Denkmäler und Fresken vermuthen durfte. Am Ende — dachte ich in ausschweifender Phantasie — stehen gar noch Reste des kaiserlichen Palastes, dessen Lage, Bau und Einrichtung Cardinal Bessarion so reizend beschrieben hat. Es waren aber nur Traumbilder, die schon nach dem ersten Besuch in der erzbischöflichen Wohnung verschwunden sind. Natürlich ist Constantios der Erzbischof kein Gelehrter; er ist im Gegentheile, wie man mir schon vorher gesagt hatte, wo möglich noch beschränkter und unselbständiger als es die griechischen Geistlichen überhaupt, und die von Trapezunt besonders sind. Dessen ungeachtet, oder vielmehr gerade aus diesem Grunde habe ihn die Gemeinde auf den Stuhl erhoben, „weil er sich etwas sagen lasse und es nicht übel nehme, wenn ihn die weltlichen Municipalvorsteher auf Fehler in Verrichtung herkömmlicher Kirchenceremonien aufmerksam machen." Freiherr von Droste-Vischering hätte als Erzbischof von Trabisonda mit seinen eigenen Schäflein die größte Noth; Constantios aber läßt sich in alle Formen drücken, hat in keiner Sache

hartnäckige Meinungen und gibt im Gemeinderath den Archonten allzeit Recht. Dafür sind ihm diese ihrerseits verhülflich, die verfallene und im Laufe früherer Unordnungen erloschene Autorität seines Sitzes über die rebellischen Kirchen im Gebirge, in Surmenä, in Of, in Lasistan, hinauf bis gegen Ispir wieder herzustellen und sie in Person zu visitiren, d. i. zum Vortheil der Metropole daselbst Gebühren und milde Gaben einzuheben. Dafür sitzt aber auch Se. Heiligkeit den ganzen Tag fast bewegungslos wie eine indische Pagode auf dem Divan der Haushalle, und athmet die kühlende Seeluft ein. Den Blick wirft Se. Heiligkeit bald auf die unmittelbar am Fuße des Strandfelsens unter ihren Augen im Meere herumplätschernde Jugend, bald in die aufgeschlagene Apokalypse, schlürft dann zu gehöriger Zeit eine Tasse schwarzen Kaffee's, oder nippt ein Gläschen Gebranntes, das ist Pfaffenmilch (*γάλα τῶν Παπάδων*) wie es die griechischen Mönche in Jerusalem nennen. Bei jedem Besuch fand ich die Apokalypse aufgeschlagen, und zwar — wenn ich recht gesehen habe — jedes Mal dieselbe Seite, offenbarer Beweis, daß Se. Heiligkeit den geheimen verschlungenen Sinn reiflich überdenkt und alle Oberflächlichkeit der Meditation, alles Flüchtige der Lesung, wie sie es bei uns zuweilen in den Zeitungsartikeln empfehlen, mit Sorgfalt zu vermeiden sucht. Schon früher hatte ich öfter Gelegenheit, an griechischen Prälaten

eine ungewöhnlich genaue Kunde der Civilverhältnisse sämmtlicher Familien ihres unmittelbaren Sprengels zu bewundern. Woher, wie stark, wie reich, wie erwerbfähig und wie warm für die Kirche jede „römische“ Haushaltung der Metropole sey, wußte der Erzbischof auch in Trapezunt mit Sicherheit anzugeben. Von den vortürkischen Bewohnern des christlichen Trabisonda's, sagt er, wäre nicht eine einzige Familie mehr übrig und die 400 der Gegenwart sämmtlich von den benachbarten Ortschaften Platana, Surmenä, Of, Rhise, Tripoli, Kerasunt, besonders aber aus der großentheils christlich gebliebenen Alpenlandschaft Chaldia nach und nach in die Stadt gezogen. Auch habe sich das Andenken an die erste Heimath, sowie an die Epoche der Einwanderung bei diesen Familien überall durch Ueberlieferung von Vater auf Sohn erhalten; jede Familie wisse, woher sie sey, allein keine reiche über 200 Jahre Aufenthalts in Trabisonda hinauf. Das erzbischöfliche Register und der Cathedralcoder gehe gar nur bis auf das Jahr 1698 zurück, wo der damalige Erzbischof Nectarius von der türkischen Regierung für sich und seine Nachfolger die Erlaubniß auswirkte, den Sitz vom elenden, selbst von den Gartenvorstädten durch Anhöhen getrennten Marineflecken St. Philipp, wohin ihn der Eroberer des trapezuntischen Reiches, Sultan Mohammed II. verbannt hatte, auf seine gegenwärtige Stelle zu ver-

legen. Erst von dieser Zeit an gebe der Codex das Verzeichniß der Oberhirten, das Jahr ihrer Wahl und ihres Todes, aber ohne allen Beisatz über die Zeitereignisse. „Man war in beständiger Angst vor dem türkischen Yatagan und Niemand hat etwas aufgeschrieben." Ein kurzer Besuch in der Bücherkammer, wohin mich ein Diacon führte, belehrte hinlänglich, daß der Prälat in Allem die Wahrheit sagte und für meine Zwecke hier nichts zu finden sey. Die Entdeckung war freilich keine tröstliche, ich dachte einen Augenblick an die 600 deutschen Meilen zwischen Trapezunt und München und verließ ziemlich kleinlaut die Metropole, stieg wieder hinauf zum Meydan-Plateau und überließ mich, im Garten wandelnd, ernsthaften Betrachtungen über den Ausgang des Unternehmens. Mit dem Abzuge des letzten Groß-Comnen und Kaisers David I. aus der Burg seiner Väter (1462), hat auch die Geschichte jenes Reiches ihr Ende erreicht. Allerdings war mir nicht unbekannt, daß Mohammed II. nach Uebergabe der Stadt die trapezuntische Bevölkerung in drei Theile schied, deren erster mit allen Vornehmen und Vermöglichen als Colonisten nach Konstantinopel wandern mußte, der zweite dem abziehenden Eroberungsheere als Sklaven anheimfiel und über ganz Anatolien zerstreut wurde, der dritte und ärmste aber im abgetrennten Marineflecken wohnen durfte, nachdem vorher aus allen drei Abtheilungen 800 der schönsten und

rüstigsten jungen Leute für die Janitscharen ausgehoben und zum Islam genöthigt waren. Daß aber auch diese kümmerlichen Reste verschwunden und von allen Begebenheiten vor und nach der Katastrophe in dieser großen Stadt selbst das Gedächtniß erloschen, daß Alles barbarisch, Alles neu und gleichsam erst von gestern sey, hätte man doch nicht erwarten sollen. Wahrhaft, in der Kunst zu erobern und das Erworbene in ihrem Sinn bleibend einzurichten, haben es die alten Türkensultane zur Meisterschaft gebracht.

Bei manchem Leser könnte es vielleicht ein Lächeln hervorrufen, wollte ich die Gemüthsbeengung eingestehen, die ich in Folge der erzbischöflichen Mittheilungen über den Stand der Dinge im weiland griechischen Trapezunt empfand. Der Uebergang von den ausschweifendsten Hoffnungen zur Verzagtheit ist seiner Natur nach ein kurzer, und ich mache gar kein Geheimniß, alle Hoffnung irgend einer namhaften Ausbeute schien mir im Augenblick verloren, ich merkte sogar Anwandlungen von Heimweh und dachte, — kleinmüthig genug — nach Besichtigung der Stadt, der Burg und der nächsten Umgebung wieder nach Stambul zurückzuschiffen und im Uebermaß der Beklommenheit vielleicht sogar den Besuch auf Hagion-Oros aufzugeben. Um das Peinliche der Lage ganz zu fühlen, müßte einer auch wie ich das Unglück haben, an die Aufhellung der politischen Momente eines unbekannten romanhaften Schatten-

reiches gleichsam als an seine Lebensaufgabe gefesselt zu seyn und in anscheinend vergeblichen Mühen auch noch die sauer erworbenen Früchte frühern Fleißes zu verzehren. Selbst den Dänen, deren Thema ich als Quelle aller gegenwärtigen Noth erkannte, war ich von Herzen gram, verwünschte aber vor Allem die pedantische und hartnäckige Gewissenhaftigkeit, die einer Schulfrage wegen nur einen deutschen Papier-Jason aus dem innern Keltenlande bis nach Kolchis treiben kann. Zu diesen Vorstellungen kamen mit dem Morgens eingetroffenen Dampfboote auch noch politische Bedenken ernsthafter Art. Es zog sich ja das Unwetter von allen Seiten über dem Haupte Mohammed-Ali's zusammen, Herr Thiers bedrohte den Occident, und in Deutschland feierten sie wieder einmal die Saturnalien eines allergnädigst concessionirten und polizeilich überwachten Volksfreiheits-Kanzlei-Rheinlieds-Schwindels in amtlich vorgeschriebener Form. Welche Möglichkeiten knüpften sich an diese Kunde! War es unter solchen Umständen nicht gerathener, vor dem sengenden Strahl der kolchischen Augustsonne zu fliehen und auf kürzestem Wege heimzueilen, um dort nach Kräften Herrn Thiers zu widerstehen? Aber die schöne Prinzessin von Trebizonde, der kaiserliche Palast, der Marmorsaal mit seiner vergoldeten Decke, die Ruinen verfallener Herrlichkeit, die Waldpracht mit den verödeten Felsenburgen im Innern, die breitblätterigen

Haselstauden und die „langen" Trauben von Kerasunt, das Alles sollte ich ungesehen verlassen und verzagt wieder in den Occident entfliehen! Welche Qual! Von Theodor Lazaropulos, einem jungen Chaldier, der Handel trieb, aber als Hrn. Gherst's Schützling bei der Tafel den Dienst im Consulat versehen half und das Recht mitzureden hatte, erfuhr ich zufällig gerade an diesem Abend das Daseyn verschiedener Inschriften und Frescomalereien, Figuren und Verzierungen auf den Festungsmauern, an Tempelwänden, besonders in der obern Burg, und sogar mehrerer Diplome aus der Comnenenzeit im Kloster Sumelas im Waldgebirge, zwölf Stunden von Trapezunt. Auch Töpfe mit Silbermünzen finde man häufig im Aufräumen des alten Häuserschuttes, und Dr. Rutzeris habe deren eine Menge zusammengebracht, mit dem Bilde des Kaisers auf der einen und St. Eugenius auf der andern Seite.

Wie schwankend und im Grunde wenig versprechend auch diese Sagen eines Einheimischen seyn mochten, stärkten sie für den Augenblick doch den sinkenden Muth und liehen dem Vollmondschein einer trapezuntischen Sommernacht und der hohen Felsenterrasse des Consulats neuen, aber melancholischen Reiz. Die Wohnungen sämmtlicher europäischer Agenten liegen nahe beisammen im Griechenviertel, und wenn auch Mister Heinrich Suter, der englische, und Monsieur Outré, der französische Consul,

über umfassendere Räumlichkeiten und Gartenanlagen verfügen als Herr Ghersi, übertrifft doch die kunstreiche, auf einem Steilfelsen vor den Zimmerfenstern aufgemauerte und mit Brustlehne verwahrte Plattform des austro-russischen Consulats, ihrer prachtvollen Aussicht wegen, alle Herrlichkeiten der persischen Sensitiv-Mimosen sammt dem Akaziengeranke aus Ghilan in den Gärten der Rivalen.[1] Vom Strande geht es hier ohne Uebergang rasch, felsicht und zerrissen den Berg hinan; die Uferklippen, bald dammartig in die Brandung hinauslangend, bald buchtenförmig eingeschnitten, geben dem Fahrzeug überall Zuflucht zum Landen und gewundene Pfade, wie zu Amalfi und Jafa, führen nach allen Richtungen zu den zerstreuten Wohnungen der Trapezuntier hinauf. Aber das Ufergestein ist nicht schmucklos und ausgebrannt, wie bei Tzimova und Monembasia in Griechenland. Hier strotzt überall die Myrte, prangt die Nelke und der Granatenbusch, rankt das Immergrün und die Weinrebe, duftet wilder Thymian, drängt sich der Feigenbaum hervor aus allen Ritzen und gedeiht ungepflegt der Oleander und der Lorbeerstrauch. Wie viele Stunden, besonders während der Abwesenheit Herrn Ghersi's in Erserum, habe ich etwa auf dieser Plattform zugebracht und gedankenvoll

[1] „Gül-aschrim," sagt man mir, sey das persische Wort für Sensitiv-Mimose, die ich mit der Ghilan-Akazie in Trapezunt das erstemal gesehen habe.

in den Pontus hinabgeblickt, wie sich die Welle kräuselte und an der Klippe brach, wie die Barke vorüberstrich, wie der Istambol, das Prachtschiff, hinter dem waldigen Vorgebirge Joros (Hieron Oros) hervorbrechend, die Rauchsäule gegen Trabisonda trieb! Von besonderer Wirkung war der Anblick des Nachts, wenn der Mond über den Waldschatten des Lasengebirges hangend sein melancholisches Licht auf den Pontus-Wasserspiegel goß und vom Strande herauf jenes dumpfmatte, nur Seeanwohnern zu erklärende Gemurmel der selbst in heiterster Stille vom Hauche der Abendlüfte in langen Schwingungen an das Land getriebenen und regelmäßig wiederkehrenden Welle zum Ohre drang. Diese trapezuntischen Mondnachtsscenen hatten etwas Sorgenstillendes für das Gemüth, und ich meinte zuletzt, wenn ich auch mit leeren Mappen Kolchis verlassen müßte, im Grunde doch gewonnen zu haben. So leicht sind die Deutschen über den Verlust ihrer Glücksgüter und über getäuschte Hoffnungen zu trösten! Gebt ihnen etwas Mondschein mit Wellengebrumm, und ihr mögt ihnen ruhig die Taschen leeren und Fesseln an die Arme legen. Leise Anklänge dieser unstillbaren, vielleicht erst durch das Christenthum in den germanischen Herzen geweckten Sehnsucht und Schwärmerei findet man unter den Schriften des Alterthums eigentlich nur in den Gedichten des Virgilius. Nur dieser Sänger christlicher Sehnsucht hört das Rauschen des Laubes

unter Corydons Fuß, sieht Corydons Bild im glatten Meeresspiegel, »cum placidum ventis staret mare« und versteht die Seelensprache der »amica silentia lunae.« Das Wildromantische der anatolischen Küstenländer am Pontus Euxinus wird seines Eindruckes auf deutsche Wanderer nie verfehlen. Wir lieben Waldeinsamkeit, Laubgehölze, dichtverwachsenes Gebüsch, Berge, Bäche, Thalschluchten und Felsen-Gewinde neben wallendem Kornfeld — romantische Bilder wie sie die Natur in wundervollen Mischungen nirgend so prachtvoll als in Kolchis gezeichnet hat.

Anatolien ist ein hohes, von wilden Gebirgsketten und traurigen, verbrannten, baumlosen Flächen durchstrichenes Tafelland, das südlich meistens steil und hart gegen das Mittelmeer abfällt, im Norden aber sich stufenweise in einem lang hingezogenen, vom Phasis bis Bithynien herausreichenden, häufig von Querthalungen und tief eingeschnittenen Wasserrinnen durchbrochenen Waldgürtel von wechselnder Breite und voll der seltsamsten Terrainbildungen und Verzackungen, die auf Bau und Anlage der Wohnplätze der Menschen einen wesentlichen Einfluß haben, zum Pontus Euxinus herabsenkt. An den Mündungen größerer Ströme, z. B. des Halys, des Iris, wie des kleinen Pyrites bei Trapezunt gibt es zwar Niederungen, sogenannte Flußdelta, die aber, wenn wir nicht irren, zwischen dem Bosporus bei Konstantinopel und dem imiretischen Phasis, sowohl

klein als groß, gegen die Gewohnheit der übrigen Länder mit wenigen Ausnahmen unbewohnt und verlassen sind. Ueberall hat man zur Anlage der Ortschaften steil oder sanft ansteigende Berghalden, schroffe Vorsprünge, die Hüften schlank ins Meer heraus laufender Erdzungen oder gewisse Stein- und Erdparallelogramme gewählt, die man nur auf der Pontusküste von Asia Minor findet.

Wir bitten den Leser über den Ausdruck „Stein- und Erdparallelogramm" nicht zu erschrecken, und wenn ihm der geometrische Begriff weniger geläufig ist, dafür den Ausdruck „länglich tafelförmiges Felsenplateau" zu setzen. Denn nur durch klare Versinnlichung dieser sonderbaren Erdgebilde kann man sich, ohne Trabesunda selbst zu besuchen, die romantische und für byzantinische Zeiten fast unbezwingliche Lage der Stadt durch Worte verständlich machen. Eben weil in den Nachrichten, die uns der Castilier Clavigo (1401), der byzantinische Nomophylar Eugenicus (1418) und Cardinal Bessarion der geborne Trapezuntier (1440), sämmtlich aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts hinterlassen haben, dieses tafelförmige Plateau der alten Citadellenstadt Trapezus nicht in deutlichen Umrissen und in seinem wahren innern Zusammenhang mit dem großartig, halbbogenförmig und scharf aufsteigenden Küstenlande hingezeichnet ist, bleiben ihre Beschreibungen aller Eleganz ungeachtet doch immer unverständlich. Tour-

nefort (1701), ob er gleich seinem Texte mit einem trefflichen Kupferstich zu Hülfe kam, war im Ganzen doch nicht glücklicher als seine Vorgänger, weil der ungünstige Standpunkt des bildlichen Entwurfs den entscheidenden Zug — die scharfgemeißelten Kanten des Felsenparallelogramms — verbarg. Wohl reden sie alle von einer trapezuntischen „Doppelburg" und von tiefen Thaleinschnitten zu beiden Seiten der Festung. Ob aber diese Thaleinschnitte an den beiden Lang- oder an den beiden Schmalseiten des natürlichen Parallelogramms gezogen sind, und wie dieses selbst aus dem Boden herauswachse; ob es sich frei en relief und auf allen vier Seiten unabhängig wie ein Cubus auf ebenem Terrain erhebe, oder ob es der Länge nach gleichsam unfern dem Strande aus den Flanken des hohen kolchischen Bergrandes fließe und mit einer Seite noch am Gebirge wie am Mutterstocke fest hange und angewachsen sey, das Gebirge aber im Halbkreise hoch über Gartenvorstädte, Thalrisse, Parallelogramm und Doppelburg ansteigend, luftig und frei wie ein weites Amphitheater hereinrage, hat keiner angegeben. Und doch bilden vorzugsweise die beiden letzten Punkte das charakteristische Merkmal der Lage von Trapezunt. Der Schluß, daß beim Verwachsenseyn der südlichen Schmalseite mit dem Gebirge die nördliche nothwendig dem kaum 1000 Schritte entfernten Meere zugekehrt seyn müsse und die Natur im Grunde nur drei Seiten

des trapezuntischen Tafelparallelogramms befestigt und die vierte der Kunst überlassen habe, geht von selbst hervor. Dessen ungeachtet ist dieses Plateau eine wundervolle Schöpfung wie Alamut die Felsenburg der Assassinen in Masanderan, oder wie jener Aornos der Macedonier in Sogdh mit ihren Fruchtgärten, Quellströmen und Waldschatten, zu Lust und Sicherheit der Menschen wider feindliche Gewalt. Die Fläche des Citadellen-Parallelogramms von Trapezunt ist aber nicht horizontal und durchaus tafeleben verlaufend, wie man vielleicht denken möchte; sie ist vielmehr nach der Natur des umliegenden Terrains ebenfalls gegen das Meer abstürzend und gleichsam in zwei Quartiere, ein höheres und ein tieferes, von ungleicher Größe und ungleicher Höhe geschieden. Das höhere, unmittelbar aus dem Berge herauswachsend, ist kleiner aber bauchiger, steiler, höckeriger und ragt über das tiefere, schmaler gestreckte aber längere, so weit empor, daß die von einem Rande zum andern gezogene und beide Hälften von einander innerlich abschließende Quermauer an ihrer Wurzel noch über die höchsten Gebäude der tiefern oder untern Citadelle hinausragt, der kaiserliche Palast aber, der den Höhepunkt dieses obern Quartieres einnahm, seinerseits eben so hoch über die Zinnen der Quermauer und über die untere Festung erhaben in das Meer hinunterblickte. Der Leser sieht wohl selbst, daß diese obere, spitz zulaufende, höher gelegene Hälfte

des Naturparallelogramms die eigentliche Hochburg, die Akropolis von Trabisonda bildet — links und rechts durch tiefe Abgründe gesichert und nur im Zusammenhange mit dem Gebirge schwach. Das ist die alte Doppelburg von Trapezunt des Xenophon und des Justinian. Zum Glück ist dieser Zusammenhang mit dem Berge so schmal, daß der Isthmus zwischen dem Abgrunde zur linken und dem Abgrunde zur rechten kaum zwanzig Schritte beträgt. Aber der Boden hebt sich beinahe dicht vor der Bergmauer, haldig und breit ausgreifend, über die Akropolis und bildet den natürlichen Angriffspunkt für feindliche Gewalt. Die Schloßmauer auf dieser Schmalseite ist freilich um so höher und fester, da sie den unmittelbar dahinter liegenden Palast der Groß-Comnenen schirmen mußte. Hier haben die Gothen, die Königin von Tiflis, der Seldschuke Alaeddin Keikobad von Iconium, die Turkomanen-Emire und Sultan Mohammed II. im Kriege gegen Trapezunt zuerst den Sturm angelegt, aber auch Johannes, der vorletzte Imperator, dicht an der innern Mauerseite einen freistehenden, breit gedrückten, grotesk und hoch über die hohe Mauer hinaufragenden Thurm zum Widerstande gegen das Geschick aufgerichtet. Für den Schirm der beiden Langseiten des Gesammtparallelogramms hat die Natur allerdings besser gesorgt, da sich die tiefen Schluchten links und rechts als hohle, steile und schattige Thäler zum Meer hinab-

ziehen und die Doppelburg vom Continent der gegenüberliegenden Gartenvorstädte mit ihren Hügeln, Erdrissen, Gärten und dichtbelaubten Gruppen trennen. Diese furchtbaren, von der Natur selbst aufgethürmten Festungsgräben sind voll Dunkelgrün, voll Quellen, voll hochwüchsiger, zum Theil immergrüner Bäume, hoch über deren Wipfel in kühnem Bogen die schmale Brücke hinüberspringt, ein romantischer Anblick, wenn der Epheu blüht, das Wasser im Gebüsche rauscht und die reife Traube überall unter dem Laube hervorblickt. Besonders prachtvoll ist die Schlucht auf der Abendseite, unmittelbar am rund aufgethürmten, baum- und quellenreichen Thalschlusse und am Fuße des buschbewachsenen Burgfelsens, von dessen oberster Spitze, wenigstens 300 Fuß senkrechter Höhe über dem Schattendunkel des Abgrundes, der Comnenenpalast und die neun großen, heute leeren Bogenfenster des Kaisersaales in Doppelreihen niederschauen. Hier ist die Schloßmauer zugleich Festungsmauer, die in abenteuerlichen Zügen, alterbraun, verwittert und stellenweise ganz von Epheu zugedeckt, den Krümmungen, Senkungen, Hebungen und felsigen Aussprüngen des Tafelrandes folgend, das alte Trapezus umschließt. Den schönsten Anblick jedoch gewährt es, wenn man diese grün berankte, steil von der obern Burg zur untern herabsteigende Randmauer mit den schwarzen Thürmen im Abendschein von der Brücke aus betrachtet, die auf der Westseite der Festung über

den romantischen Abgrund führt. Nur die Eingebornen, besonders die Osmanli, können nicht begreifen, was da zu bewundern sey. „Was stehst du denn stille? Was erblickst du denn da oben?“ fragte voll Verwunderung der feiste knochige Subaschi von Trabosan, wenn er den Fremdling wie in sich selbst versunken unbeweglich an der Brückenzinne fand.[1] Gerne möchte ich wissen, ob der nordische, ob der civilisirte Mensch allein für Naturschönheiten empfänglich ist oder ob der Besitz etwa überall Gleichgültigkeit erzeugt und wir täuschungsvoll ewig nur das verlangen und bewundern, was uns ferne ist und was uns gebricht.

Schief zwischen hochwipfligen, durch Weinreben mit einander verschlungenen Bäumen führt ein Weg aus der Gartenvorstadt in die Schlucht hinab, wo der Bach, über granitene Schnellen sprudelnd, unter der kurzen aber hochgesprengten und geländerlosen Brücke in die romantisch gewundene Felsenvertiefung hinabrauscht und die aus immergrünem Buschwerk und Baumschlag stürzig herabgleitenden Wasserfäden selbst in der Mittagsgluth Schatten und Kühlung unterhalten. Die Schönheit des Steilpfades aber, der sich aus dem Hintergrunde der Schlucht durch üppiges Grün, durch mächtigen Pflanzenwuchs felsicht und wasserreich zur kleinen Plattform am Isthmus

[1] Subaschi, „Wasservorstand“ ist im Türkischen der amtliche Ausdruck für „Unterpolizeichef.“

hinter der Burg hinaufwindet, konnte Bessarion selbst im spätesten Alter und mitten unter den Herrlichkeiten des römischen Purpurs nicht vergessen. Von der Höhe, aus dem Gestein, von den Thalwänden, überall sprudeln Quellen heraus und rauschen durch Hochschatten, Myrten- und Lorbeergebüsch zum Bach in die Thalschlucht nieder. Hoch vom grünberankten Felsen schaut die Kaiserburg herab.

Innerhalb der Randmauer ist das Citadellen-Parallelogramm wegen des beschränkten Raumes zwar großentheils mit Bauwerken und Wohnungen überdeckt, doch fehlen auch grüne Partien nicht, weil auch hier aus dem Boden reichlich Wasser quillt, überall Brunnen plätschern, offene Kanäle mitten durch die gepflasterten Straßen laufen und ein dichter Strahl silberheller Flüssigkeit zum großen Thor gegen die Meerseite hinausstürzt. [1] In diese naturfeste Doppelburg flüchtete sich im Falle feindlichen Angriffs sämmtliche Einwohnerschaft der über die Gartenregion zu beiden Seiten der Thalschluchten ausgebreiteten Vorstädte. Die Häuser hatten zur Comnenenzeit freilich wie oben bemerkt drei Stockwerke und konnten einer größern Volkszahl Unterkunft verschaffen als heute, wo die armselige Türkenarchitektur und Haremsitte Alles verwandelt hat. Aber um so furchtbarer waren

[1] Ὑδάτων ῥύακας καὶ κρουνοῦς ἐκχεομένους ἐκ τῆς μεγάλης πύλης τοῦ αἰγιαλοῦ.

Cod. MSC. Mont. Atho.

die Feuersbrünste in den engen Gassen mit hohen Fachwerkhäusern und einer übereinander gehäuften Bevölkerung, wenn der Feind vor den Thoren stand und die Flucht unmöglich war. Auch zählt vielleicht keine Stadt des Orients verhältnißmäßig so viele und so verheerende Brände, als Trapezunt während der unruhvollen Comnenenzeit. Um einem Theil dieser Uebelstände zu begegnen, erweiterte Alexius II. (1297—1330 n. Chr.) bei den wachsenden und wiederholten Bedrängnissen des Reiches durch ein kolossales Unternehmen die Citadellenstadt und mit ihr die Sicherheit seines Volkes. Den leeren Raum zwischen dem alten Tafelfelsen (Parallelogramm) und dem Meeresufer füllte der benannte Groß-Comnen mit einer dritten Citadelle aus, die ein für sich geschlossenes Ganzes bildete und doch mit dem alten Bau zusammenhing. Schroffheiten des Terrains waren abzutragen, Vertiefungen auszufüllen und die Thalschlucht selbst zu erweitern, um genügenden Grund zu gewinnen. Der Neubau knüpfte sich der Art an die dem Meere zugekehrte Schmalseite des alten Parallelogramms, daß der Haupteingang, das sogenannte Wasserthor, mit seiner Hochlage, seinem Quellstrom und seiner strengen Quermauer, statt am Ende, nun gleichsam mitten in der Festung stand. Da aber die neue Anlage einer möglichst großen Volksmenge Schirm gewähren sollte, war es nicht genug, die Mauern an beiden Langseiten in gleicher

Enge wie das alte Parallelogramm bis zum Meere hinabzuführen. Der kaiserliche Bauherr zog die westliche, breit auseinandergehende und in der Sohle geebnete Thalschlucht bis zur halben Länge des alten Parallelogramms herauf in den neuen Plan hinein. Nur auf der östlichen Langseite, wo der Boden am Meere hin von Natur flacher ist und zu allen Zeiten die großen Bazare standen, ist die neue Mauer eine geradlinige Fortsetzung der alten, mit Thürmen und niedrigem Vorwerk im byzantinischen Styl. Am Strande aber läuft sie dann rechtwinklicht weit über die alte Schmalseite hinaus bis zum hohen Außenrand der westlichen Schlucht, folgt ihrem Kamm mitten unter hohen Baumgruppen, und zieht sich im rechten Winkel an den Rand der hier wieder engen Thalschlucht, zur Brücke über den Abgrund herüber, wo zugleich starke Außenwerke mit Streitthürmen und Doppelthoren den Eingang hüten. Baumgärten mit luftigen Türkenwohnungen und mächtig drängendem Gebüsch füllen auf dieser Seite die Flachgräben der neuen Festung, und eine halbzerstörte Inschrift über einem zugemauerten Pförtchen nennt das Jahr 1324 als die Epoche des vollendeten Baues. Alexis II. nahm den Festungsplan von Konstantinopel zum Muster: drei Mauern hinter einander, eine immer höher als die andere, mit Zinnen und Thürmen von wechselnder Form umschließen das neue Werk. Nur hat sich um den

Comnenenbau in Trapezunt ein Dickicht von Feigen-, Cornelkirschen- und Steinobstbäumen, von Eschen, Ulmen, Mais, Haselstauden, Maßholder, Gartengebüsche aller Art und von Wallnußstämmen ungeheuern Umfangs mit Schatten, Kühle und Sommerstille romantisch herumgezogen, mit dem sich Epheu und Schattenfülle von Byzanz nicht messen kann. Drei abgesonderte Burgen, eine immer höher als die andere und doch in einander verschlungen, bilden das wundervolle Panorama von Trapezunt.

Beinahe einen vollen Monat verschob ich es, die oberste Abtheilung des Tafelfelsens, die eigentliche Akropolis von Trapezus und die Ueberbleibsel der alten Kaiserburg zu besuchen. Ich wollte die Täuschung, als wären für mich dort noch unverhoffte, selbst meinem unmittelbaren Vorgänger verborgen gebliebene Schätze, Gebilde, Inschriften, Bauwerke für Aufklärung mittelalterlicher Romane und der comnenischen Geschichten aufzufinden, so lang als möglich lebendig erhalten. Zwar hatte mich Hr. Zachariä wenige Monate früher in Heidelberg versichert, der Palast sey zerstört und, soviel er bemerkt habe, von historischen Ueberbleibseln überall keine Spur. Ich nahm die Rede aber nicht so völlig buchstäblich, als wäre Alles ganz und gar verschwunden; ich meinte vielmehr in verzeihlicher Eitelkeit, wo ein flüchtig vorübereilendes Juristenauge nichts gesehen habe, vermöge Jemand nach vorausgegangenen speziellen

Studien über den Gegenstand und bei dem lebendigen Interesse für die Sache immer noch Einiges zu entdecken, was über Zweifelhaftes Licht verbreiten und Schwankendes befestigen könnte. Ich wußte ja den Geschmack der comnenischen Fürsten für die bildende Kunst, für Architektur und Malerei; besonders aber hatte ich es auf den von Gold und Marmor strotzenden Kaisersaal und seine Wandfresken abgesehen, die nach Bessarion, der sie oft betrachtet hat, eine vollständige Geschlechts-, Familien- und Geschichtsgallerie des regierenden Hauses vom Beginn des trapezuntischen Reiches, bis in die letzten Zeiten darstellte. Hat sie türkische Bilderscheu auch mit Kalk übertüncht, wie die Kirchenfresken von St. Sophia in Stambul oder von St. Sophia und St. Chrysocephalos in Trapezunt, so ist das Verborgene doch leicht hervorzukratzen, und weiß Gott welch neuer Aufschluß für das mystische Dunkel des kolchischen Romanenstaates ans Licht zu bringen. Bogenfenster hatte ich ja von der Schlucht herauf gesehen, von Außen zwar nur altes schwärzliches Gestein, und durch die leeren Räume schienen die Wolken durch; aber vielleicht ist es von Innen besser bestellt, glänzender, farbiger, wie in den Königshallen des hundertthorigen Thebens.

Wie dort Rameses, Amenophis und Scheschonk, so prangen vielleicht hier noch wohlerhalten in kriegerischem Schmuck, Seldschuken und Turkomanen

vor sich hertreibend, Andronicos Gidon, der Besieger Sultan Alaeddin Keikobads von Iconium, Manuel I., der große Kapitän und Alexius III., der Wiederhersteller des verfallenen Reichs, der Kirchenheld, der Legenden-Imperator. Freilich ist die Luft zu Medinet Habu und zu Karnak weniger ätzend und haben die Pharaonen ihre Bauten aus unvergänglicherem Materiale aufgeführt, als die kunstsinnigen Comnenen von Trapezunt, die Fürsten des waldigen Kolchis, des „Mosynökenlandes"; aber die Zeit ist im Verhältniß wie fünf zu dreißig, und hatte ich nicht in Kirchen und Kapellen der Gartenvorstädte mancherlei Fresken und geistliche Malerei aus der Kaiserperiode, und auf der Außenwand der Hauptmoschee sogar die wohlerhaltenen Reste eines Musivgemäldes der griechischen Panagia gesehen? Hätte mir Jemand durch Erzählung der Wahrheit diese Träume verscheucht, wahrhaft ich hätte ihm wenig Dank gewußt. Mit Bessarions Comnenenlob (MSC. Venet.) in der Hand, saß ich lange auf der Plattform des hoch und steil über die griechische Gartenvorstadt hinaufragenden Bos-Depe (Grauhügels), wo man die schönste Aussicht auf Trapezunt genießt und zum Theil selbst das Innere der obern Akropolis auf halbstündige Entfernung überschauen kann. Bald las ich die Schilderung des Prachtbaues, wie er sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts mit seiner hohen Treppe, seinen

Seitenflügeln und Lufthallen, seinen Marmorböden und vergoldeten Zimmerdecken und seinem Viersäulenpavillon, hoch auf dem Terrassendach über die Giebel und Zinnen des schief absteigenden Parallelogramms erhob; bald blickte ich auf die Burg hinüber, konnte aber leider nichts als armseliges Hütten- und Bretterwerk türkischer Architektur erspähen. Da sank mir zuerst der Muth und ich stieg traurig wieder in die Stadt hinab. Erinnerungen an Peyssonnels Nachrichten über Zerstörung der alten Comnenenburg in Folge einheimischer Kriege der Türken von Trapezunt während des 17. Jahrhunderts vermehrten die Unruhe, aber dem gewissenhaften, nüchternen Zachariä ganz Recht zu geben, sträubte sich eitle Hoffnung noch immer, bis ich endlich am 4. September den lange aufgesparten Gang in die obere Citadelle that und den Gräuel der Verheerung in seiner ganzen Ausdehnung übersah. Hr. Gherst ließ mich durch den Chaldier Theodoraki und Hrn. Mirkowitsch, den Kanzler, zum Obersten der Kanoniere führen, wo man zuerst um die Erlaubniß bitten mußte, in die obere Burg hinaufzugehen und die eigentliche Festung anzusehen. Der Colonel war abwesend, hatte aber, den Fall voraussehend, seinem vorzüglich begünstigten Diener den Auftrag ertheilt, uns überall hinzubegleiten, uns selbst in die Moscheen von St. Chrysocephalos und St. Eugenius einzuführen und etwaige Bedenken der Gläubigen gehörig

zu beschwichtigen. Es war ein derber Türkenjunge im neuen Styl, d. i. er trug eine Jacke mit engen zerrissenen Pantalons, trank Wein und nahm gerne Präsente, wie die Türken überhaupt und viele andere Leute insbesondere. Wie einst in Babel, Ecbatana und Jerusalem und unlängst noch in Stambul, war auch in Trapezunt nach uraltem Brauch des Morgenlandes der Sitz der Gewalt von den Unterthanen festungsgerecht abgeschieden, weil die Gewalt im Orient ihren ersten Feind überall im eigenen Volke sah. Man hat früher deutlich genug erinnert, daß eine hohe, von Schlucht zu Schlucht der ganzen Breite nach über das Parallelogramm laufende Quermauer den von Natur scharf abhängenden obern Burghügel gegen den untern abschließe. Eine Doppelpforte, eine innere und eine äußere, mit gekrümmtem Thorweg und eisenbeschlagenen Flügeln öffnet den Aufgang zu dem amphitheatralisch ansteigenden Palastrevier. Wir hatten nicht nöthig auf dem alten Wege zur Burg weit vorzuschreiten, um die letzte Täuschung zu verscheuchen und mit ihr alle Hoffnung irgend eines historischen Fundes von Gewicht zu zerstören. Denke man sich den Schmerz, Alles ist zerstört! Statt der einstigen Kaiserpracht, ihrer Leibwächter und Archonten hatte sich, wie es scheint, gerade der ärmste Theil unter den einsäßigen Türkenkanonieren in der Akropolis niedergelassen und am untersten Theile dicht an der Quermauer von Gestrüppe und

Schlingpflanzen ruinenartig umschlungene Wohnungen aus den Trümmern alter Herrlichkeit errichtet. Wer in Famagosta auf Cypern oder auf Hohenkorinth herumgewandert ist, hat auch die Palastruine der Großcomnenen von Trapezunt gesehen. Wie wäre da noch an die breite Treppe, an den Freskensaal, an die „alte, gold- und edelsteingefüllte" Schatzkammer,[1] an das abgesonderte Bücherhaus, an die Speisehalle, an den hohen Tetrastyl des kaiserlichen Geschäfts- und Audienzpavillons, oder gar an das Brautgemach der unvergleichlichen Prinzessin Katharina von Trapezunt zu denken, die durch den Ruhm ihrer Schönheit den Orient in Flammen setzte, und als Despina Katun mit Usun Hassan den Thron von Persien bestieg? In Fetzen gehüllte Weiber osmanischer Kanoniere sahen hohläugig hinter vergitterten, nur noch an einem Angel hangenden Fensterläden halbverfallener Steinbaracken auf den neugierig herumspähenden Giaur herab. Nur gegen Abend, gerade ober der Tiefschlucht, ist noch ein Stück Schloßmauer und ein viereckiger Thurm, letzterer etwa 50 Fuß hoch und mit einem Bogenfenster auf jeder Seite, unzerstört geblieben; selbst der gelblichte Anwurf hält noch am Gemäuer und am bemalten Thurmdachgesims ist blau, orangegelb und roth an vielen Stellen noch

[1] خزنه ديرينه *chazineh derineh* bei *Sead-eldin.* MSC.

deutlich zu erkennen. Ich sah durch das Fenster in den leeren Raum hinein, da ein natürlicher Felsendamm, zu dem man auf gemeißelten Treppen hinaufsteigt, mit einem bizarr in Stein ausgehauenen Durchgangsbogen wie ein Corridor durch diesen Theil der Burg zum Thurm zieht. An dem Schloßwandrest steht ebenfalls noch eine Linie von drei Doppelbogenfenstern mit je einer Säule in der Mitte, so daß von den beiden, in Würfeln ausgezahnten Halbbogen des Fensters je das eine Ende auf dem schön verzierten Knauf der Mittelsäule ruht, das Ganze aber von einem oben niedlich ausgeschweiften Segment architektonisch umschlungen wird. Das Gemäuer unterhalb der Fensterböschung zeigt würfelig hervorspringende und schachbrettförmig sich berührende rohe Steinquadrate, wie gewisse Bauten in Florenz aus der Ghibellinenzeit. Des schmalen Zwingers zwischen diesem Schloßfragment und der am Rande des Abgrundes hinlaufenden Zinnenmauer hat sich die üppigste Vegetation bemächtigt: der Feigenbaum, die Rebe, der Epheu, die Granate, die Esche und die Ulme mit Schlingpflanzen und lieblichem Kolchisgesträuche aller Art wuchern in der Oede ungestört, bewohnen das Gemäuer und schauen durch Bogen und Corridore der verlassenen Burg hinein. Der Wind blies herbstlich über die Ruine und der Wipfel einer hellgrünen Esche neigte sich wiederholt und melancholisch in dieselbe Fensteröffnung; durch welche

einst der Großcomnene stolz und sorgenvoll auf die Frühlingspracht seines Kaisersitzes niedersah. Unwillkürlich stellt das ängstliche Gemüth Vergleiche an: Theben mit hundert Thoren, Jerusalem, Balbek, Karthago, der palatinische Hügel und das neue deutsche Athen mit seiner Säulenpracht und Herrlichkeit demselben Loos der Vergänglichkeit verfallen wie die Kaiserburg in Trapezunt!

Ἔσσεται ἦμαρ ὅτ' ἄν ποτ' ὀλώλῃ Ἴλιος ἱρὴ,
καὶ Πρίαμος, καὶ λαὸς ἐϋμμελίω Πριάμοιο!

Der Blick zwischen den Zinnen der Stadtmauer und der ausspringenden Halbthürme in die Tiefe hinab, wo der Bach rauscht, in das Meer hinaus, oder auf die Schluchtenwand gegenüber, wo Pfade, Steilabhänge, Gestein mit üppigem Grün und luxuriantem Pflanzenwuchs, Gehöfte, kleine Dörfer, Cypressenwald, lebendige Gartenzäune, isolirte Wohnungen unter Baumgärten voll Leben und Saft bis zur langgezogenen Waldhöhe aufsteigend, in wundervollem Wechsel stehen, ist von zauberhafter Wirkung auf das für Natureindrücke empfängliche Gemüth. Aber die kolossalen Saalfenster unmittelbar über dem Abgrund, sind auch von Innen nur schwärzliches Gestein ohne Schmuck, ohne Bild, ohne Schrift!

Auf der Hochterrasse des ungeformten, breitschulterigen, ganz mit Epheu bedeckten Wartthurms an der südlichen Mauerseite, wo sie mit dem Planum inclinatum des Berges zusammenhängt, lag eine

Feldschlange und eine größere Kanone hatte sich weiter seitwärts, beide ohne Lafette und von Rost zerfressen, halb im Schutt der Böschung eingesenkt. Das war die ganze Artillerie der Hauptreichsfestung Trabosan. Nebenan stand als Schildwache der unbärtige, milchweiße Sohn eines erblichen Feuerwerkers, in bürgerlichem Gewande, ohne alle Bewaffnung oder irgend ein kriegerisches Abzeichen seines Standes, den Blick starr in das Gebirge gegen Gümisch-Chane und Baiburd hinaufgerichtet, wo zur Zeit des letzten Krieges Paskewitsch mit den Russen stand und Trapezunt bedrohte. *Ne japarsyn, Toptschi? Ne bakarsyn?* (Was machst du, Kanonier? Was schaust du da?) *Ne japaïm, daghlara bakarym!* (Was werde ich machen; ich schaue eben gegen die Berge!) *Ne var orada?* (Was gibts denn dort?) *Orada Moskof sinori getscher!* (Dort läuft die russische Gränze!) *Amma schimdi Moskof gelmes.* (Aber jetzt kommt der Russe nicht.) *Ne bileïm? gelir gelmes, ben bakarym, sarar jok.* (Was weiß ich? kommen, nicht kommen, ich schaue, schad't ja nicht.) Von Unterricht und täglicher Uebung, wie man es in Europa und seit dem Eintritt der preußischen Exerzirmeister auch in Stambul treibt, ist hier keine Rede. Ohne unsere Plage haben sie in Trabisonda doch seit bald 400 Jahren den Nutzen und den Besitz. So oft ich in der Folge heraufkam und in Gedanken an die Vergangenheit auf der großcomnen'schen

Palastruine herumwandelte, fand ich zwar immer die waffenlose Schildwache in Civilkleidern am Thurme stehend, aber auch immer dieselbe Verödung und dasselbe Schweigen, wo einst des Festgepränges, der Freudenmahle und des Hochzeitgesanges kein Ende war. Ueber diesen wechselvollen Unbestand menschlicher Dinge empfindet der Osmanli keinen Gram und antwortet auf die Frage, was sie gethan hätten, wenn der Moskof-General damals vor Trabosan erschienen wäre, ganz ruhig: *jardümüs Allahdan gelur.* (Unsere Hülfe kommt von Gott.) Die Schwäche der Türken ist nur für sie selbst ein Geheimniß, und im Allgemeinen glauben sie sogar mit ihren kriegerischen Einrichtungen noch jetzt allen übrigen Nationen voraus zu seyn; — glücklicher Irrthum, wenn wir noch Glaubenseifer und ritterlichen Sinn des eilften Jahrhunderts hätten! Bis zur derben Lektion, die ihnen Paskewitsch gab, verläugnete sich auch das thörichte Selbstgefühl der Osmanli von Trapezunt mitten unter ihrer Armseligkeit keinen Augenblick. „Müssen schon wir selbst mit unsern Flinten gegen diese Giaur marschiren und Ordnung schaffen," sagten sie rühmend, als sich der Feind nach der Besitznahme Erserums den trapezuntischen Gränzen nahte. Aber zwischen Baiburd und Gümisch-Chane durch den tapfern Bürtzow eines Bessern belehrt, kamen sie bald mit Verlust und Unordnung wieder in die Stadt zurück und wurden sogar von ihren eigenen

Weibern ausgelacht. Die Moskowiten waren eben nicht wie die Griechen der byzantinischen Zeit, die selbst ihr gnädigster Landesfürst, Kalo-Johannes, der vorletzte Großcomnene, „Feiglinge, Verräther und Weiberseelen" nannte. Seit jenem unglücklichen Gefechte von Baiburd kehrt die trapezuntische Schloßschildwache den Blick unverwandt nach jener Richtung hin.

Theater, Rennbahn und Belustigungsplätze der vortürkischen Epoche, wie sie der Nomophylax Eugenicus (Saec. XV.) schildert, sind vom Thurm herab auf der ansteigenden Berghalde außerhalb des Schlosses noch deutlich zu unterscheiden, obgleich von Mauerumfang, Portalen und Sitzreihen das Meiste schon als Baumaterial verwendet ist und der Rest demselben Schicksal folgen muß, wenn der aller Kunst und Geselligkeit widerstrebende Genius des Islam noch länger über dem schönen Trapezus schwebt. Voll melancholischer Gedanken, aber ohne alle antiquarische Ausbeute stiegen wir aus den Burgruinen herab und gingen durch die Doppelthore der Quermauer in die mittlere Citadelle zur großen Moschee — der ehemaligen Domkirche Chrysocephalos — herab. Der Tempel steht gerade im Mittelpunkt, wo die vom Wasserthor durch die ganze Länge des Parallelogrammes in die obere Burg führende Hauptstraße die kürzere Querstraße zwischen den beiden Schluchten- oder Langseitenthoren durchschneidet. In der äußeren

Oekonomie ist durch Verwandlung in ein mohammedanisches Bethaus keine Umgestaltung eingetreten, ausgenommen daß hier, wie in allen dem Islam verfallenen Christentempeln, der stumpfe Glockenthurm des byzantinischen Baustyles dem schlanken Minaret von Mekka weichen mußte. Selbst die türkischen Wohnhäuser ziehen sich gegenwärtig noch auf drei Seiten gleichsam altklosterförmig um den Tempelhof, dessen vierte Seite unmittelbar vor dem Portal ein größerer, schön gepflasterter Raum mit laufendem Brunn und einer riesigen Platane schmückt, wie zur Comnenenzeit. Wenn türkische Bilder-Unduldsamkeit auch das obengenannte Musivgemälde der Außenwand dicht am Dache aus Unkunde des Gegenstandes oder aus Indolenz verschonte, so hat doch weiße Kalktünche sämmtliche Fresken im Innern überdeckt und die dürre Koransnische Ikonostasie und Hochaltar des byzantinischen Christenthums verdrängt. Die Architektur ist höchst einfach, korrekt und im Ganzen eine treue Kopie von St. Sophia in verjüngtem Maßstabe, d. i. ein griechisches Kreuz mit vier gleichlangen Balkenenden und einer Kuppel in der Mitte. Durch dünne Marmorsäulen getragene Emporkirchen auf den drei Seiten des Tempels fehlen hier eben so wenig als die mystische Beleuchtung und der Fußboden von polirtem Gestein; nur Kunst und Marmorpracht des Baumeisters aus Tralles sieht man in Chrysocephalos nicht. Weil fränkische Toilette

das Ausziehen der Stiefel nicht gestattete, wurden Sacktücher um die Sohlen gebunden und so ohne bedeutendes Aergerniß der Gläubigen das Heiligthum betreten, aber nach kurzem Umblick durch die entgegengesetzte Thüre wieder verlassen. Anderswo, z. B. auf der syrischen Küste, in Saloniki, in Stambul sind die Musulmanen nicht mehr von so feuriger Andacht beseelt wie in Trabosan, wo Viele mit dem freitäglichen Wochengebet nicht zufrieden, auch in der Zwischenzeit das Bedürfniß geistigen Verkehrs mit Allah empfinden. Sie beteten an der Koransnische mit solcher Inbrunst und blickten, wie aus einem Verzückungsrausch erwachend, mit so hochmüthiger Frömmigkeit auf die Ungläubigen und ihren Führer, daß uns längere Störung und viel neugieriges Herumsehen unanständig schien. Die Stimmung des türkischen Volkes war damals so herabgedrückt und zahm, daß dieser zu jeder andern Zeit in Trabosan für einen Europäer gefahrvolle Akt des Moscheebesuches ohne allen Nachtheil, ja selbst ohne die bei solchen Gelegenheiten lästige Neugierde des musulmanischen Publikums friedlich von Statten ging. Der Metropolit St. Athanasius, Teufelsbanner und Legendenhistorikus von Trapezunt (1600), läßt Kirche und Kloster zur Panagia Chrysocephalos schon in den ersten Jahren des siegreichen Christenthums durch Annibalianos, „Kaiser von Cappadocien und Schwager des großen Konstantinus" (!)

erbauen. Wie in Iran alles groß- und alterthümliche Bauwerk dem Helden Rustem, bei den Arabern dem jüdischen König Suleiman, bei den Türken aber den Geistern (Dschin) zugeschrieben wird, so führt man bei den Byzantinern Alles auf Konstantinus und seine Familie zurück. Bei den türkischen Trapezuntiern heißt dieser uralte Tempel freilich nicht mehr Chrysocephalos, sondern schlechtweg بيوك جامع *bojük dschamî*, „das große Bethaus", im Gegensatze der jämmerlichen Holz- und Kothbaracken mit Spitzthürmchen, die sich der Islam nach Einnahme von Trabosan auf verschiedenen Punkten der drei Citadellen sowohl als der weitläufigen Vorstädte in kunst- und schmuckloser Andacht gezimmert hat. Die Tempel der überwundenen „Römer" durch Prachtbauten zu übertreffen, wie zu Prusa, Adrianopel und Stambul, dachten die Türken zu Trapezunt während fast 400 jährigen Besitzes niemals. Jetzo wo das Verderben in der Nähe und die Fäulniß überall sichtbar ist, erglühen sie auf einmal in Frömmigkeit und bauen in der Gartenvorstadt östlich, wo die großen Bazare sind und weiland die mit Alleen geschückte Doppelreihe der genuesischen und venetianischen Waarenmagazine stand, eine Moschee aus behauenem Gestein, ganz in stambulischem Geschmack mit hohen Fenstern und Säulen, an Eleganz des Baustyles und an Größe, so viel man (1840) urtheilen konnte, noch über den Byzantinerbau von St. Chrysoce-

Bayerische Staatsbibliothek München

phalos. Seitdem man Paskewitsch in Baiburd gesehen hat, thun sie in Trabosan gewaltig fromm. Denn zu gleicher Zeit erheben sich auch auf anderen Punkten der Vorstädte, melancholisch zwischen Cypressen, geringere Bethäuser mit Thürmchen, um den Glaubenseifer zu bethätigen und Allah's Zorn von den Häuptern der Musulmanen abzulenken. „Je mehr Wasser über den Körper abgegossen wird, desto mehr Sünden von der Seele weggewaschen werden, und je mehr Gotteshäuser man errichtet, desto stärker und fester wird die Stadt." Dies ist ein Glaubensartikel der mohammedanischen Völker, über den wir uns alles Commentars enthalten. Bequem wäre es freilich, wenn man das Verhängniß ohne eigene Kraftanstrengung durch ein Exvoto versöhnen und die moskowitischen Feuerschlünde blos durch Andachten zum Schweigen bringen könnte. — Der Leser ist wohl von selbst überzeugt, daß wir von der obrigkeitlichen Erlaubniß die Moscheen zu besuchen keine zu ausgebreitete Anwendung machten und folglich die Geduld der trapezuntischen Zeloten auf keine zu harte Probe stellten. Denn außer Chrysocephalos sahen wir nur noch die unter dem Namen „Neu-Freitag" (يكى جمعه *jeni dschumâ*) bekannte alttrapezuntische Hof- und Klosterkirche St. Eugenius an. Diese liegt in keiner der drei Citadellen, sondern jenseits der östlichen Festungsschlucht auf dem höchsten Punkt der Vorstadt, der Comnenenburg gerade

gegenüber, gleichsam wie ein natürliches Bollwerk, von drei Seiten durch Steilabhänge, Felsenwände und Tiefrisse voll romantischer Scenen, kleiner Wasserfälle, Baumgruppen und immergrünen Gerankes verwahrt und nur auf der Südseite mittelst der breitansteigenden Schiefebene sich an das Gebirge hängend. Das Gebäude ist zwar gleichfalls im obligaten Byzantinerstyl, Kreuzform, mystisches Licht und Kuppel in der Mitte, aber es ist viel kleiner und von Innen noch weit nackter und schmuckloser als Chrysocephalos, weil es lange Zeit öde stand und erst vor kurzem inwendig getüncht und zum Freitagsgebet eingerichtet wurde. Auch fehlt das Minaret statt des weggebrochenen Glockenthurms, und das Hauptportal ist zugemauert. Ein gewaltiger Feigenbaum mit breitem Blatte und einer Fülle der süßesten Früchte lehnt sich, unter üppig grünendem Buschwerk hervorbrechend, an die einst mit Fresken reich gezierte Fronte, gleichsam zum Schirm der halbzerstörten Ueberbleibsel großcomnenischer Frömmigkeit und Kunst. Das Freskenfeld war giebelförmig angelegt, Legende und Dogmatik oberhalb, und darunter links und rechts vom Thore, so viel aus den noch nicht herabgekratzten Fragmenten zu erkennen ist, die Bilder des regierenden Kaiserhauses, mit Insignien und Inschrift, von Alexius I., dem Gründer des Reiches, bis Alexius III., dem allgemeinen Restaurator verfallenen Kirchenthums und besondern Schutzherrn des Gotteshauses zum heil.

Eugenius. Die Haselstaude, der Nußstrauch, die Feige, der Lorbeer, immergrünes Gestrüppe und die schön blühende *Azalea pontica* haben das öde Viereck vor dem Portal mit der gleichfalls leeren, dem aufsteigenden Felde zugekehrten Tempelseite als herrenloses Eigenthum besetzt und geben dem alterlichen Gemäuer des Tempels einen eignen melancholischen Reiz, besonders wenn man von der Höhe herabsieht und die Sonne abendlich in die gedrückten Halbbogenfenster der byzantinischen Kuppel scheint. Statt des reichen klösterlichen Rundgebäudes aus der Christenzeit heftet sich nur noch ein türkisches Häusersegment mit hohen Holzhofthoren am Rande des Abhanges an die östliche Schmalseite des Heiligthums. Die einsame Lage des Ortes, das Panorama der jenseits der Bachschlucht sich aufthürmenden Mauer der oberen Burg, die Kaiserfresken an der buschbewachsenen Pforte lockten mich oft und wiederholt nach St. Eugenius hinauf; ich schob das Gebüsch weg, stieg auf den Feigenbaum, erwartete stundenlang das an der Wand vorrückende und in gehörigem Winkel einfallende Sonnenlicht, um einzelne Reste der jeder Freske angefügten Inschrift und die Wappendekorationen am Purpurkleid der Groß-Comnenen zu erspähen. Wenn man von so großer Entfernung gekommen ist, achtet man auch kleinen Gewinn,

In tenui labor, at tenuis non gloria . . .

Mehrere Besuche blieben — wie ich glaubte — unbemerkt; endlich das vierte oder fünfte Mal stieg

plötzlich ein stattlich aussehender, noch ganz junger Mann in elegantem Turban über die Trockenmauer des Vierecks und fragte in etwas fremdklingendem Türkisch, aber gar nicht unfreundlich: was ich hier suche und warum ich so oft hieher komme? Ich war ganz allein und antwortete resolut: ***Mesdschidün düwarinda olan suretleri görmek itschün,*** „um die Bilder auf der Tempelwand anzusehen", sey ich einige Mal heraufgekommen. Wie ich ihm aber auf die zweite Frage: ob ich ein Moskowiter sey, über meine Nationalität Bescheid gegeben und mich als einen Njemetz ankündete, der aus Neugierde in der Welt herumlaufe und Bücher schreibe, ward er noch viel freundlicher und sagte, er selbst wäre ein Tscherkesse und habe seinen im Kampfe mit den Russen gefährlich verwundeten Bruder zu besserer Pflege nach Trabosan begleitet, werde aber, wenn die Kur vollendet, wieder in das Heimathland zurückgehen, um wie alle seine Landsleute für die Freiheit zu streiten. Mit weitläufiger Redseligkeit ward dann erzählt, wie sie letzthin die russischen Kastelle erstürmten und die Besatzungen niedermetzelten, wie sie des russischen Blokadegeschwaders ungeachtet mittelst kleiner Fahrzeuge und türkischer Volkssympathie — den Befehlen des Padischahs und seines Wesirs in Trabosan zum Trotz — mit dieser Stadt und andern Küstenpunkten Anatoliens immer noch zeitweise verkehren und von daher Vorschub erhalten. Es sey ja nicht weit herüber;

vom Bos-Depe (Mithroshügel ober St. Eugenius) könne man bei heiterem Wetter die tscherkessischen Berge in langen blauen Streifen mit freiem Auge am Horizont entdecken. „Hätte Tscherkessien — fuhr er in der Rede fort — einen König und die Alleinherrschaft eines einzigen Häuptlings, wie andere Nationen, wären wir längst Knechte der Russen, weil ein Einziger viel leichter zu bestechen und zu gewinnen sey. Um alle tscherkessischen Stämme zu erkaufen, sey aber selbst der Czar von Moskovien nicht reich genug, und will sich auch ein Stamm, des Krieges und der Verwüstungen müde, für sich allein auf billige Bedingungen den Russen ergeben, so dulden es die andern nicht, und das Recht jedes freien Mannes, bei den öffentlichen Angelegenheiten mitzusprechen, hindere Ermattung und Friedensliebe einzelner Häuptlinge und entzünde den Kampf jedes Jahr mit neuer Gluth. Gar angenehm sey unter solchen Umständen das Leben in Tscherkessien freilich nicht, weil man im Innern die Eifersucht der eigenen Landsleute, an der Gränze aber zu Wasser und zu Lande die Hinterlist der Russen zu bewachen habe." So viel verstand ich aus der Rede des Mannes, daß ein Hauptmoment des Tscherkessen-Widerstandes, ihrem eigenen Urtheile nach, auf ihrer Regierungsform beruhe. Gleichen aber in Verabscheuung des von andern Völkern mit so viel Eleganz getragenen Moskowitenjoches alle Tscherkessen dem Exemplar von

St. Eugenius in Trabosan, so hätte die Lösung der Aufgabe sogar für Slavengeduld ihre Bedenklichkeit. Nur wird es manchem Leser befremdend scheinen, wie etwa ein Kaukasier ohne alles gelehrte Studium die Vortheile der republikanischen Landesverfassung über eine monarchische in Beziehung auf die öffentlichen Angelegenheiten mit so viel Richtigkeit und Takt bezeichnen könne? Entweder — so sagt wahrscheinlich hie und da ein ehrenhafter Literat des deutschen Volkes zu sich selbst — entweder ist das Erzählte geradezu erdichtet, oder der St. Eugenius-Tscherkesse hat durch eine sonderbare Verkettung unbekannter Umstände wenn auch nicht in Berlin Philosophie gehört, doch sicher beim großen Doctor Pircatezin in Memphis Philologie studirt. Denn wie könnte er sonst von Politik und weltlichem Regiment etwas wissen? Als Deutscher war ich anfangs derselben Meinung und wollte dem Zwischenredner schon die Frage vorlegen, ob und warum er etwa auch in den „Persern" des Aeschylus, V. 466, die gewöhnlich angenommene Lesart εὐαγῆ der Conjektur εὐαυγῆ vorzuziehen gedenke? Ich ging aber doch von meiner Idee wieder ab, weil es mir schon öfter begegnet ist, daß Leute ohne Memphis gesehen und Pircatezin gehört zu haben, doch über die menschlichen Dinge im Allgemeinen weit schärfer und verständiger urtheilen, als Staatsgelehrte von Profession. Dies war aber auch die einzige, im Grunde doch ungenügende Kunde, die

ich in solcher Nähe des Schauplatzes über den Stand des Tscherkessenkrieges sammeln konnte. Der Czar hat befohlen, daß bei den Türken über den Heldenmuth der Tscherkessen und über die Niederlage seiner Feldherrn im Kaukasus Niemand öffentlich reden soll, und der Ukas wird in Trabosan bei schwerer Ahndung in Kraft erhalten! Nur einmal noch fragte mich ein zerlumpter Islam-Patriot in einem abgelegenen Winkel der untersten Citadelle, nachdem er vorher behutsam herumgeblickt, ob es mit der Erstürmung der neun Russenkastelle durch die „Tscherkeß" wirklich seine Richtigkeit habe? Was ich vor der Abreise aus Europa mit Angabe aller Nebenumstände schon in den öffentlichen Blättern gelesen hatte, lief in Trapezunt, beinahe im Angesicht der blutgedüngten Kastelle selbst, noch erst als unbestimmtes Gerücht herum. Am Ende wollte der Eugenius-Tscherkesse auch noch die Gesinnungen der Njemetz gegen die Moskof erfahren und fragte geradezu, ob man bei uns die Russen liebe oder hasse. Sie können sich wohl vorstellen, welche Antwort ich gab und daß ich durch Hervorhebung angebornen deutschen Widerwillens gegen alles Moskowiterthum, so wie durch Beschreibung des allgemeinen Enthusiasmus über die Erfolge seiner Landsleute Deutschland bedeutend in Kredit gesetzt. „Zur Zeit „Bunabarde's", erzählte ich ihm weiter, hätten im Lande der Njemetz freilich ganz andere Gefühle geherrscht; damals habe man

den Czar vergöttert, in Liedern besungen und gleichsam angebetet, weil man seiner Hülfe bedürftig war; jetzo aber „spucken wir ihm in den Bart“,[1] weil wir ihn hoffentlich nicht mehr nöthig haben.“ Auf die Frage, welchen Lohn der Czar für die geleisteten Dienste von uns erhielt, sagte ich, daß er eigentlich gar nichts empfangen habe; im Gegentheil sey er nach Abwendung der Gefahr gebeten worden, mit seinen Leuten so schnell als möglich heimzugehen und sich nicht weiter um unsere Sache zu bemühen. — *Aferim! Aferim!* (Bravo! Bravo!) erwiederte der Tscherkesse. Panslaven und Andere, denen Waffengeklirre so nahe am Saume Europas schon unruhige Nächte macht, sehen und urtheilen im kaukasischen Drama freilich nach ihrer besonderen Weise und wünschen, der Tumult möge schon des bösen Exempels und des lieben Friedens wegen zu beiderseitiger, besonders aber des Czar's Zufriedenheit, je eher je lieber beschwichtiget werden: »*idque etiam adversus Britanniam profuturum, si Romana ubique arma, et velut e conspectu libertas tolleretur.*«

So geringe meine Fertigkeiten im Türkischen auch seyn mögen, thaten sie mir doch im erzählten Falle große Dienste. Denn während ich mit dem Tscherkessen die ersten Erklärungen wechselte, war ein türkisches Frauenzimmer unbemerkt hinter der Tempelmauer hervorgehuscht und auf den Feigen-

[1] Eigenthümliche Redensart der Morgenländer.

baum gestiegen, in dessen nahestehendem Gebüsche wir die Besprechung hielten. Der Tscherkesse bemerkte es zuerst und ermahnte mich, nicht hinaufzusehen. Zugleich entfernten wir uns auf eine gewisse Strecke und ich nahm — aus Achtung für die Landessitte — eine solche Stellung, daß ich den Feigenbaum nicht sehen konnte, bis der Tscherkesse die Beruhigung gab, das Weib sey vom Baume gestiegen und wieder hinter der Tempelmauer verschwunden. In Trapezunt, sagten die jungen Griechen, ist das mohammedanische Frauenzimmer ungewöhnlich neugierig und zu Zeiten sogar noch etwas mehr. Hätte man uns allein überrascht, oder hätte ich mich nicht vertheidigen können und Rechenschaft über mein Geschäft zu geben vermocht, was hätte da entstehen können?! Billig zu urtheilen hatte ich jedenfalls Unrecht, denn ich war über eine Mauer gestiegen und in geschlossene Räume eingedrungen.

St. Eugenius mit Kirche und Kloster dieses Namens spielt in der Geschichte von Trapezunt keine unwichtige Rolle. Ja, die Geschicke des romanhaften Imperiums knüpfen sich dem größern Theile nach an das Heiligthum dieses, wenn wir recht urtheilen, in Europa noch nicht gekannten kolchischen Kalenderheros. Unabhängiges, freies Gemeindewesen und ein aus der Gemeinde selbst hervorgegangener Lokalheiliger von möglichst großem Kredit zeigen sich im byzantinischen Orient in allen Spiel- und

Unterarten als das allein Bleibende und überall sich Wiederholende. Die Religion macht hierin keinen Unterschied. Tantah, das große mohammedanische Municipium im ägyptischen Delta, feiert Allahs Eifersucht und Mohammed-Ali's Tyrannei zum Trotz jährlich die Kirmes seines endemischen Bauernheiligen „Sayd", des wunderthätigen Schirmers armer Fellah gegen die Ungerechtigkeiten der Gewalt, mit demselben Festgepränge, mit Jahrmarkt, „Phantasie" und Pilgeraufzügen wie Thessalonika die drei Demetrius-Tage und Trapezunt das Doppelfest seines Stadthelden Eugenius. Kirchenfeste und ihre Feier waren aber in der byzantinischen Epoche, wo die Kirche den Staat vorstellte, die wichtigsten Obliegenheiten und Verrichtungen der öffentlichen Gewalt. Die höchsten geistlichen und weltlichen Beamten, ja die Imperatoren selbst, mußten bei solchen Veranlassungen Schaugepränge voll langen und ermüdenden Ceremoniels veranstalten, besonders aber Reden halten, worin man nicht selten ein vollständiges Magazin der Zeitgeschichte und zugleich Kunde über die wichtigsten Ereignisse und Anordnungen in Rücksicht auf äußere Wohlfahrt und innere Verwaltung findet. Einen Cyclus solcher Staats- und Festreden aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts habe ich — wie später zu erzählen ist — auf dem Hagion-Oros aufgefunden. Ziel und Bewegungspunkt aller großcomnen'schen Staatsdiatriben ist unabänderlich St. Eugenius,

ein geborner Trapezuntier von gutem Hause, zur Zeit des Imperators Diocletianus (281) und der allgemeinen Reaktion des alten Heidenkultus gegen die neue Lehre des Evangeliums. Eugenius war heimlich Christ und that mit zwei andern jungen Leuten aus benachbarten Bauerndörfern den ersten Schritt gegen die bestehende Staatsreligion, indem sie die Bildsäule des Mithras auf dem vorzüglichsten Lustorte der Stadtbewohner, auf dem lieblichen Hügel Mithrios (heute Bos-Depe), bei nächtlicher Weile vom Sitz herabstürzten und ihren frommen Glaubenseifer — wie sich von selbst versteht — mit dem Leben bezahlten. Zwar blieb sein Andenken nach dem Siege des Christenthums bei den Mitbürgern hoch in Ehren, aber St. Eugenius war doch Jahrhunderte lang nur gemeiner Stadtheiliger ohne auswärtigen Kredit. Erst mit Errichtung unabhängiger Herrschaft und kaiserlichen Regiments in Trapezunt durch die aus Konstantinopel vertriebenen Comnenen rückte St. Eugenius in Glanz und Rang zum Schirmherrn und himmlischen Vogt des neuen Imperiums vor, erhielt durch Alexius I. einen prachtvollen Tempel mit reich dotirtem Kloster, Jahrtag und Kirmesschmaus und glänzenden Weihgeschenken, besonders wenn Gefahr von Ikonium her den Staat bedrohte, oder die Turkomanenhäuptlinge die Gränzen der Trapezuntier ängstigten. Die Andacht ging so weit, daß sich in Trapezunt fast die ganze männliche

Bevölkerung „Eugenius“ nannte und während der Kaiserperiode keine Münze ohne sein Bild geprägt wurde. Auf den größeren Münzen erscheint er als Pontifex, auf den kleineren zu Pferd als Ritter mit Kreuz und Heiligenschein. In allen Privat- und öffentlichen Nöthen war St. Eugenius Universalpatron, und selbst die Literatur während der Kaiserzeit dreht sich legendenmäßig um diesen Mittelpunkt. Man sammelte, forschte, trug schriftliche und mündliche Ueberlieferungen aus den rückwärts liegenden Jahrhunderten zusammen und hatte am Ende eine wohlbestellte, selbst die alltäglichsten Scenen des bürgerlichen und mönchischen Lebens berührende Eugeniusliteratur, aus welcher hie und da die sonderbarsten Notizen über Geographie des Landes, über Handel und Handelsstraßen, über Kleidung, über Witterung im Hochgebirge, über Waldstatistik, einheimische Dynasten und über die Brutalitäten scythischer Garnisonen aus der Periode zu erholen sind, wo diese Eindringlinge Thron und Heer von Byzanz erfüllten. Die Hagion-Oros-Sammlung ist um so schätzbarer, da bei den wiederholten Einäscherungen der Stadt Trapezus, besonders des Klosters Eugenius, das Meiste dieser Gattung dem Gedächtniß der Menschen entschwunden ist. Die eigentliche Glanzperiode dieses kolchischen Heiligen und seines Tempels schreibt sich indessen erst aus der Periode Alexius' III. (1350—1390) her, der unter verzweifelten Umständen in Beziehung auf

innere und äußere Verhältnisse die Regierung übernahm und in Wiedererweckung religiösen Eifers durch glanzvollen Gottesdienst und vermehrte Kirchenfeier noch den letzten Hoffnungsanker der fallenden Herrschaft erblickte. Man kann wohl denken, daß bei dieser Restauration und Reichssühne der Stadt- und Landespatron Eugenius um so mehr eine der ersten Rollen in der kaiserlichen Frömmigkeit und Munificenz spielen mußte, da Kirche und Kloster mit allen Herrlichkeiten während des vorausgegangenen Bürgerkrieges durch Feuer verwüstet wurden. Alexius stellte Beides auf Kosten des Schatzes prachtvoll her und machte, um die Gunst des großen Schirmers um so unfehlbarer zu gewinnen, seinen Tempel zur zweiten Hofkirche, wo er zuerst feierlich die kaiserliche Krone und später die Hand seiner Gemahlin Theodora, einer Prinzessin aus dem zu Konstantinopel regierenden Hause Cantacuzenus, empfing. Aber die Möglichkeit, die verlornen Städte und Kastelle wieder zu gewinnen und den turkomanischen Bedrängnissen siegreich entgegenzutreten, war nach der frommen Vorstellung des Imperators nur durch engere Allianz mit besagtem Heiligen bedingt, da er schon früher das große ikonische Kriegsheer unter Alaeddin durch seine Wetter vernichtet hatte. Zu diesem Zwecke schien außer dem Namenstage im Februar die Einführung eines neuen Festes zur Geburtsfeier des heil. Eugenius von besonderer Wirksamkeit. Man wählte den Son-

nenwendtag, die lieblichste Zeit unter dem heitern Sonnenhimmel von Trapezunt. Der Hof, die Clerisei und die Archonten mit allen Vornehmen und Andächtigen des Volkes versammelten sich auf dem von romantischen Scenen umgebenen Hügel Eugenius. Das Fest dauerte die ganze Nacht, man sang Hymnen, schmauste bei Fackelschein zwischen silbernen und goldenen Leuchtern aus goldenem Geschirre, der Wein perlte in Bechern aus Krystall, die Edelsteine blitzten, die ganze Pracht der kaiserlichen Schatzkammer ward ausgelegt zum Ruhme des kolchischen Patrones. Der Kaiser bestritt alle Kosten und gab zum Schlusse den Archonten, den Priestern und besonders dem Heiligen reiche Geschenke. Denke man sich die lauen Lüfte einer Kolchisnacht, die von Wein und Andacht erwärmten Gemüther, das nächtliche Lustwandeln durch Myrtenduft, unter riesigen Baumschatten, in die tiefen Schluchten und lorbeerbepflanzten Einöden in der Nähe des Heiligthums, das Rauschen der kleinen Wasserstürze, das Flackern der heiligen Lampen im Nachtdunkel, den Geisterschein der Burgzinnen jenseits des Thales und das von den Höhlungen wiedertönende Echo der geistlichen Gesänge, und sage man, ob es nicht — Frömmigkeit abgerechnet — das Gastmahl jenes Königs von Babel sey, der die goldenen Prunkgeschirre aus seinem Schatze holen ließ. Hat denn kein Leser in milder Juninacht, wenn die Mondscheibe über Vallombrosa

hing und Lichtwürmchen in ungezählter Menge den nordischen Gast umschwärmten, in die friedlichen Wellen des Arno geblickt? „Für alle geistigen und leiblichen Genüsse," sagt der kirchliche Berichterstatter, „war bei dieser Nachtfestlichkeit vollauf gesorgt, kaiserlich und prachtvoll." [1] Man muß die Oertlichkeit von St. Eugenius selbst gesehen haben, besonders den felsengewundenen Pfad zur innersten Thalsperre der Cascadenschlucht gewandelt seyn, um den Reiz dieser geistlichen Sommernacht-Saturnalien ganz zu empfinden. Die Bäume sind wohl noch da, auch der Lorbeerstrauch und die glitzernden Wasserfäden im Gebüsch, aber heute ist es stumm auf St. Eugeniushügel und die nacht-leuchtende Kantharide kommt allein zum Fest. Im Grunde blieben die Künste des frommen Fürsten doch ohne Frucht. Den Trapezuntiern waren sie zwar Epoche der Sommerfreuden, aber das Reich vermochten sie nicht zu retten. Das Heilmittel gegen eingetretene Staatenfäulniß ist noch heute unentdeckt.

Hinter St. Eugenius hebt sich Terrain und Weg, anfangs sanft geneigt und verloren, bald aber schroff ansteigend, mit treppenartig aufgemauertem und ausgemeißeltem Heerpfade, auf das Plateau der Graukuppe (Bos-Depe), des luftigsten und schönsten Punktes mit entzückender Fernsicht in unmittelbarer

[1] Ἑστίασιν πνευματικήν τε καὶ σωματικὴν πανδαισίαν. MSC. Mont. Atho.

Nähe der Stadt. Das ist der berühmte Mithras-hügel (Μίθριος)[1] der trapezuntischen Staatslegenden und Chroniken, der aber heute bei den Eingebornen, ob Christ oder Mohammedaner, ohne Unterschied mit dem türkischen Namen „Bos-Depe" بوز دپه, das ist „Grauhügel", bezeichnet wird. Der Mithrashügel trennt das halbringförmige Becken, worin die Stadt liegt mit ihrem Parallelogramm und ihren Gärten, vom Flußthale des Pyrites oder Dejirmenderesi der Türken. Wenn er auf den beiden Seiten, von der Stadt und von dem Thale herauf, nur mit Mühe zu erklimmen ist, stürzt er dagegen auf der dritten als lebendiges Gestein, wie die Martinswand bei Innsbruck, senkrecht gegen das Meer und die am Fuße vorüberziehende Straße ab. Mithros ist aber deßwegen kein isolirter Kegel, da er gleich dem Citadellen-Parallelogramm auf seiner vierten Seite mit dem Gebirge verwachsen ist und die obere Straße über die Höhe und dem Felsenkamm entlang zur Thalsohle des Flusses hinabführt. Die Höhe selbst ist eine blumige Aue und in ihrer Mitte sind die Ruinen einer von den Türken zerstörten Kirche des Prodromus, um welche sich jetzo wie in der Comnenenzeit die Handelskaravanen von und nach Iran lagern. Hier athmet der Mensch gesunde Lüfte, und das Auge

[1] Der alte Name Mithros oder Mithrios kam erst durch meinen Besuch in Trapezunt wieder in das Gedächtniß der christlichen Bewohner zurück.

überschauet mit einem Blick die unten liegende Stadt und die unermeßliche Wasserfläche bis in den innersten Winkel des Pontus, wo kaum kennbar am Horizont die blaue Linie des Kaukasus streift. Die *Azalea pontica,* die Steinnelke, die Myrte, der Lorbeerstrauch, wilder Rosmarin und Thymian bedecken allenthalben die Seitenabhänge, und auf halber Berghöhe unmittelbar ober der Gartenvorstadt erhebt sich das Frauenkloster zur „Gottverhüllten Panagia" (*Παναγία θεοσκέπαστος*), ärmliches Fach- und Hüttenwerk, Felsenkämmerchen, verwilderte Gemüsegärten, Cypressen und eine kleine troglodytenartig in lebendigem Gestein ausgehauene Kirche mit zerstörter Fürstengruft und weggebrochenem Glockenthurm, amphitheatralisch hingelehnt an den Felsengrund, auch im Verfall noch schön. Die Klosterzellen stehen nicht wie bei uns, in der Reihe mit Corridor und Viereck, sondern dorfartig über den Bergabhang, über Höhlen, Stein und Geklüfte hingebannt, mit Gäßchen, Durchgängen und leeren Räumen. Im Garten sah ich nur drei Cypressen, aber viele Feigenbäume und reichliches Epheugebüsche, Kohl, Haselstauden und Quitten ohne Symmetrie und Ordnung mitten im Steingeklüfte. Den ganzen Complex hat man durch eine hohe Mauer gesichert und eingefriedigt. Die Tempelgrotte selbst ist hier wie zu St. Sabas in der Nähe des todten Meeres oder zu Derr in Nubien, aber nur in größerem Style, der Art ausgemeißelt, daß der

Felsen als natürliches Dach weit über die Fronte hervorspringt und ein säulengestütztes Steinvestibulum mit Ruhebänken, mit einer Kapelle an der Seite und einer Cypresse im Vordergrunde bildet. Im Innersten der Grotte, dicht am Altar, sintert Wasser aus dem Gestein und wird als Heiligthum in marmorbekleideter Vertiefung aufgesammelt. Das Licht fällt durch zwei Thüren und drei in der Vorderseite und in ungleicher Höhe angebrachte Fensteröffnungen herein, und beleuchtet matt die byzantinischen Bilder des Iconostasiums und die halberloschenen Mauerfresken, die Alles überdecken. Das regierende Haus der Comnenen, wie aus den noch nicht vollständig verwischten, den Figuren angefügten Aufschriften jetzt noch zu erkennen ist, hat sich in mehreren Generationen, mit Inbegriff sämmtlicher Sprossen beiderlei Geschlechts, auf den Grottenwänden von Theoskepastos verewigt. Noch wichtiger aber ist die Außenseite der Fronte, wo die Familie des Restaurators Alexius III. mit seiner Gemahlin Theodora, seiner Mutter Irene und der Prinzessin Eudocia, lebensgroß und kaiserlich geschmückt, in Gesellschaft von Christus und der Panagia links und rechts am Eingange aufgetragen sind. Türkischer Muthwille hat diese Kaiserfresken zwar mehrere Male verunstaltet, rohe ärmliche Kunst sie aber jederzeit, im Vergleich der höheren und unverletzt erhaltenen, ärmlich und roh wieder hergestellt. Dies sind die Bilder und ihre Inschriften,

von denen Tournefort (1701) zuerst geredet hat. Dem Vestibulum gegenüber und auf der Seite gegen die Stadt hinab steht jetzo noch auf hohen Substructionen und Gewölben die Ruine eines Prachtbaues, ein ausgebrannter Saal mit granitgefaßten Fensterbogen und der reizendsten Aussicht über den größern Theil der Stadt und des Citadellen-Parallelogramms, über das westliche Meersegment und die Waldpartie gegen das Vorgebirge Joros. Hier wehen in der Sommersonnengluth kühle Lüfte von der See herauf. Eine Nische, blau und roth bemalt, in der Seitenwand, gilt in der Klostertradition als Schah-Nischin (Kaisersitz) der Groß-Comnenen, für deren Lust- und Sommersitz man das Gebäude hält. Wie das Kloster St. Eugenius, hat man auch St. Theoskepastos, besonders in den einheimischen Fehden der Mohammedaner, häufig als Citadelle benützt, bei welcher Veranlassung erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts alle Pergamente, Goldbullen und schriftlichen Denkmäler des Klosters von der siegenden Türkenpartei ins Feuer geworfen wurden.

Nonnenklöster sind in der anatolischen Kirche wenigstens heutzutage nicht eigentlich Pflanzschulen der Heiligkeit und der freiwilligen Weltentsagung wie bei uns, sondern Zufluchtstätten für jene weiblichen Wesen, die in der Welt keine Versorgung finden. Unverheirathete Frauenzimmer eines gewissen Alters duldet man bei den levantinischen Christen nicht

gerne in der Familie. Sie haben nur die Wahl zwischen Hochzeitkranz und Klosterzelle. Man kann wohl denken, daß sich da Niemand übereilt. Wenn die aus Kerasunt gebürtige Schaffnerin die Wahrheit sagte, so hat Theoskepastos außer den eingefriedigten Baum- und Gemüsegärten keinerlei Grundbesitz und lebt ganz von dem eingebrachten Gut der Tugendheldinnen, von freiwilligen Geschenken der Gläubigen, vom Credit der Panagia und von der Händearbeit, da die Nonnen auch für die Häuser der reichen Türkenbege Flachs spinnen und wollene Socken stricken. Gegenwärtig zählt die heil. Gemeinde nur dreißig Individuen, die doch ein Gastzimmer im Stande halten und für ihr Seelenheil einen Beichtiger ernähren, der verehelicht ist und außerhalb des heiligen Bezirkes wohnt. Ich machte zufällig die Bekanntschaft des Mannes, dessen Aeußeres vollständig dem byzantinischen Kirchenstyl entspricht: lang, mager, ausgedorrt, erdgelb, zottig, schmutzig, struppig, eine Art Vogelscheuche, welche Kirchengebete liest und die Nonnen von Sünden absolvirt. Während der letzten Stürme war Schatir-Oglu, ein reich begüterter Beg von Trabosan, vornehmster Wohlthäter und Schirmvogt der armen Geschöpfe gegen Noth und Fanatismus. Im Nonnenkloster auf der Mithroshalde zu Trapezunt bedauerte ich das erste Mal während der letzten Levantetour die Geschmeidigkeit meiner Mittel. Einige Säcke Mais, einige hundert

Grusch hätten große Erleichterung und viele Freude gebracht. Sieben bis acht Mal kam ich der Inschriften und Fresken wegen hinauf, blieb stundenlang, copirte in der heiligen Grotte und im Vestibulum, bewunderte die Aussicht, athmete die reine Höhenluft und übergab der Vorsteherin nach jedem Besuch eine Kleinigkeit, übersah aber das erste Mal die „heilige Pförtnerin". In der Folge gab diese sorgfältiger Acht und hielt, als ich wieder hinaus wollte, mit beiden Händen und bedeutendem Blick die Thüre zu. Das war nun verständlich, ich sah in die Steinzelle hinein, wo ein Wasserkrug aus Thon und ein mottenzerfressener Schlafteppich die ganze Einrichtung darstellte, und zwei Grusch türkisch (15 kr. rh.) war von nun an jedes Mal die Bescherung der jammervollen Troglodytin. Ein schöner Quittenapfel, noch am Zweige hängend, erschien am Ende als Gegengeschenk. Erzbischof Constantios, dem sein Rang keine andere Erholung gestattet, kommt oft in dieses Asyl „romanischer" Tugend herauf, um sich mit den Nonnen gottselig zu unterreden, wo neben viel geistlichem Trost auch die irdische Gabe nicht fehlt. Von diesem Höhenkloster, und zwar durch eines der Granitfenster des ausgebrannten Saales, hat einst Tournefort (1701) seine »Vue de Trébizonde« gezeichnet, ein vollkommen ähnliches Bild, auf dem aber wegen der Natur des Standpunktes weder das Citadellen-Parallelogramm, noch die dreifache Burg, noch die

romantischen Thalschluchten an beiden Seiten, noch die Erdrisse, Steintiefen und Abhänge der Gartenvorstädte deutlich zu unterscheiden sind. Nur eine Reliefkarte, wie sie unsere Zeit ausgedacht, vermöchte das wahre Conterfei von Trabisonda darzustellen. In welcher Weise ließe sich sonst das Tiefausgehöhlte, das Schattige, das Romantisch-Wilde und Erhabene der beiden Schluchten wiedergeben? Die Reize der westlichen, die sich wie der Hintergrund einer Schaubühne nahe an der obern Burg schließt, haben wir hinlänglich gepriesen. Die östliche, weniger schattenreiche, zieht sich wohl eine halbe Stunde von der Stadt verengend in den Busen des Berges hinein. Am Fuße des Mithros, bald auf gebahntem, bald auf ausgehauenem Pfade, drang ich von St. Eugenius in die liebliche Einöde ohne Baum, aber grün, voll Mais- und Kürbisfelder an der Halde. Ueberall Quellen im Gestein, kleine Wasserstürze vom Berg herab, wundervolles Spielwerk der Felsenbildung! Der Mittagshimmel hing wolkenlos über der Enge, und außer dem Plätschern des Wassers und dem Gezirpe der Cicaden im Gebüsch war Alles still.

Ich möchte nur wissen und fragte mich selbst, während ich auf der andern Seite des Bächleins wieder heraus- und gegen die Schiefebene oberhalb der Kaiserburg zu den Ruinen des Theaters hinaufbog, ob an dieser Stelle John Bull, ob Jacques Bonhomme, ob ein Osmanli und Moskowiter

dieselbe Gemüthsaufregung und schwärmerische Melancholie empfinden könnte, wie ein Deutscher, besonders der Alpensohn? Leider vollenden Andere, während wir, irdischer Noth vergessend, mit Einsamkeit und milden Tinten kolchischer Sommerlüfte buhlen, ihre politischen Rechenexempel und legen der überraschten Welt ihr Facit hin. Vom äußern Mauerumfang der Rennbahn und des Theaters stehen noch zugleich mit einem Theile des Bogenthores sechs bis acht Fuß hohe Reste in langen und zusammenhängenden Strecken. Im Innern sah ich blos Mais- und Kürbisfeld mit fetten Oelbäumen und einem türkischen, aus den Trümmern alter Gebäude aufgeführten Bauernhof in der Mitte. „Lange," sagte der Eigenthümer des Gehöftes, „diente das alte Theatrum der Giaur als Magazin, wo Jedermann nach Belieben Steine und Baumaterial für die Stadtgebäude holte. Erst letzthin habe man noch das abgebrannte „Mehkeme" (Gerichtshaus) von Trabosan ganz aus dieser Ruine hergestellt." Was glückliche Wahl des Ortes und malerische Fernsicht betrifft, gehören die öffentlichen Belustigungsplätze der Trapezunter gewiß zu den reizendsten der griechischen Welt. Bildet, vom Meer aus gerechnet, die unterste Citadelle — der Bau des Groß-Comnen Alexius III. — die erste Stufe, die Chrysocephalos-Citadelle die zweite, die obere oder die Kaiserburg aber die dritte Stufe des trapezuntischen Prachtparallelogramms, so kann Theater und

Rennbahn, als über alle drei hinausragend, füglich als die vierte und schönste gelten. Wo der Schloßhügel in schmaler Verkettung mit dem Berg verwachsen ist, sieht man heute noch das von den Türken zugemauerte Hofthor, durch welches einst die Palastbewohner zu der luftigen, kaum eine Viertelstunde entfernten Rennbahn hinaufzogen und von ihren Marmorsitzen abwechselnd vor sich in gerader Senkung auf die obern Stockwerke der Burg, links in die romantische, tief ausgehöhlte Thalschlucht voll Schatten und Quellen hinabschauen, über hohe Baumwipfel, Rebschlingen, riesige Nuß- und Oelbäume aber auf das buschige Gewirre des jenseitigen Thalrandes hinüberblicken oder die blaue Fläche des Pontus mit dem Auge messen konnten. Tief unten zieht der Comnenenbau mit Thürmen, Zinnen, Epheu und Weinranken, vom Thale her im rechten Winkel über die Höhe streichend, zwischen Bäumen zum Strand hinab. Leider werden aber nur wenige Leser dieses kolchische Landschaftsgemälde mit jener inneren Wärme und Theilnahme betrachten, die allein das Mühsal der Wanderung versüßen kann. Denn wer in Europa kümmert sich heute noch um Trapezunt, um die verblichene Herrlichkeit der Comnenen und ihre Theaterpracht? In der eingestandenen Absicht, die alte Großcomnenenstadt mit ihrer Umgegend zu beschreiben, ist noch kein Europäer nach Kolchis gekommen, und wer bürgt dafür, daß sich der erste Versuch dieser

Art nicht als eine mißlungene Spekulation auf Beifall und Geschmack des in byzantinischen Dingen überhaupt nur wenig neugierigen deutschen Publikums erweise? Verlangen daß der Name „Trabisonda" für Jedermann melodisch klinge und posthumer Enthusiasmus für die bezaubernde Prinzessin Katharina Comnena nach vierhundert Jahren noch das kühle Europa erwärme, wäre doch gar zu thöricht. Nur der Preis, den die schöne Form des menschlichen Körpers, das Kunstgebilde und das Gold bei dem europäischen Menschen aller Zeiten, selbst in der Erinnerung nicht verlieren, sichert dem Citadellen-Parallelogramm von Trapezunt auch im Ruin noch seinen Werth. Und wird es Jemand tadeln, wenn ich Monate lang dem romantischen Zuge nachhing und z. B. der kleinen noch von keinem Europäer entzifferten Inschrift auf der Bergseite des Kalo-Johannesthurms zu Liebe, in der Qual des Durstes und der Tagesgluth wiederholt und viele Stunden, das Fernrohr in der Hand, am Felsen saß, bis endlich der Lichtstrahl, im geeigneten Winkel einfallend, das Verständniß brachte? Ich muthe Niemanden zu, die Freude über meinen, die großen Interessen der Welt freilich nicht unmittelbar berührenden Fund eines alten Mauerthurms zu theilen, an welchen sich übrigens das Andenken an eine jener Palastrevolutions- und dynastischer Mordscenen knüpft, die abendländischem Gefühle so widerlich sind, in byzantinisch

frommen Ländern aber, wie es scheint, von jeher als stehende Praxis galten. Ungeduldig über das lange Leben und die übeln Launen seines kaiserlichen Vorgängers (Alexius IV.) stieg Kalo-Johannes als Rebell und Vatermörder auf den Thron, hat aber nachher die Werkzeuge seines Willens mit Abhauen der rechten Hand bestraft, „weil er ihnen nur den Vater gefangen zu nehmen, nicht aber zu tödten befohlen habe.“ Ueber so viel Tugend waren die Trapezunter des fünfzehnten Jahrhunderts (1446) höchlich erbaut, und nannten ihren neuen Imperator den „Guten“, den „Wackern“ Johannes. Zu Trapezunt hat sich der von ihm erbaute Thurm, in den Büchern der Europäer aber die Erinnerung seiner That erhalten.

Vielleicht noch öfter als zur Theaterruine und zum Bau des Kalo-Johannes ging ich nach St. Sophia, dem vielbesuchten und reizenden Belustigungsort der Trapezuntier zur Comnenenzeit, auf dem baum- und gartenreichen Hochufer, eine gute halbe Stunde von der westlichen Vorstadt entlegen. Der Weg selbst, an Cypressen und gewaltigen Nußbäumen, an Oelgärten, Brunnen und Kapellentrümmern längs der Strandhalde fortziehend, ladet durch natürliche Reize in der Morgenfrische und in der Abendkühle zum Lustwandeln ein. Was ich schon früher im Vergleich der beiden Festungsschluchten bemerkte, fand ich hier vollkommen bestätigt: das ganze

Füllhorn ihrer Schöpfungsmacht hat die Natur über die Abendseite von Trapezunt ausgeschüttet. Fürwahr, ohne Gefühl müßte seyn, wer die sanft ansteigende Uferlandschaft, die schwellenden Hügel, das Wiesengrün, die milden Schwingungen der langen, Baum an Baum gedrängten, über Thal und Höhe ziehenden Laubgehölze ohne Entzücken betrachten und ohne Linderung des inneren Sturms die milden Lüfte athmen kann! Heiligthum und Mönche fehlten an keinem byzantinischen Vergnügungsorte, aber das Kloster von St. Sophia ist abgebrochen; Grundgemäuer mit Bruchstücken eines Portales, Fries und Meißelwerk bezeugen heute noch Umfang, Styl und Pracht. Die Kirche wird zwar vom türkischen Bauernvolk der Umgegend als Bethaus benützt, hat aber in ihrer ursprünglichen Gestalt durch mohammedanischen Fanatismus weniger gelitten, als die Kirchen in der Stadt. So weit die Hand des Menschen mit Pinsel und Spitzhammer reicht, sind die Freskomalereien freilich überall mit Kalk bedeckt oder weggekratzt, in den höheren Theilen aber, besonders in den Kuppeln und Rundbogen, sind sie überall noch frisch und unverletzt. An der Fronte ist ein Vestibulum angebracht, mit einem Säulenbogen auf jeder der drei freien Seiten, doch sind die Säulenpaare dünn und allzeit von ungleicher Ordnung. Hier sind die Wandmalereien fast ganz verschwunden, die Mauern durch Wachfeuer angeschwärzt, die Platten

des Fußbodens weggebrochen, der Frontbogen aber ward durch eine Kaffee- und Wachstube verbaut für die Dorfkanoniere während der Russenkriege. Einige Schritte von der Kirche entfernt, wie das Baptisterium der Dome in Italien, steht dasselbe Gebäude im verjüngten Maßstabe, d. i. eine Kuppel über dem Durchschnittspunkt zweier gleichlangen Kreuzbalken mit offenem Bogeneingang auf drei Seiten und mit der Apsis auf der vierten. Das Ganze dieser niedlichen Halle ist ein Freskenfeld, eine wahre Pöcile, mit einer Frische, Festigkeit und Eleganz in Farbe und Richtigkeit der Zeichnung, dergleichen man sich, Weniges auf Hagion-Oros ausgenommen, nicht erinnert irgendwo in byzantinischen Ländern gesehen zu haben. Die Kirchen der anatolischen Christen waren eigentlich Bildergallerien für göttliche, und in Trapezunt, wie es scheint, auch für dynastische Dinge. Ich möchte wissen, ob das kaiserliche Haus der Comnenen auch vor seiner Vertreibung aus Byzanz schon diesem Geschmacke huldigte, oder ob es sich erst nach seiner Restauration in Anatolien mit solch eifersüchtiger Angst ihren Unterthanen nicht nur in Prachtsälen und weltlichen Gebäuden, sondern selbst im mystischen Heiligthum der Religion als unmittelbarer Client, und gleichsam als Tischgast und Altargenosse der himmlischen Schaaren entgegenstellte. Gott und der Imperator sollten in Gebet und Vorstellung des gläubigen Volkes allzeit vereint und ver-

bündet erscheinen, und so wenig sich der Mensch in seinem Frevel an die Gottheit wagt, eben so unantastbar soll ihm der Thron der Comnenen seyn! Erst in St. Sophia kam ich zu vollem Verständniß dieser byzantinischen Reichspraxis. Aber eben weil diese kaiserlichen Tempelfresken überall die untere Stelle einnahmen und sich gleichsam den Blicken der Betenden aufdrängten, traf sie die Hand des Fanatismus auch überall zuerst und am kräftigsten.

Die Verzierungen des Giebelfeldes und des um die ganze Außenseite herumlaufenden Tempelfrieses, Weinlaub und Trauben, apokalyptische Thiere, biblische Figuren, Arabesken, Schnörkelwerk, besonders Taubenpaare, mit Symmetrie und Sorgfalt in Hautrelief ausgeführt, könnten selbst kundige Architekten lange und nützlich besichtigen. Der stumpfe, weitmündige, etwa 120 Fuß hohe Glockenthurm steht zwölf Schritte von der Kirche entfernt, ganz isolirt am Rande des Uferabhanges. Die Form ist viereckig, die Steintreppe aber, die zu dem 20 Fuß über der Grundfläche angebrachten Eingange hinaufführte, halb weggebrochen. Mit Hülfe einer von türkischen Dorfjungen hergebrachten Baumleiter der rohesten Art, konnte ich die Thüre erreichen und kam unmittelbar in eine Freskenkammer, die auf drei Seiten hell erleuchtet war, auf der vierten aber einen apsisähnlichen Aussprung mit drei kleinen Lichtöffnungen hatte und gleichsam ein Tempelchen in verjüngtem Maße vorstellte. Die

Bilder selbst sind hier nur kirchlicher Gattung, insbesondere aber die Figuren verstorbener Klostergeistlichen zahlreich und, wie eine am Fensterbogen angemalte Jahrzahl besagt, um 6941 der byzantinischen Zeitrechnung (1433 n. Chr.) aufgetragen. Dagegen erkennt man auf dem hoch umrandeten, aber halb zerstörten und verwitterten Freskenfeld der Außenseite des Thurms unterhalb des Apsisaussprunges noch deutlich drei Figuren in Diadem und kaiserlichen Gewändern mit erklärenden Inschriften zur Seite, von denen aber nur einzelne Worte, aber kein einziger Personenname dem Wetter und dem Spitzhammer entronnen sind.[1] Auf einem behauenen Sandstein wenige Fuß über der Grundfläche sieht man deutlich und tief eingegraben die byzantinische Jahrzahl ϛϠλέ, 6935, d. i. 1427 unserer Zeitrechnung, und vielleicht gründet der berühmte französische Asiaminor-Forscher Texier gerade auf diesen Umstand seine Meinung, daß der steinerne Glockenthurm von St. Sophia jünger als die nebenanstehende Kirche sey. Eine kindische Lokalsage mißt, durch die Gleichheit der Benennung verleitet, die Erbauung von St. Sophia zu Byzanz und St. Sophia zu Trapezunt demselben Meister bei, während letzteres offenbar eine Schöpfung der Großcomnenen und zwar aus den ersten Zeiten des Imperiums ist. Das in der Form des einfachen

[1] *Μέγας, Αὐτοκράτωρ, Κομνηνὸς, Ἀνατολῆς, Κύρ* u. s. w. verrathen hinlänglich, was da ursprünglich zu sehen war.

Adlers am Giebelfeld und auf der Außenseite der Apsis in großem Maßstabe und nicht ohne Eleganz eingehauene Reichswappen von Trapezunt liefert den sichersten Beweis. Im Schilde des byzantinischen Reiches, wie bekannt, war der Doppeladler (Ost-Rom und West-Rom); die Großcomnenen von Trapezunt, als Imperatoren von „ganz Anatolien", wählten den aufrechtstehenden einfachen Adler mit ausgebreiteten Flügeln, als Sinnbild ihrer Ansprüche und ihrer Macht. An verschiedenen Stellen der neuen, von Alexius II. erbauten Citadellenmauer ist auf polirten Steintafeln eingemeißelt der einfache Adler, bald allein, bald von ruhenden Löwen begleitet, als Wächter und Hort von Trapezunt zu sehen. Dieselben Zeichen in Gold gestickt sind, wie die Thiergestalten auf Orestes Kleid, [1] im Purpurgewande und in den rothen Halbstiefeln der Kaiserfresken eingewebt. Nur wenn sich ein Großcomnen als orthodoxer Imperator von Byzanz gerirte, wie Johannes Comnenus II. (1279—1297), erscheint am Gewande auch der Doppeladler als Zeichen der Herrschaft über beide Continente. Eine feingestochene, unterhalb des von den Türken muthwillig verunstalteten Wappenschildes der Tempelmauer angebrachte Grabschrift trägt die Jahrzahl 6801 byzantinischer

[1] *ἰδοῦ δ' ὕφασμα τοῦτο, σῆς ἔργον χερός·*
σπάθης τε πληγὰς, εἰς δὲ θηρίων γραφήν.
Aeschyl. Choeph. v. 231.

Aera, d. i. 1293 n. Chr., als Todesjahr des Weihmönches Gerasimus.[1] Demnach ward Kirche und Kloster zu St. Sophia bei Trapezunt nicht früher als 1204, aber auch nicht später als 1293 christlicher Zeitrechnung erbaut. Die türkischen Bauern des Dorfes und der umliegenden Gehöfte sind seit den Zeiten der Eroberung in den Rollen der Küstenkanoniere eingeschrieben und in dieser Eigenschaft auch vom Aerar bezahlt. Für den gemeinen Mann beträgt der Sold freilich nur zehn Grusch türkisch, d. i. einen Konventionsgulden des Monats oder sechs Theresienthaler des Jahres, wie ich von einem erwachsenen Jungen des Orts hörte. Aber auch für diese Kleinigkeit sind die armen Leute besorgt, wenn das von Sultan Mahmud neubegründete Soldaten- und Conscriptionswesen erstarken sollte. Kanoniere aus Stambul, meinte er, kommen zuletzt auch in die Provinzen und verdrängen die alten landsäßigen Milizen überall aus Dienst und Brod. Der Türk will nicht nur keine Abgaben zahlen, er verlangt von der Regierung noch Jahrgehalt als Preis des Gehorsams und der Hut ihres errungenen Guts. Die nämlichen Staatsbegriffe und großartigen Anmaßungen haben sich auch der Unterthanen des Königs Otto bemächtiget, und die Regierung des griechischen Reiches in Schwierigkeiten verwickelt, die

[1] *Κατὰ τὸν πρῶτον μάϊον . . . . . ἐκοιμήθη ὁ δοῦλος τοῦ θεοῦ Ἱεράσιμος ἱερομόναχος ὁ Βραν . . . . ςῶά.*

man in Europa nicht kannte und nicht zu berechnen verstand. Pfaffe, Palikar, Kapitän und Archont betrachtet sich als selbstmächtigen Eroberer des Landes, das gemeine Volk aber als seine Raya und die Kassen der pedantischen Lateiner als zinspflichtiges Eigenthum. Wenn aber eine angehende Regierung Jedermann und das Interesse Aller gegen sich hat und ihre Werkzeuge doch nur aus der Schaar dieser Gegner und Mißvergnügten wählen muß, so ist ihre Stellung sicherlich wenig beneidenswerth und ihr Wille auch selten gut vollzogen.

IV. — S 192

Der immergrüne Buschwald von Kolchis und das Höhlenkloster Sumelas.

Gegen meine frühere Gewohnheit mit dem ersten Satz sogleich in medias res hineinzuspringen, schicke ich dieses Mal ein kleines Präambulum dem Fragment voran. Wie sollte man auch seine Rolle verläugnen und ohne Entschuldigung mit einer gemeinen Agogiaten-Scene vor dem geehrten Publikum erscheinen, das zu Anfang allzeit nur Gewichtiges sehen will? »On ne flatte que le pouvoir,« sagen die politischen Roués, und ich als ächter Publicola und Leser-Courtisan (in Deutschland von jeher ein ungemein ergiebiges und einträgliches Gewerbe) buhle aus demselben Grunde nur um Beifall und Gunst der Vielen, d. i. der Geist- und Geschmackvollen, deren Zahl und Bedeutung — was man auch immer am Wolchow und am Ilissus gegen uns sagen mag — im deutschen Volke jetzt schon überwiegend ist und sichtlich mit jedem Jahre wächst. Denn bei uns wie in Japan liest auch schon der Mittelsmann

und findet, sonderbar genug, daß ein mit Sorgfalt, Freimuth und Ebenmaß gebauter Satz, sobald er auch Gedanken hat, viel schöner klinge als die erbauliche, aber ungebürstete und vertraulich-leere Rhapsodie. Um den Ruhm eleganter Form und reicher Composition zu spenden, ist aber selbst der gewaltigste Potentat nicht stark genug. Das vermag allein das Publikum. Wer diesem Idole opfert und nach dem Lob der Bedachtsamkeit, der guten Wahl und des kräftigen Gedankens strebt, wird doch nicht zu tadeln seyn? Daher aber auch dieses Mal die viele Sorge und die große Aengstlichkeit des Wanderhelden. Denn abgesehen von der unscheinbaren Eingangsscene ist vielleicht die Erzählung überhaupt nicht werth, vor die Elite der deutschen Lesewelt zu treten. Welcher Verständige z. B. möchte wohl Aug' und Sinn von saftstrotzenden, nicht breitgetretenen, sondern energisch-gedrängten und frischgefärbten Privatartikeln aus Berlin über Pommer'sche Provinzialverhandlung, Code pénal und Nachdruck weglenken und auf eintägigen Pilgerritt von Trapezunt zu dem Heiligthum der kolchischen Melasgrotte — sey es auch der Amarantenwald — hinüberwenden! Ein Opus in Octav ertrüge neben der bessern auch die schwächere Partie, aber das Journal greift überall nur nach dem, was neu, schwungvoll, belehrend und angenehm zugleich. Neu ist es vielleicht, was ich sage, aber ein Hagion-Oros ist es nicht. Doch hat Europa an byzantinischen Land-

schafts- und Sittenbildern überhaupt noch keinen Ueberfluß, und namentlich wird eine genügende, aus Lokalansichten hervorgehende Schilderung des Höhlenklosters Sumelas erst hier zum erstenmal gegeben. Von den beiden Europäern, die es bis jetzt besuchten, war Herr Dr. Zachariä von Lingenthal (1838) der erste. Hr. Zachariä blieb aber nur wenige Stunden in der Grotte und gedenkt ihrer auch nur so flüchtig im Reisebuche, daß der Treue ungeachtet sein Schattenriß im Sinn der Zeitgenossen doch nicht haften kann. Hr. Zachariä reiste für oströmische Justiz, weniger um sein Auge an Rhododendron und Azalea Pontica zu weiden, als um Varianten aufzusuchen für die Basiliken und für den Armenopulos.[1] Ich aber streifte als Abenteurer frei und sorglos durch die Länder von Byzanz; mich entzückt der Wald, die sanfte Schwellung des Höhenzugs, der immergrüne Busch, selbst Noth und Entbehrung sind für mich Genuß. Wo Andere eilen, bleibe ich liegen,

[1] Mit dieser Bemerkung will man dem anderweitig trefflichen und lehrreichen Inhalte des benannten Reisewerkes in keiner Weise zu nahe treten. Wenn sich der Verfasser in seiner Darstellung überall der Kürze und Nüchternheit befleißt, aber die Wahrheit stets zur Seite hat, so ist es für den Leser nur Gewinn. Uebrigens begreift man, daß sich Herr von Zachariä in unmittelbarer Nachbarschaft des geschwornen Feindes aller „Rhetorik, Sophistik und Phrasenmalerei“ schon des lieben Friedens wegen Gedankenwärme und Redeschwung versagen mußte.

horche auf den dumpf und regelmäßig wiederkehrenden Wellenschlag der Pontus-Sunde und betrachte noch weit lieber als alte Pergamente die Menschen und ihre Sitten.

„Nein, mit solchen Thieren reise ich nicht, man muß andere bestellen, und überdieß sehe ich nur drei; wo ist das vierte für den Sohn des Hauses, der uns ebenfalls zur Panagia ins Gebirge folgen wird?“ Mit diesem Gruß empfing ich die beiden Begleiter Theodor und Basili, als sie am 8. September Morgens drei schmächtige, abgetriebene und von langem Fasten entkräftete Lastpferdchen zur Pilgerfahrt nach dem Melasberge in den Hof hereinbrachten und die armen Thiere sogleich mit Heißhunger über das zwischen den Steinen hervorsprossende Gras herfielen. „Die Pferde,“ meinte Theodor, „seyen gar nicht schlecht, ja die billigsten und besten, die er zu dieser Zeit mit allem Fleiße und aller Sorgfalt für meinen Dienst in Trabisonda finden konnte; an ein viertes für den armenischen Jungen wäre jetzt gar nicht zu denken, und man dürfe sich nur Glück wünschen, so weit gekommen zu seyn.“ An all dem Gerede war natürlich kein wahres Wort, wie ich es wohl selbst fühlte und zugleich auf den betrübten Gesichtern des nebenan stehenden und der Verhandlung stumm zusehenden Marim-Oghlu und seiner andächtigen Mutter las. Miethpferde der derbsten und kräftigsten Gattung, zu zehn Grusch ($2\frac{1}{2}$ Francs) per Tag, gab es

besonders unter den Moslim und christlichen Armeniern der Stadt und Umgegend in Ueberfluß. Trabisonda lebt ja vom Verkehr und jeder Bauer, der Feuerung oder Lebensmittel zu Markte bringt, tritt ohne viel Unterhandeln und Zeitverlust mit etwas Brod in der Tasche die auf drei Tage berechnete Sumela-Wanderung an. Theodor, verschmitzt wie alle seines Glaubens und seines Geschlechtes, wollte beim Handel etwas verdienen. Nicht alle Tage, mochte er denken, kommt ein Nemtzios nach Trabosan und reitet ins Gebirg hinauf, um alte Pergamente anzusehen. Wahrscheinlich hat er die elenden Rosse um halben Miethpreis gedungen, mir aber wie billig das Ganze angerechnet und den Profit mit seinem Freunde Basili, dem Unterlehrer und nebenher Küchendiener im Consulat, brüderlich getheilt. Damals konnte ich mir noch nicht helfen, lernte aber später zu Larissa in Thessalien bei ähnlicher Veranlassung griechische Agogiaten-Praxis, leider zu spät besser kennen. Der Türke und der Armenier behandelt seine Lastthiere ungefähr wie der Deutsche, füttert reichlich und nimmt aber auch gewöhnlich höhern Lohn als der Grieche, der, um die Nebenbuhler aus Verdienst und Concurrenz zu drängen, nicht nur selbst nichts ißt, sondern auch sein Pferd bei strenger Arbeit zum Fasten zwingt. Was sollte ich aber thun? Es waren des Consuls Leute; Hr. Ghersi hatte eleganten Reitzeug, der Erzbischof eine geistliche Ermahnung an den Klostervorstand und

der erste Archont der griechischen Commune noch ein besonderes warmes Empfehlungsschreiben an die für tückisch geltenden Mönche des Wallfahrttempels mitgegeben. Die Zeit verrann, ein Strahl der Morgensonne blitzte schon im Epheuthau der Mauerwand, der Tag zur Reise war ja festgesetzt und das Gemüth in einer Stimmung und Wanderlust, die sich ohne gefährliche Störung des innern Friedens nicht bekämpfen ließ. Nur der junge Marim-Oghlu grämte mich; es war gleichsam sein erster Flug aus dem väterlichen Hause; o die Freude! Der lange Ritt und zwar mit einem Franken zum großen Heiligthum; die schönen Wälder, die heiligen Mönche, das wundervolle Bild! Das Alles soll verloren seyn! Es war dem Jungen nur um den Ablaß und die geistlichen Gnaden, die er fromm gesinnt für sich und seine Mutter gratis gewinnen sollte. Ich tröstete so gut als möglich, er sollte auf meine Rechnung selbst um ein Lastthier sehen und nacheilen, ich bezahle Alles. Und so ritten wir gleichwohl, von drei Agogiaten zu Fuß begleitet, auf den hungerigen Thieren zum Thor hinaus gegen den Meydan (Platz), auf dem breiten Stiegenweg der Klosterhalde zur Hochebene des Bos-Depê hinauf, wenig mehr als eine gute halbe Stunde von der Stadt. An der Ruine des Johanniskirchleins hielten wir kurze Rast und genossen der wundervollen Fernsicht. Tief unten am Fuße der Kuppe lag die Stadt; Trabisonda schien noch ausgestorben; nur

einzelne Gruppen verhüllter Türkenweiber wallten, vom Brunnen kommend mit antiken Wasserkrügen auf dem Kopf, langsam ihren Hütten zu. Vor uns lag der Pontus spiegelglatt, und im Wipfel der langen Klostercypresse spielte noch — wir sahen es deutlich — der kühle Morgenhauch, der schon im nächsten Augenblick dem hinter Jspir heraufsteigenden Gluthgestirn des Tages wich. Schon im Begriffe fortzuziehen blickten wir noch einmal nach der Prachtscene um und sahen, wie zuerst eine graulicht-düstere Rauchsäule und bald nachher der Istambol selbst hinter dem Waldvorgebirge Joros (Hieron Oros) hervorbrach und in ruhiger Majestät entschieden und kraftvoll, wie der charakterfeste Mann durch das Leben geht, das lange Segment der Trabesunda-Bucht durchstrich. Ach, es kommt vom Occident, vielleicht mit freudiger, vielleicht mit unheilvoller Kunde aus dem theuren Heimathlande! Der europäische Leser in seiner Uebersättigung und Salonsbequemlichkeit wird sich nur mit Mühe erklären, welche Freude, welche Ruhe ich beim Anblick des wundervollen Automaten aus Byzanz empfand. War es nicht die Brücke, der starke sichere Damm, durch welchen hochherziger Magyarensinn das entlegene Kolchis dem innersten Winkel Germaniens nahe bringt? Wer den schwimmenden Dampfpalast gegen den Molo von Triest, Livorno oder Neapel steuern sieht, den ergreift es nicht so mächtig, als wenn er dasselbe Schauspiel von der Höhe des

Tafelberges von Trapezunt erblickt. Ich fühlte mich der Heimath näher, ich wich nicht von der Stelle, warf dem freundlichen Argo-Boten Grüße zu, die er einladend durch Blick und Zeichen gleichsam zu erwidern schien: „Was eilest du? Du fliehst vor deinem Glück! Ach Hüon, Hüon komm zurück!“ Doch wir gehorchten dem Rufe nicht. Mußte ich nicht in das Waldrevier der Kolchier, zur Panagia des Melasberges hinauf, um den Preis der Wanderschaft, das Bließ *meines* Argonautenzuges abzuholen? Das Schiff verschwand hinter dem Castell und wir kehrten schwereren Herzens das Antlitz dem Gebirge zu. Die luftige Höhe Bos-Depe und ihren Zusammenhang mit der Thalseite des Pyrites haben wir — der freundliche Leser erinnert sich vielleicht — im vorausgehenden Fragment geschildert. Nach einer Stunde Rittes ungefähr kamen wir zu einem muldenförmig eingesenkten Fettgrund, den man hier wie dergleichen überall in byzantinischen Ländern, *Mesarea* nennt. Im Tiefpunkte der Mulde sieht man deutlich die Spuren einer ausgetrockneten Süßwassersammlung, zur Comnenenzeit wie jetzt noch unter dem Namen *Skylolimni* (Hundssee) bekannt. Das Gefilde strotzt in üppiger Fülle, Maisstengel über zwölf Fuß hoch, Kräuterwiesen mit Iris von seltener Pracht: am Hügel, am Wege, am Muldenrande, am Felsgehänge der Boden überall von dichtgedrängtem, breitblätterigem, hellgrünem Strauchwerk umsponnen und auf der Höhe

rechts ein türkisches Herrenhaus, ein Landedelsitz, heiter und einsam zwischen Bäumen an die Halde hingelehnt. Die Weinrebe, unten bei der Stadt noch kärglich gezähmt und mit dem Messer in Schranken gehalten, ist hier aller Zucht entwachsen; hier sah ich sie zum erstenmal wild; mit kleinbeerigen Trauben behangen kriecht sie über Felsen, steigt auf die Bäume hinauf, schwingt sich, wie die Lianen auf Hagion-Oros, in kunstlosen Guirlanden über den Erdspalt und wuchert ungebändigten Triebes noch mitten im Dornbusch. Aber sie buhlt umsonst, Niemand streckt bei der Fülle süßer Trauben die Hand nach ihren Früchten aus. Das Herbe, das Zuchtlose verschmäht der Mensch überall, in der Rede, wie im Genuß. Kommt aber der Wanderer aus der Einsenkung von Skylolimni auf die Steinhöhe des entgegenstehenden Muldenrandes, thut sich auf einmal eine unvermuthete Scene auf: das tiefausgeschnittene, die Gebirgslinie im rechten Winkel durchbrechende, sechs Stunden lange Pyritesthal mit seiner hellgrünen Flachsohle und dem zwischen dunkelbelaubten, kräftig geschwungenen Seitenwänden perspectivisch leuchtenden Silberband des Waldstromes in der Mitte, erscheint wie durch Zauberschlag plötzlich vor dem Blick. Die Thalwand ist steil, man sieht wie sich links weit unten die Wasser durch Baumreihen und Gebüsche wälzen, hört aber wegen der Höhe des Standpunktes das Rauschen ihrer Strömung nicht. Die immergrüne, selbst von gefühllosen

Osmanli gepriesene Waldzone der Kolchier lag vor uns, und was sich die Phantasie in jugendlicher Schwärmerei so oft vorgezaubert hatte, zog sich nun in weit schönerer Wirklichkeit zu beiden Seiten des Querthales dunkel und schweigend in unbekannte Ferne auseinander. Vom Strande, wo der wasserreiche Thalbach in den Pontus mündet, waren wir in gerader Linie kaum erst eine Stunde Weges entfernt und sollten denselben Tag noch bis nahe an seine Quellen in der geheimnißvollen Oede des Melasberges wohl zehn gute Stunden von Trapezunt hinaufbringen. Vom Standpunkt der schönen Aussicht führt der Weg über einen Felsenkamm bald in treppenartig eingehauenen Stufen, bald an furchtbaren Abgründen am Drachenbrunn vorüber zur Thalsohle hinab.[1]

Wir litten empfindlich von der Hitze und lagerten etwa nach dreistündigem Ritte seitwärts vom Wege auf einer grasreichen buschbewachsenen Aue nahe am Bach unmittelbar am Eingang in die Waldzone, wo es lieblich kühle vom Thal herausfächelte und die Schatten dichtbelaubter Bäume die Gluth der Sonne mäßigten. Die Thiere, von der Last befreit, suchten

[1] Nach der einheimischen Sage soll der Gründer des trapezuntischen Reiches, wie der Johanniter auf Rhodus, ein grausenhaftes Ungethüm mit Hülfe der Panagia an diesem Brunnen überwunden haben. Daher der Name Drachenbrunn (Δρακοντοπηγάδη) bis auf diesen Tag geblieben ist.

sich die Nahrung selbst, für die Gesellschaft aber bereitete der Chaldier Theodor aus den mitgenommenen Vorräthen mitten im Gebüsch den Morgentrunk. Der Ort schien besonders reizend: von beiden Thalwänden rauschte es silberrein über Felsen aus Laubwald und dunkeln Schluchten mit Gemurmel in den Pyrites herab; der Nußbaum, die Eiche, die Esche, die Eller,[1] die Platane, der Tamariskenstrauch und besonders Ulmen voll zahmer Weinreben bedeckten beide Ufer und im Hintergrunde stand eine bewohnte Burg mit Wartthurm, hölzernen Lufthallen und Mauerwerk, mitten unter bebauten Gründen, auf hohem Waldhügel zur Hut des Thales. Riesenhaft über die ganze Scene ragten die schatten- und wasserreichen Laubholzwälder der immergrünen Zone herab. Eine Waldkuppe von wundervoller Schwellung hatte von ferne schon das Auge entzückt: ein dunkles Vließ von Ahorn- und Ulmenlaub wallte dicht und ohne Lücke über die breite Wölbung von der Thalmatte hinauf bis zum schöngezogenen Gipfel. Bergkuppen solcher Formen begegnen uns in Europa nicht. Das sind „die langen Wälder und die lieblich geschwellten Höhenzüge“ des Byzantiners Eugenicus.[2]

[1] *Κλήθρη* nach jonischer Form, was aber in Trapezunt gegen die Regel neugriechischer Rede Klethri, nicht Klithri gesprochen wird.

[2] *Δρυμῶνες μακροὶ καὶ βουνῶν ἡμερωτάτων ὄγκοι.* **Chosh-oghlan** (Schön-Junge) ist die türkische Benennung dieser schönsten Laubkuppe des immergrünen Waldes.

Wie Andere die Schöpfungen der Kunst und der menschlichen Eitelkeit mit Worten rühmen, so preise ich die unvergängliche Pracht und die ewigschönen Meisterwerke der Natur. Vor gefühlvollen Lesern werde ich nicht zu erröthen haben, wenn ich statt fortzueilen länger als es europäische Ungeduld erträgt bei dieser schön geschwungenen Kuppe der Amaranten verweile und ihren in Europa unbekannten Ruhm verkünde. Sollten geringe Zeilen wie diese bis auf die Nachwelt kommen und sollte das Schicksal je einen Wanderer deutschen Blutes an den Pyrites bringen, so möge er daselbst meiner Rede gedenken, wie ich jetzt den Zeitgenossen die längst vergessenen Namen Clavigo und Eugenicus ins Gedächtniß rufe. Auch soll er die Mühe eines kleinen Umweges zum Flußübergang nicht verschmähen und tiefer in das schweigsame Dunkel des unentheiligten Waldes dringen. Welcher Flor! Welcher Pflanzentrieb! Welche Lianenpracht! Wie reich und krystallhelle es überall aus dem Boden quillt!

Hic gelidi fontes: hic mollia prata, Lycori!
Hic nemus: hic ipso tecum consumerer aevo.

Die gelbe Azalea Pontica und das Purpur-Rhododendron erfüllten obwohl verblüht die Luft mit Wohlgeruch und bildeten mitten unter den schlanken, glattrindigen, hochstämmigen Riesen des Waldes zugleich ein mächtig wucherndes und undurchdringliches Unterholz voll Lieblichkeit, voll Duft und Farben-

schmelz. Hier ist der Gartenschmuck der Natur noch unverwüstet. Der Buchs, bei uns ein verzwergter Zierbusch, schmückt als immergrüner Baum den Wald. Einstündiges Verweilen in der Einsamkeit und Stille des kolchischen Waldes hebt die Seele höher und spricht beredter zum Herzen als hundert fromme, aber langweilige Katechesen im Occident. Wasser und Waldschatten des „Chosch-Oghlan" werden selbst von den Osmanli in Trabosan gepriesen und die christlichen Bewohner der Stadt und Umgegend — wie die Begleiter erzählten — freuen sich jedes Jahr auf das Fest Mariä Himmelfahrt (15. August), an welchem Andacht und Lustbarkeit der Kirmes und Volksversammlung bei der „Panagia des Thales (ἡ Παναγία τῆς κοιλάδος)" hinter der Waldkette wenigstens auf einige Stunden die Knechtschaft ihres Glaubens und die Schmach verlorner Herrschaft vergessen lehren.

Erquickt und neugestärkt wollten wir die liebliche Stelle verlassen, als der junge Marim-Oghlu zu sichtlichem Verdruß meiner griechischen Begleiter auf einem flinken Pferd und in Begleitung des armenischen Agogiaten die Straße herabkam und, besser beritten als wir Uebrigen, die aus sechs Individuen bestehende Sumelas-Karavane noch um zwei vermehrte. [1]

[1] Das rechtwinklig — wie oben bemerkt — den kolchischen Berggürtel durchbrechende Pyritesthal bildet die Haupt-

Bis zum Dorfe Dschevisluk, wo wir nach der Mittagsstunde eintrafen, rechnet man sechs gute Wegstunden oder zwei türkische Poststationen (Mensil) von der Küste, und doch findet man auf der langen Strecke nur ein ärmliches Dorf von Schmiede- und Bäckerhütten zum Gebrauch der Waarenführer. Ein heller von der schönen Chosch-Oghlanschlucht herabrauschender Bach fällt hier in den Pyrites und eine schmale holzgedeckte Brücke führt über den Strom gegen die Schlucht hinauf. Wir selbst ritten noch am linken Ufer fort bis ungefähr eine Stunde vor Dschevisluk, wo den Wanderer eine Steinbrücke auf die andere Seite des tiefen, im verengten Thale von röthlichen Uferfelsen zusammengedrängten Wassers bringt. Trachyt und Basaltgestein in Säulenform brachen überall zwischen Buschwerk und Baumschlag zu Tage, und nicht ohne Verwunderung über die sonderbaren Gebilde sahen wir auf dem anderen (linken) Ufer kurz vor Karydia eine über vierhundert Fuß hohe steile Felsenwand ganz von regelmäßig und im schönsten Ebenmaße übereinander geschichteten Lagen dünngeschnittener Basaltsäulen

karavanenstraße zwischen Trebisond und dem Euphratstrom bei Erserum und Ersendschan. Obwohl stellenweise schmal und roh gepflastert, duldet der Weg doch kein Fuhrwerk, und die Waaren von und nach Hocharmenien werden auf Lastthieren geschleppt, deren lange Züge und mancherlei Bedürfnisse die vorzüglichste Nahrungsquelle der dünngesäeten Bevölkerung des Gebirges sind.

aufgethürmt. Dicht am Fuße dieses kolchischen Säulenspieles strömt der Bach vorüber. Die Spaltung des Thales läuft von Nord nach Süd und die Mittagssonne brannte in der Enge mit verdoppelter Gluth, bis uns endlich das romantisch gelegene Karydia (Dschevisluk) inmitten seiner Wasser, seiner Schatten und seiner sommerlichen Lüfte Labsal und Erquickung schuf.[1]

Karydia ist das Koblenz von Kolchis, ein Centralpunkt und Trivium im großartigsten Maßstabe, in welchem gewissermaßen drei streng geschiedene und scharfausgeprägte Thalungen mit ihren vier- bis fünftausend Fuß hohen waldbekränzten Wänden und zwei krystallhellen Wasserströmen zusammenlaufen. Denn eigentlich endet das Pyritesthal, durch welches wir von Trapezunt hereingekommen sind, in Karydia oder geht vielmehr sich spaltend in zwei Nebenthäler auseinander, die mit der Wurzellinie stumpfe Winkel bilden. Linker Hand öffnet sich breitmündig und flach-

[1] Den Leser soll es nicht beirren, wenn man die oben mit Dschevisluk bezeichnete Ortschaft auf einmal Karydia nennt. Ersteres ist nur die türkische Uebersetzung des letzteren, da *Καρύδιον* und جوز *dschevis* dieselbe Bedeutung haben, لق *luk* aber dem iranischen stan und dem deutschen Suffixum lig, lich, heim entspricht. Den griechischen Namen kennt nur der Christ des Landes, den türkischen aber Jedermann. Auf deutsch würde man den Ort „Nußheim," auf italienisch Noceria und Nucetum auf lateinisch nennen.

sohlig das eigentliche Nußbaumthal mit seinem wasserreichen Bach, rechts dagegen engschluchtig und dicht verwachsen das Thal von Matschuka.[1]

In so ferne Schatten und Fülle strömenden Wassers zu den vorzüglichsten Reizen einer Landschaft gehören, hat die romantisch-liebliche Landschaft um Karydia einen merklichen Vortheil selbst über Trebizond, von welchem der sanftfließende Pyrites durch den vorspringenden Strandfelsen der Mithraskuppe über eine halbe Wegstunde entfernt ist. Besonders malerisch liegt dem Dorf Dschevisluk gegenüber, hoch ober der

[1] Der Name Pyrites ist heute vergessen und das schöne Thal hat nur die türkische Benennung Dejirmenderesi, das ist Mühlthal, Mühlbach, von *dejirmen* دكرمن die Mühle und *dere* دره Thal oder Bach. Zur Zeit des christlichen Imperiums und zwar im vierzehnten Jahrhundert bestand noch der alte griechische Name, wie unter andern aus einer Stelle im Reisebericht des oft gerühmten Gonçales Clavigo (1404) erhellt: *e este dia fueron dormir acerca de un rio que ha nombre Pechix, en una iglesia yerma que onde estaba.* Clavigo ging von Karydia rechts in die Matschukaschlucht zum Kastell Zigana, welches laut zuverlässiger im Lande selbst erhobener Berichte eines Augenzeugen heute noch unter dem alten Namen besteht. Die verworrenen und höchst unkritischen Ausgaben der Periplen des Pontus Euxinus versetzen den Pyrites weit östlich nach Lasistan in die Nähe des von den Alten Bathys genannten Tschorak-Su in Guriel. Wollte man „Pyritesthal" wie Karydia ebenfalls ins Türkische übersetzen, so wäre es Tschimschirderesi چمشردرهسی oder vulgär ausgesprochen Schimschirderesi.

waldigen Eingangsschlucht ins Matschukathal, auf der Spitze eines von der Berghalde herausspringenden laubbekränzten Promontoriums ein türkisches Herrenhaus, weitläufiges Gehöfte und antiker Sitz eines weiland unabhängigen Landedelmannes oder Dere-Beg, wie man vor Sultan Mahmuds Reformen diese reichen und die untern Volksklassen auf eigene Rechnung plündernden Feudalherrn Kleinasiens nannte. Die Aussicht von dieser luftigen Höhe über die Thäler ist weit und entzückend. Söller, von dünnen Holzsäulen getragene weite Lufthallen und zahnig ausgezackte Thurmzinnen schauten zwischen Gruppen hochstämmiger Ulmen auf die unten vorüberreitenden Fremdlinge herab. Diese kolchischen Dere-Bege waren nicht etwa Edelleute, die während der schlimmen Jahreszeit in Städten wohnten und nur den Sommer über auf ihren Landgütern saßen. Sie waren Territorialherrn mit Souveränitätsrechten über ihre Erbdistrikte und bildeten von Geburt aus die Opposition gegen Einfluß, Uebergriffe und Erstarkung irgend einer, sey es zu Ikonium, zu Trabosan oder zu Stambul wirkenden Centralgewalt Anatoliens. Sie hatten nach Zerstörung des trapezuntischen Reiches mit den Gütern und Burgen auch die Rechte und die politischen Grundsätze jener turbulenten Archonten übernommen, deren verrätherischer und meuterischer Sinn eine so traurige Rolle in der Chronik von Trabisonda spielt. Nicht alle wohnten so lieblich wie

der „Thalfürst“ oder Dschevisluk. In den unzugänglich-sten Stellen des Gebirges auf Felsenspitzen, am Rande hoher Steilwände und gähnender Risse hatten sie sich Kastelle aus Stein erbaut mit gewölbten Thorgängen und eisenbeschlagenen Pforten, zu denen ein schmaler, im Felsen ausgehauener Schlangenpfad oder häufig eine dünne über den Abgrund gespannte Brücke aus Weinreben führte. Viele dieser kolchischen Archontensitze hat die Hand der Osmanli bei der Einnahme des Landes gebrochen, andere hat die veränderte Sitte der Zeit verödet und ihre dachlosen Verliese und das gelblicht verwitterte Gemäuer der wuchernden Brut immergrüner Lianen zur Wohnung überlassen. Am untern Pyrites, zwischen Trabosan und Dschevisluk, sahen wir keine Ruine dieser Art; erst wie wir von letztgenanntem Orte links ausbeugend in das „Nuß-baumthal“ hineinritten, begegneten uns zu nicht geringer Ueberraschung diese melancholischen Zeugen kolchischer Vergangenheit. Isolirte Rundthürme und Burgtrümmer mitten im Gehölze der waldigen Steil-halde, bald auf buschichten Vorsprüngen, bald auf abgeglätteten und nur gleichsam mit Flügeln zu erklimmenden, oben spitz zusammenlaufenden Felsen-nadeln mit unbegreiflicher Kühnheit hingezaubert, machen im schweigsamen, lieblich-öden Thale voll wilder Oelbäume und Weinranken mit Epheu, voll Azaleen, Feigenstauden und kolossalen Nußbäumen auf europäische Gemüther einen süß-schwärmerischen,

heimathlichen, Leuten ohne Gefühl nicht zu erklärenden Eindruck. Man glaubt sich plötzlich unter die gebräunten Kastellruinen eines rhätischen Alpenthales versetzt, und wer seit Ulysses' Irrfahrten hätte ohne Melancholie der fernen Heimath und ihrer waldgeschmückten Berge gedacht! Das Thal selbst, in der Sohle eng und flach, in den Seitenwänden aber kühn aufsteigend, ist voll romantischer Scenen; Laubwald mit immergrünem Gestrüppe überdeckt bis zur Region des Nadelholzes und der kahlen Alpenweiden hinauf den Waldrand, an welchem die Ruinen sind und der Weg vorüberführt, während auf der Seite gegenüber Basaltriffe mit wundervollem, von der Natur selbst im Geschmacke eines gothischen Tempels ausgemeißeltem Gethürme, mit Schnörkelei und Höhlenwerk mitten unter Buschgrün zu Tage stehen. In einer niedrigen Felsenwand, an deren Fuß der Bach vorüberrauscht, hat man etwa achtzehn Fuß ober der Wasserfläche eine senkrecht eingemuldete Vertiefung von unten bis oben durch künstliches Mauerwerk geschlossen und als Klause für einen Weltüberwinder eingerichtet. Der innere Raum soll bei einer Länge und Höhe von zehn Fuß nicht mehr als drei Fuß Breite haben. Drei schmale Fensteröffnungen in der Mauer lassen das Tageslicht hinein und statt des Zugangs sind leiterartige Einschnitte im senkrechten Gestein angebracht, die nur mit Hülfe eines oben befestigten Strickes zu erklimmen waren. Die unterste Leiterstaffel bespült

der Pyritesbach und schloß den büßenden Troglodyten von der Welt und ihren Verderbnissen aus. Sehen konnte der Klausner durch die schmalen Fensterritzen, wie die Weltleute jenseits des Baches vorüberwallten zum Gnadenbild der Panagia von Sumelas, aber reden konnte er mit ihnen nicht, weil das Wasser dazwischen rauschte. Gegenwärtig hält sich Niemand in Kolchis für einen so großen Sünder, um solcher Buße bedürftig zu seyn. Die Klause des Nußbaumthales steht schon lange leer.

Ermattet vom langen Ritt kehrten wir, um die Mittagsruhe zu halten und das frugale Mahl zu nehmen, dieser Tugendwohnung gegenüber in einer Hütte am Wege ein. Der Wirth war ein Landsmann unserer Agogiaten, hatte ganz die schattige Miene der Kolchier und redete neben dem landüblichen Türkisch auch noch das Matschuka-Griechisch des Gebirges. Auf die Frage, was es zu essen gebe, kam die trostreiche Antwort: *ἔχομεν ἀπ' ὅλα*, „bei ihm finde man Alles." „Habt ihr Eier?" Nein! „Habt ihr Wein?" Nein. „Habt ihr frisches Fleisch?" Nein. „Habt ihr vielleicht Geräuchertes?" Nein. „Was habt ihr denn in eurer Hütte?" Wir haben Zwiebel, Brod, Salz und Branntwein! Das Brod aus Mais und Sorghum-Mehl war veilchenblau; wir aßen es aber doch und verschmähten in der Noth sogar den kolchischen Raki nicht. Am Ende entdeckten wir noch in einem verwilderten Gartenbeet einige

Gurken, die uns im Hunger große Dienste thaten. Wir füllten zweimal eine tüchtige Schale mit Gurkensalat, aßen das blaue Brod dazu und bereiteten zum Schlusse den Kaffee. In der Zwischenzeit suchten die Pferde, eben so klug als die Menschen, wie zur Morgenrast ihre Kost auf gemeinem Weideplatz am Weg und tranken ohne Sorge ihrer Führer aus dem Brunnentrog. Man kann es nicht oft genug wiederholen, der byzantinische Grieche ist in Allem das Gegentheil von uns, er ist hart gegen sich und gefühllos gegen den Nebenmenschen wie gegen das Thier. Erwerben und besitzen ohne zu genießen, ist seine größte Lust.

Nach einstündigem Ritt von der Hütte, im Ganzen zwei Wegstunden von Dschevisluk, schloß wieder ein hohes, querüber laufendes steiles Waldgebirge das Nußbaumthal, oder spaltete es vielmehr auch hier in zwei, wieder in stumpfen Winkeln links und rechts auseinander laufende Seitenschluchten von ganz entgegengesetztem Charakter. Obgleich das Nußbaumthal schon enger, tiefer eingerandet und romantisch einsamer schien als der große Bergspalt von der Pyritesmündung bis Dschevisluk, so war doch, wenige Unebenheiten ausgenommen, die Sohle beider in der Hauptsache eben verlaufend und drang aus der heitern und in die Ferne schimmernden Wasserströmung überall jenes gleichförmige und melancholischliebliche Rauschen hervor, welches der Lyrik so viele Bilder, dem schwärmerischen Gemüthe der Deutschen

aber so wehmüthige Empfindungen leiht. Aus den Seitenschluchten, vor deren waldverschlossener Mündung wir bald nach vier Uhr Nachmittags erschienen, toste es, besonders links von uns, über Katarakten und Rollgestein des tiefeingeschnittenen Bettes herabsprudelnd, wild und geheimnißvoll in das Nußthal heraus. Eine Steinbrücke ohne Geländer schwingt sich an der Wegscheide hoch in weitem Spitzbogen über das Flußbett, und von der Halde des jenseitigen Thalrandes sieht ein Dorf mit niedrigen, flachbedachten und halb im Boden vergrabenen Steinhütten, wie sie Xenophon im kolchischen Gebirge beschreibt, in das Thal herab. Wir gingen aber nicht über die Brücke, blickten aber auch nicht ohne geheimes Grauen in die langgestreckte, engspaltige Waldschlucht zur linken Hand, deren dunkelbekleidete Wände weit über die Baumregion, im Ganzen vielleicht über fünftausend Fuß in die Lüfte ragten. Im innersten Winkel dieser romantischen Waldöde, unfern der Doppelquelle des Burbaches, drei bis vier Wegstunden vom Eingange wo wir standen, ist das Höhlenkloster der Panagia von Sumelas. Die Luft hatte schon abendliche Tinten. Das Thal ist wenigstens über die Hälfte hinein gleichsam ohne Sohle und der Weg führt zuerst in kühnem Schwung durch die üppig wuchernde Laubvegetation der Seitenhalde bis zur Gränze des Nadelholzes hinauf, dann an Kapellen und furchtbaren Abgründen endlich haldeabwärts bis

in den Tiefgrund der innern Schlucht, wo eine gedeckte Holzbrücke über den zwischen Granitblöcken herabschäumenden Bach zu einem schmalen Reitwege hinüberführt, auf dem man in steilen Windungen und wiederholten Bachübergängen zum Fuß der Klosterfelsenwand gelangt. Dieser Weg über die Steilhalde und besonders durch die Tiefschlucht ist sorgfältiger Zeichnung werth; die Partie gehört vielleicht zu den reizendsten und vorzugsweise romantischen der Waldzone von Kolchis. Die Engschlucht überhaupt schien uns noch weit schattiger und wasserreicher als die Außenregion, und einen kolchischen Obst- und Laubwald in primitiver Pracht haben wir eigentlich hier das erstemal gesehen. Wir sind durch ein Paradies gewandelt und abendliche Sommerluft fächelte aus dichtverwachsenem Geschlinge die Wohlgerüche der Azalea Pontica entgegen. Wie auf Hagion-Oros zieht sich der Weg über Gestein und Sturzabhänge in wucherndem Gebüsch, oft in Felsen ausgehauen, oft unter dem Laubdach überhängender Bäume und immergrüner Schlingpflanzen in langen Windungen durch das Laubmeer der Thalwand hinauf. Welche Pracht, wenn sich die Blüthendecke zur Frühlingszeit über die Bäume legt, wenn fragranter Azalea- und Rhododendronduft die Lüfte schwängert, die Bienen summen, die Bäche rauschen und tief aus dem rankenumschlungenen Felsenbett das Tosen des Pyrites musikalisch durch die blüthenbeschneiten Wälder dringt!

Welche Ernte, welcher Genuß für einen Griesebach! Denn hier wie auf Hagion Oros und überall im Wald der mildern Zone macht das Unterholz, der Busch, die Schlingpflanze, die Schattenblume den größten Reiz. Die Myrte und den Lorbeer sah ich wohl, auch Hypericum mit der „brennend gelben Blume" erkannte ich im Vorüberreiten, erinnere mich aber nicht den schönsten Schmuck der Athosöde, *Arbutus Unedo* und *Andrachne*, begegnet zu seyn. An ihrer Stelle hat die Natur die zwei oft genannten, die Sinne entzückenden, mit unglaublicher Dichtigkeit und Fülle aus dem Boden strotzenden, alles nebenbuhlerische Gebüsch überwuchernden und mit einer in Europa nicht geahnten Blüthenfülle geschmückten Stauden der Azalea und des Rhododendron eingepflanzt. Die Haselstaude und die Weinranke scheinen hier daheim zu seyn; Feigen-, Nuß-, Birn- und Apfelbäume mit Maßholder, Cranion (so nennt man in Trapezunt das altgriechische *Κράνον*, der Hartriegel), Mispeln, Eschen, Grüneichen, Ulmen, Buchen, baumhoher Bux und riesig dicke Platanen leben hier ohne Neid und dicht gedrängt im vollsten Trieb. Weder fehlt hier je in der Mittagsgluth für die Glockenblume der Schatten, noch der Brunn am Weg für müde Wanderer, noch für die Kräuterwiese der perenne Bach. Wo sich der aufsteigende Pfad von seinem höchsten Punkt wieder schief gegen den innern Thalgrund hinunterneigt, ist eine länglichte,

dünn eingeschnittene Steilschlucht, zu deren Schmückung die Natur ihre ganze Kraft aufgeboten hat; nirgend ist die Belaubung dunkler, das Gehölze dichtverwachsener, der Fruchtwald mannigfaltiger, die Buschvegetation strotzender, nirgend schleicht die Weinranke üppiger und hartnäckiger über Mispeln, Feigen-, Birn- und Waldäpfelbäume, nirgend murmelt Brunn und Bächlein lieblicher als in dieser schönen Schlucht. Wir streiften an die Region des Nadelholzes, und die schöne hellgrüne Tanne erschien jenseits des Baches mitten im Dickicht des üppigsten Buchen-, Hasel- und Ulmenwaldes. Senkrecht ober uns war ein kolchischer Einödhof aus Holz gezimmert mitten im Wiesengrund; auf felsichtem Waldaussprung tief unter uns lag ein zweiter mit glattem Schindeldach und einem Kürbisfeld vor der Thüre. Schnitter, Männer und Weiber, mit der Sichel in der Hand und dem Heubündel auf dem Rücken — eine Bergscene aus Schalders in Tirol — begegneten uns von den Wiesen kommend mitten im Gehölz. Statt des Rockes hatten die Weiber von vorne und von rückwärts wohlgefaltete türkisch-rothe Schürzen umgebunden und zwischen beiden Schenkelseiten guckte das weiße Pantalon hervor. Ist das alte Kolchistoilette aus der Zeit wo Xenophon mit den Zehntausend durch diese Gebirge zog? Sie grüßten auf griechisch, waren Christen und dienten der Patronin ihres Thales, der Panagia von Sumelas. In byzan-

tinischen Ländern, besonders wo sie vor den Europäern sicher sind, plagt man die Leute nicht viel mit Tabellen, mit A B C und langen Katechesen. Fasten und die Lateiner hassen ist für den großen Haufen die ganze Religion. Und doch meinten wir, die halbverfallene, von einem über den Abgrund hinausragenden Felsen links am Wege aus Ulmendickicht und hellgrünem Gebüsch herabschauende Rundkapelle sey in dieser Einöde eine Bürgschaft allgemeiner Christenliebe, sanfter Menschlichkeit, und die »*Mater amabilis*« im Ulmendickicht müsse allen Vorübergehenden mildern Sinn verleihen.

Im Laube säuselte es schon abendlich, die Bäume warfen lange Schatten, und noch zog es sich endlos zwischen den beiden Waldwänden in das Thal hinein. Doch kamen wir noch bei gutem Lichte die große Tiefschlucht zum Pyrites hinab um daselbst einen Pflanzentrieb zu bewundern, wie ihn gewiß kein Mensch in Europa je gesehen hat und mit dem sich von den uns bekannten Strichen nur der Hagion-Oros messen kann. Es wird den Leser ermüden, wenn wir nach wiederholten Lobreden auf die Kolchisvegetation noch einmal vom Riesenwuchs der Nuß- und Kastanienbäume, von der ungewohnten Buchen-, Ulmen- und Platanenpracht, noch einmal und zwar in gesteigertem Accent von der luxurianten Fülle des oftgepriesenen Pontusschmuckes der Azalea und des Rhododendron, von der saftigen Ueppigkeiit des fett-

grünen Lorbeerstrauches, der Myrte mit dickem Schaft, des wucherischen Laubwerks aller Art in dieser zaubervollen Wildniß reden. Und doch drängt sich das Wort aus der Brust. Der Pyrites brauste dumpf über Katarakten, Schnellen und niedere Sturzfälle, zwischen Granitblöcken, dichtem Laubgewirre und geilem selbst das Rinnsal überwuchernden und beengendem Geschlinge mühevoll sich hinauswindend, die lange Schlucht hinab. Von den beiden Seitenwänden plätscherten die Alpenbäche durch Busch und Gehölze in langen Streifen und in kurzen, beinahe regelmäßigen Zwischenräumen in den Pyrites hinab. In dieser romantischen Oede überfiel uns die Nacht, und plötzlich — wir beugten um einen dunkelbewaldeten Felsensprung — schaute die Vollmondscheibe vom nahen Alpeneinschnitt des innersten Thalwinkels zwischen hohen Ulmen und Riesenkastanien durchscheinend in die Tiefe herab. Wir erschracken beinahe wie vor einer geheimnißvollen Lichtgestalt einer andern Welt. So riesig dünkte uns das Antlitz, so bedeutungsvoll der Luna Blick! Aber bald ward das Thal so enge, der Wald so düsterbelaubt, das Gebirge beiderseits so hoch, daß die Lichtscheibe eben so plötzlich als sie uns erschienen war, wieder verschwand und wir uns nur mühevoll im Nachtdunkel über gedeckte Brücken, Seitenbäche, Felsenvorsprünge und Krümmungen des Pfades großentheils zu Fuße durchwanden, bis wir aus der Thalnacht hoch über uns

in der gewaltigen Höhle einer senkrechten Felsenwand, vom Monde hell erleuchtet, das unersteiglich scheinende Kloster der Panagia erblickten. Man denke sich die Scene, das Abgeschiedene im innersten Winkel der grünen Schlucht, die steilen mit geringer Spaltung rasch ansteigenden, wenigstens sechsthalb tausend Fuß hohen Waldwände, eine riesige Vegetation, voll Laub, voll Bäche, die Silberfäden der Alpenkatarakten im Mondlicht aus dem Laube glitzernd, unten der rauschende Bach, stille Waldeinsamkeit, ein milder Septemberabend, stundenweit keine menschliche Wohnung, oben auf der Gränzscheide zwischen Laubholz und Nadelwald, mitten in der grünen Bergseite, in Form eines aufrechtstehenden Parallelogramms, eine senkrecht abgeglättete, aus dem Waldgrün herausspringende Felsenwand mit einer halbkreisförmigen Höhle in der Mitte; oberhalb der Wand, so wie unterhalb und zu beiden Seiten, rechts und links Alles mit Wald und Grün bedeckt. Wir standen voll Verwunderung still und schwiegen. Aber erschöpft von Hunger und Ermüdung, und zugleich übermannt vom Gefühle glaubten wir diesen Abend nicht mehr die Felsenhöhe zu erklimmen. Das fabelhafte Mondlicht täuschte über die wahre Entfernung. Gerne wären wir in der Schlucht geblieben. Es rauschte wohl der Bach und der falbe Schein des Mondes stieg geisterhaft den Wald herab; aber nirgend eine Hütte! nirgend eine Labung! Voll Sehnsucht noch einmal zum

gastlichen Bauwerk der Grotte hinaufblickend, setzten wir uns nach kurzer Rast zur letzten Mühe in Bewegung. Der Pfad aus den Nachtschatten der Tiefe führt durch dichtes Gehölze von Ulmen und Haselstauden in spitzwinklichten Mäandern wohl dreiviertel Stunden (mit erschöpften Pferden) bis zu gleicher Höhe mit dem Höhlengrund auf eine kleine Ebene, wo eine Kapelle und auch gemauerte Stallung für die Lastthiere und ihre Treiber sind. Auf halber Höhe kam uns das Mondlicht entgegen und wir sahen zugleich die helle Scheibe in ruhiger Majestät über dem Walde hängen. Sey es Täuschung, sey es Wirklichkeit, der Anblick der Lichtkugel wirkte elektrisch auf die Nerven und mehrte die Kraft zur Besiegung der letzten Hindernisse! Nach acht Uhr Abends waren wir am Ziel des Tages und erwarteten vor den Stallungen der Kapelle auf einem Steine sitzend die Antwort aus der Klosterfestung. Wir hatten schon am Fuße des Berges einen Agogiaten mit den Empfehlungsschreiben vorausgeschickt, um den Vätern der Grotte unsere Ankunft zu melden. Der Bote aber, wie wir jetzt erst merkten, hatte sich gefürchtet allein den Buschwald hinaufzugehen und war nur wenige Minuten früher als wir bei der Pforte angekommen. Endlich erschien er mit der nicht gar freundlich klingenden Nachricht, „wir können hinaufkommen, wir werden noch eingelassen." Obwohl der Mond das Thal hell beschien und wir

dicht an der Grotte waren, konnten wir sie doch nicht sehen, weil sie der vorspringende Felsenrand verbarg. Eine tragbare Stiege aus zwei breiten und langen Baumstämmen mit Querstufen und Holzgeländer führt über einen tiefen Riß von der kleinen Stallfläche zu dem nur vier Fuß hohen, engen und mit Eisen beschlagenen Pförtchen am Rande des Felsenparallelogramms hinauf, und von dort erst geht es wieder auf einer Steintreppe von mehr als dreißig Stufen auf die Grundfläche der Grotte und zu den Wohnungen der Mönche hinab. Der Mond hatte uns, wie es scheint, durch sein Licht bedeutend gestärkt, denn aus der schnellen Bewegung der Schatten unserer Körper auf der Basaltwand merkte ich, daß wir noch rüstig zum Thore des Labsales hinanstiegen. Die Eisenpforte öffnete sich aber kaum eine Spanne breit und der Thürhüter rief halblaut und schüchtern heraus, wir möchten ihm zuerst die Waffen übergeben. — „Wir seyen friedliche Pilger zur Panagia und trügen keine Waffen.“ Dann ließ er uns ein und schob dicht hinter uns wieder den Eisenriegel vor.

Innerhalb des niedrigen Pfortenbogens war eine Plattform von etwa drei Schritten ins Gevierte ausgehauen und mit einer gemauerten Brustlehne gegen den Abgrund verwahrt. Da schwebten wir nun gleichsam in der Luft; hinter uns die verriegelte Eisenthüre mit der beweglichen Holztreppe außerhalb, vor uns die ebenfalls im lebendigen Gestein

ausgemeißelte Grottenstiege, rechts die bodenlose Tiefe und links die steile Felsenwand des Parallelogramms mit zwei ebenfalls künstlich eingehöhlten Kammern für den Thürhüter, der seine Station weder bei Tag noch bei Nacht verlassen durfte. Er gab uns ein dünnes Kerzenlicht in die Hand und wies uns schweigend die hohe Steintreppe hinab auf den Grottengrund. Unten kam uns Niemand entgegen, das Wachslicht erlosch und der Mond warf nur einen matten Schein in die Höhle, weil die Gebäude am Rand die Strahlen aufhielten. Wir sahen ein weißgespültes Wasserbecken und hörten den von der Höhe fallenden reichen Brunnenquell niederplätschern, gingen an der Kirche vorüber, einen freistehenden natürlichen Thorbogen hindurch und eine gedeckte Holztreppe hinauf, um etwa in die Abtei zu gelangen und Quartier zu begehren. Denn offenbar hatte man unsere Empfehlungsbriefe den Vorständen entweder nicht überantwortet, oder sie waren von den schlaftrunkenen Vätern in ihrer mönchischen Indolenz nicht gelesen worden. Man hielt uns für eine gewöhnliche Karavane pilgernder Orthodoxen aus Trapezunda und folglich keiner besondern Aufmerksamkeit werth. Meine Begleiter, obgleich nicht das erstemal in Sumelas, wußten keinen Bescheid und wir stolperten, da wir weder Abt, noch Licht, noch Aufnahme fanden, wieder im Dunkeln die Holzstiege in den Hofraum hinab, wo uns endlich ein Mönch entgegenkam. „Ist denn

gar Niemand hier, der uns ein Zimmer wiese?" Auf diese Rede eines der Begleiter sagte der Mönch ziemlich unfreundlich: „Wenn man so spät noch die Leute belästiget, hat man kein Recht zu pochen." — „Nein, nein, wir pochen nicht, wir bitten nur höflich um ein Nachtquartier." — „Das ist was Anderes; wenn ihr so redet, wird man euch gleich eine Unterkunft verschaffen." Das Wort „Franke" hätte die Sache schneller zu Ende gebracht, weil man in griechischen Klöstern mit diesem Wort gewöhnlich noch den Begriff billiger Erkenntlichkeit für den verursachten Aufwand verbindet. Die Gefährten waren zu einfältig es vorzubringen, und ich sagte keine Sylbe, weil ich die Art und Weise kennen wollte, wie sich dieses byzantinische Volk unter sich selbst behandelt. Das länglicht viereckige geräumige Zimmer, in welches man uns sogleich führte, hatte eine gewölbte Decke, einen mit Röhricht und bunten Teppichen belegten Estrichboden, einen italienischen Kamin, Ruhekissen an den Seitenwänden des erhöhten Raumes und zwei Rundfenster mit Eisengittern und Läden von demselben Metall. Vor den Fenstern und unmittelbar über der grausigen Tiefe hing ein Söller von Holz, halb in Schatten gehüllt, halb vom Mond erhellt. Bald knitterte die Flamme im Kamin, von dürrem Birnbaum genährt, und aus dem Wandschrank holte der dienende Laienbruder Matrazen hervor und legte zierlich abgenähte Decken darauf. In die Mitte hatte

er einen großen Leuchter gestellt und zugleich die Oellampe in der Nische angezündet, nachdem er vorher die eisernen Läden geschlossen hatte. Zum Nachtessen brachte er was man in Eile haben konnte: ein warmes Bohnengericht, Vegetabilien, weichen Ziegenkäse mit Honig und frische aromatische Alpenbutter von vorzüglichem Geschmacke, Brod und Wein erster Qualität. Wir fühlten uns ganz behaglich, vom Kamin strömte eine milde Wärme aus, und erquickt durch Speise und Trank dachten wir nach den Mühsalen des Tages nur an die Seligkeiten des Schlafes auf der wohlgefüllten Unterlage.

Wir hatten zum Theil schon unsere Ruhestellen eingenommen als die Zimmerthüre aufging und ein Mönch eintrat, der sich als Dolmetsch des Klosters ankündete und die Fremden begrüßen wollte. Wie wir gleich merkten, hatte der dienende Bruder aus Anzug, Accent und Redeweise bald erkannt, daß von den vier Fremden wenigstens einer kein „Romäos" sey. Der Dolmetsch oder Conventmagister sollte der Sache auf den Grund kommen, was ihm auch, ohne daß er eine direkte Frage that, in kurzer Zeit auf das Beste gelungen ist. Man sagte ihm ja bald genug, woher man komme und was man eigentlich in Sumelas suche. Er selbst war ein „Kosmogyrismenos",[1] hatte Rußland besucht und im

[1] Dies ist einer der sich in der Welt herumgetrieben.

Gefolge eines moskowitischen Knäs einen großen Theil von Europa gesehen. Doch schien er außer dem Türkischen keine fremde Sprache zu verstehen. Obwohl der Mann freundlich war und die Rede mit Leuten von einiger Weltkenntniß und Lebenserfahrung allzeit angenehm und nützlich ist, nahmen wir es doch nicht übel, daß er sich nach einer Weile empfahl und höflich grüßend das Zimmer verließ. Hiemit, glaubten wir, sollten die Prüfungen des Tages endlich geschlossen seyn; aber die Hoffnung war eitel, noch waren wir nicht zu Ende, denn die Thüre that sich wieder auf und zu unserer nicht geringen Verlegenheit traten drei Väter herein, von denen sich der eine als Abt (Igumenos) des Klosters ankündete, der andere aber, von imposanterem Wuchs und herrischem Ansehen, dem Abt mit der Bemerkung in die Rede fiel, „sie hätten gehört, es seyen „Franken in Mütze (φράγκοι μὲ τὸ φέσι) in die Grotte gekommen und sie wollten sich höflich über die Mangelhaftigkeit des ersten Empfanges entschuldigen,“ es habe da ein Irrthum obgewaltet, man habe Befehle ertheilt, daß es uns an nichts gebrechen soll, was ihre geringe Gelegenheit und ihre arme Behausung zu bieten vermöge, und sie kämen jetzt Willkomm zu sagen und den Abend in Gesellschaft und Gesprächen mit uns zuzubringen.“ Voll Schrecken über dieses mönchische Programm standen wir vom Lager auf, erwiederten den Gruß und versicherten die heiligen Väter, daß

es uns an nichts gebreche, man habe uns ja wohnlich untergebracht und kräftig bewirthet, und ihre Heiligkeiten möchten nur die unvollkommene Toilette entschuldigen, in welcher wir so vornehmen Besuch empfingen; wir hätten es uns aus Mattigkeit und gänzlicher Erschöpfung bei Zeiten bequem gemacht. Die von der geist- und ideenlosen Langweile ihres Einödelebens gepeinigten Erzpriester wollten aber auf das (vermeintliche) Vergnügen sich mit einem weit herkommenden Fremdling zu unterhalten nicht so leichten Kaufes verzichten, ließen sich an den Wandkissen in der Reihe nieder und eröffneten ohne alle Barmherzigkeit den Dialog. Aus der morgenländischen Adoration, mit welcher die Begleiter aus Trapezunt die Paschafigur begrüßten, merkte ich wohl, daß es ein Mann von bedeutendem Range sey. Es war — um den Leser nicht lange in Ungewißheit zu lassen — der griechische Bischof von Samokóvo in Bulgarien, der als Exulant seit mehreren Jahren in der Grotte lebte und eben damals die beste Aussicht hatte, entweder durch Restitution seines vorigen Sitzes oder Verleihung eines andern von gleichem Ertrage endlich die Frucht langer Unterhandlungen und bedeutender Kosten einzuernten. Wahrscheinlich sehen andächtige Leser im exilirten Bischof einen Märtyrer seines Glaubens, einen Heros unerschrockenen Bekenntnisses und hartnäckigen Festhaltens an den geistlichen Immunitäten seines Standes und seiner Kirche, ein

Opfer türkischer Brutalität und muhammedanischen Christenhasses. Ach nein! Der Bischof hatte das Fastenmandat gebrochen, hatte zum Entsetzen seiner frommen Schäflein an Mittwochen und Freitagen Fleisch gegessen, ward von seinen eigenen Leuten verrathen, vor das Patriarchat nach Stambul citirt und hauptsächlich auf Betrieb seines persönlichen Feindes, des weltlichen Oberlogotheten der „großen Kirche", seines geistlichen Paschaliks entsetzt und nach Sumelas in Kolchis verbannt, um daselbst für seine „gottlosen Frevel" Buße zu thun. Das Alles hat er freilich nicht selbst erzählt, obgleich er zu verstehen gab, daß er den ungerechten und gehässigen Manipulationen des Oberlogotheten seinen unfreiwilligen Aufenthalt in der Grotte verdanke. Ungläubiges Nichtachten der strengen Kirchenzucht scheint bei der hohen Priesterschaft des byzantinischen Bekenntnisses nicht selten zu seyn. Auf Hagion-Oros, hörten wir, mangle es an Pönitenten dieser Art so zu sagen niemals. Die Mitra mit ihren weltlichen Erträgnissen und Genüssen ist im Byzantinischen die gefährlichste Klippe des Glaubens und der Kirchenzucht. Einige behaupten sogar — was ich aber nicht so leicht annehmen möchte — in der byzantinischen Hierarchie im Allgemeinen dränge sich nach Erklimmung des obersten Gipfels priesterlichen Ehrgeizes häufig das Gefühl des Ungenügenden, des Leeren, des Nichtigen ihrer geistlichen Bestrebung und ihrer dogmatischen

Architektur mit solcher Gewalt hervor, daß feiner Sensualismus und grobkörniger Unglaube der Schule Epikurs als Normalgeistesstand des anatolischen Episkopates gelten soll. Daß man aber um jeden Preis dem Eindringen dieser epikuräischen Pest in die untern Volksklassen wehren müsse, lehrt sie der Instinkt ihres geistlichen Gewerbes, das im Orient weit mehr noch als im Abendland seine Wurzel in der Meinung des großen Haufens hat. Denn wie der große Haufe nicht mehr glaubt, daß strenges Fasten während siebenthalb Monaten des Jahres der einzige Weg zur Seligkeit ist, geht alle byzantinische Herrlichkeit in Trümmer. Sultan und Patriarch haben gleiches Interesse die alte Praxis von Byzanz aufrecht zu erhalten und dauerhaft zu befestigen. Wirklich ist hier die Kirche in ihrer äußerlichen Erscheinung nichts anderes als die Gehülfin der weltlichen Macht, d. i. des türkischen Gouvernements, um das christliche Volk einzuschläfern und in Compagnie zu verhältnißmäßigem Antheile auszubeuten. Der aller menschlichen Natur inwohnende Neid der Kleinen gegen die Großen und der Bedrängten gegen die Beglückten ist in dieser polizeilichen Ueberwachung des Episkopats der eifrigste Bundesgenosse des ökumenischen Patriarchen. Denn das gemeine Volk bildet überall die beste Controle seiner geistlichen Oberhirten, denen es nur um den Preis gemeinsamer Leiden und Entsagung ihre Geldsucht, ihre Macht und ihr insolentes Glück

verzeiht. Daher das wohlbegründete und nicht zu erschütternde Ansehen der Hagion-Oros-Mönche durch die ganze anatolische Welt, weil die guten Väter bei allem Reichthum der Gemeinde einzeln doch nur von Noth, Arbeit und Entsagung leben. Nach Körper-Constitution und Ideengang zu urtheilen, mochte man im hochwürdigsten Grotten-Exulanten freilich weit leichter einen stürmischen Bimbaschi des Sultans von Stambul, als einen demüthigen Streiter der Kirche Christi erkennen. Er ist ein Inselgrieche aus Leros und — wie er uns erzählte — noch jung auf den Episkopalthron von Samokóvo gekommen, obwohl er von beiden Landessprachen seiner Diöcese, der bulgarischen und türkischen, nicht die geringste Kenntniß hatte. Dieser Mangel ward durch vortheilhaften Wuchs mehr als aufgewogen und die Summen hatte er auch zusammengebracht, um den Pachtschilling der bulgarischen Bischofstiara zu erlegen. Er gestand uns aufrichtig die Verlegenheiten, die er in seiner doppelten Eigenschaft als oberster Seelenhirt und erste Magistratsperson einer Bevölkerung, deren Rede er nicht verstand, in der ersten Zeit seiner Amtsführung täglich empfinden mußte. Als Civilrichter und Polizeichef mußte er mit Türken im Divan und mit bulgarischen Archonten im Munizipalausschuß sitzen, ohne von den Verhandlungen und Geschäften ein Wort zu verstehen. Ehrgeiz und Herrschsucht waren aber gute Lehrmeister, und in Kurzem redete

er beide Sprachen — versteht sich in vulgärem Styl und ohne sie zu lesen und zu schreiben — mit hinlänglicher Fertigkeit, hat aber, wie es schien, dabei seine eigene großentheils vergessen. Beinahe in jedem Satz war ein türkischer Terminus mit griechischer Declination eingeflochten. Samokóvo, sagte er, liege an der Steilseite eines tiefen Bergkessels seitwärts von der großen Heerstraße zwischen Philippopolis und Sophia; die Stadt sey gepflastert, wasserreich und mehrere Bäche laufen vom Gebirge herab durch die einzelnen »*Μαχάλλια καὶ πας ρεύουν τὰ σωκάκια*,« d. i. durch einzelne Stadtviertel und reinigen die Gassen.[1] Auch die Eisenschmelzen, den Metallreichthum, die Betriebsamkeit und besonders den religiösen Sinn seiner bulgarischen Samokóvo-Schäflein rühmte und pries er an, aber nicht ohne Beklommenheit über den Verlust der „reichen Geschenke und Gaben", durch welche sie bei Gelegenheit der Feste und geistlichen Visiten des Oberhirten ihre Frömmigkeit und Gottesfurcht bewährten. Die Langweile des trägen engen Grottenlebens drückte den Mann mit doppeltem Gewicht, da er zu weltlicher Rührsamkeit, zu That und Herrschaft wie geboren schien. „Auch habe er bereits über zweitausend Grusch (über 200 Gulden Münze) an Briefgeld und Botenlohn nach Trabesunda und Konstantinopel ausgelegt, um seine Feinde zu

[1] Mahalle heißt im Türkischen das Viertel und Sokak die Gasse.

versöhnen, um seinen türkischen Patron in Bewegung zu setzen und endlich Freiheit und geistliches Regiment wieder zu erhalten.“ Man kann wohl denken, daß es auch an Fragen über unsere Zustände, über religiöse Verhältnisse, und besonders über den Geschäfts- und Wirkungskreis unserer Hohenpriester nicht gebrach. Die Gelegenheit war gar zu schön, auf Kosten griechischer Episkopal-Ignoranz und weltlicher Geschäftigkeit die Tugenden unserer lateinischen Kirchenfürsten anzupreisen, ihr profundes Wissen, ihren heiligen Wandel, ihre Verachtung irdischen Pompes, ihr versöhnliches Wesen und besonders ihren Abscheu gegen jegliches Einmengen und Uebergreifen in weltliche und mit dem Seelenheil nicht unmittelbar zusammenhängende Dinge ins glänzendste Licht zu stellen. Der Mann sah mich ganz verwundert, ja etwas ungläubig an und fragte am Ende, ob bei den Franken die Bischöfe wirklich am weltlichen Regimente, z. B. an Handhabung der Straßenpolizei, an Schlichtung von Prozessen, an Einregistrirung von Kauf und Verkauf, besonders aber bei Umlegung, Einhebung, Verrechnung und Ablieferung der Steuern an die öffentlichen Kassen keinen Antheil nehmen und nicht mit den Großen des Landes Divan halten? Auf die Verneinung aller dieser Fragen meinte er, um das Leben eines lateinischen Episkopus müsse es etwas Trübseliges und höchst Langweiliges seyn, da er nicht wüßte wie man an ihrer Stelle den langen

Tag herumzubringen vermöge. — „Gebet, Kasteiung und geistliche Sorgen für Aufrechthaltung der von beständigen Gefahren bedrohten Orthodoxie sammt Abwendung himmlischer Strafgerichte vom sündhaften Frankistan seyen bei reichlichem und gesichertem Einkommen für die Enthebung von weltlichen Geschäften voller Ersatz." Nur konnte der Bischof von Samokóvo so wenig als irgend ein anderer byzantinischer Christ diese Scheidung der Kirche vom weltlichen Polizeistaat begreifen. „Wie man denn eigentlich praktisch in zwei Gewalten trennen könne, was dem großen Haufen gegenüber doch ein und dasselbe Interesse zu verfechten habe, und ob denn nicht die Macht eine ungetheilte seyn müsse?" Uebrigens habe er schon zu Samokóvo von Leuten seiner Diöcese, die des Handels wegen in Deutschland waren, öfter gehört, daß es im Frankenland von Philosophen wimmle, einem „pestilenzialischen Geschlechte," das durch seine Hirngespinnste die Menschen bethöre und zuletzt die Dinge noch so weit treibe, daß Niemand mehr etwas glaube und Niemand mehr etwas an die Kirche bezahlen wolle. Denken und Ruhe, meinte er, können neben einander nicht bestehen. In den Ländern der Orthodoxen des Orients sey in diesem Punkte lange schon Alles geordnet und keine weitere Discussion geduldet. Daß man aber uns Franken diesen Denk- und Syllogismusteufel noch nicht ausgetrieben habe, sey offenbar die Folge der beiden getrennten und

Separat-Interessen verfolgenden Gewalten." Etwas aufgeregt durch diese Wendung des Gespräches, versuchte ich in Kürze den Bildungsgang des Occidents politisch und kirchlich im Gegensatze mit der Geschichte des byzantinischen Reiches auseinanderzusetzen, glaube aber nicht, daß der Stockbyzantiner viel davon begriffen habe. Mit unserem Schul- und Kunstgalimatias wäre bei Leuten ohne geistige Palästra, ohne Studium, Lectüre und Wissenschaft ohnehin nichts auszurichten. Doch kamen diesen Abend und den folgenden eine Menge neuer Ideen über den Occident in die Grotte von Sumelas. Der Klosterabt sagte so wenig als des Bischofs Diakon ein Wort, beide hörten dem Colloquium schweigend zu. Erst um Mitternacht merkte der gute Prälat, daß seinen Interlocutor der Schlaf übermanne und endlich die armen Fremdlinge vielleicht der Ruhe bedürfen. Sie entschuldigten ihren langen Besuch und gingen mit freundlichem Gruße zur Thüre hinaus und in ihre Zellen zurück.

Nach vier Stunden des süßesten Schlummers kam der unbarmherzige Laienbruder schon wieder und weckte uns in den Gottesdienst: „wir möchten nur schnell aufstehen, die Liturgie beginne schon." Meine Begleiter, die eifrigen Christen, erhoben sich augenblicklich, ich zögerte aber bis zur dritten Mahnung und kam endlich auch in die Kapelle, wo man schon seit länger als einer Stunde psalmodirte. Andacht,

ich gestehe es aufrichtig, trieb mich damals nicht vom Lager; ich ging hauptsächlich aus Furcht, die Grottenleute möchten mich für einen „Philosophen", d. i. freidenkerischen Verächter ihrer wunderbaren Panagia halten und mir dann in mönchischer Tücke den Zutritt zu den literarischen Schätzen verweigern. Um es nur frei zu gestehen, wir Franken gelten in der Levante, bei Muhammedanern nicht weniger, wie bei den griechischen Christen, für Leute ohne allen religiösen Glauben und besonders von höchst unreinen schmutzigen Sitten. Um diese falsche Ansicht möglichst zu widerlegen, hielt ich gläubig bis zum Ende aus und steckte sogar nach griechischem Brauch ein Paar Dünnlichter an, wofür aber statt zwei Para deren hundertzwanzig (drei Grusch oder sechs Silbergroschen) in blanker Münze auf den Teller fielen und den geldgierigen Mönchen bedeutende Gluthen innerer Andacht verriethen. Handel und Gottesdienst gehen im Byzantinischen, wie man weiß, immer Hand in Hand. Es war heller Tag, wie wir aus dem dumpfen von unzähligen Lichtern erhellten Grottentempel traten, dessen Form und Bau wir jetzt nur im Vorbeigehen mit einem Blick übersehen konnten. Wir mußten vorerst dem Abt und dem Bischof unsern Besuch abstatten und das gestern Abend nur oberflächlich berührte Petitum in bester Form vor dem Ausschuß der heiligen Gemeinde stellen. Man präsentirte Raki, Kaffee und Süßigkeiten, entschuldigte sich aber voraus

über den Mangel an Büchern, Handschriften und Goldbullen; „es möge früher an dergleichen Dingen größerer Ueberfluß gewesen seyn, aber in zweimaliger Einäscherung des Klosters sey bis auf unbedeutende Reste Alles zu Grunde gegangen und namentlich von den Goldbullen nur eine, allerdings die wichtigste mit dem Rechtstitel ihrer Besitzungen und Privilegien erhalten worden. Die Bücher und Handschriften seyen in einer Felsenkammer ober dem Tempeldach aufbewahrt, und es stehe ihrer Durchsicht kein Hinderniß entgegen; die Goldbulle aber sey im Innern der Kapelle selbst hinterlegt und dürfe ohne Zustimmung des Gemeinderathes weder hervorgeholt noch Jemanden gewiesen werden. Er sehe zwar nicht ein, was mir die Ansicht des besagten Dokuments nützen könne und wie man überhaupt solcher Dinge wegen so weite Reisen unternehmen möge. Indessen wolle er unser Begehren der eben einberufenen Versammlung vorlegen, wir möchten nur in der Zwischenzeit das Kloster und die Kirche näher besehen und man werde uns das Conclusum später zu wissen thun." Wie man sieht, haben zweistündige Morgenandacht und die hundertzwanzig Para des Opfertellers unserer Sache keinen besondern Vorschub geleistet. Obgleich im Schreiben des ersten Archonten ausdrücklich stand: *μὴν ὑποπτεύεσθε*, „habet keinen Verdacht", schien das Verlangen ihren Hauptbesitztitel einzusehen doch eben so indiscret als gefährlich.

Kolchischen Ignoranten den wissenschaftlichen Gebrauch einer alten Urkunde begreiflich zu machen, war vergebliches Bemühen. „Von solchen Dingen nicht reden", meinten sie, „wäre immer am sichersten."

Der Bischof empfing uns mit denselben Ehren wie der Abt und wollte uns in Person als Führer dienen, um die Merkwürdigkeiten des Grottentempels zu erklären. Die Wohnung des heiligen Despoten hatte etwas Idyllenhaftes. Man gab ihm das obere Stockwerk des Hauptgebäudes unmittelbar über den Zimmern des Abts, eine holzgetäfelte Wohnstube mit zwei Alkoven für sich und ein kleineres Zimmer mit eigenem Eingang für den Diakon. Die Fronte mit den Fenstern sah in die Tiefe hinab und ein Holzsöller lief auf drei Seiten an Thür und Fensterbogen vorüber um den Bau herum, wie unterhalb vor der Wohnung des Igumenos. Ein Oratorium am Seitenende fehlte natürlich nicht, Alles von leichtem Fachwerk und mit Nußbaumholz bekleidet. Ueber die Söller springt das Dach hervor, auf dünne Säulen gestützt zum Schirm wider Regen und Sonnenstrahl. Hier ist Schatten und Kühlung den ganzen Tag. Wie die abendlichen Lüfte fächeln! Wie tief unten der Pyrites weiß schäumend über die buschigen Klippen fällt und die Cascadenbäche gegenüber im Sonnengold von der laubbewaldeten Bergwand niederrauschen! Wer empfindsam ist und die Einsamkeit ertragen kann, müßte hier zufrieden und glücklich

seyn. Wie gerne hätte aber der Bischof von Samokovo diese wundervollen Scenen einer ewig frischen Natur, diese Sturzbäche und Rhododendronblüthen um das Gezänke einer gräco-türkischen Munizipalberathung hingegeben!

Wenn der Leser unter dem Ausdruck „Grotte, Höhle" eine in Krümmungen und Wendungen tief in die Felsenwand hineindringende Vertiefung versteht, wäre die Vorstellung des Sumelasklosters eine irrige. Es ist vielmehr eine Nische oder Felsenblende in kolossalem Maße von vierzig bis fünfzig Fuß Höhe, etwa hundertzwanzig Fuß Länge, mit wandartig gemeißeltem Hintergrund und nirgends über sechsunddreißig Fuß Tiefe. Auch das stolze und kraftvolle Mauerwerk der Hagion-Orosklöster ist hier nicht zu sehen: auf Steinterrassen und gewölbten Grundzimmern hat man ohne Plan und Ordnung hölzerne Bauernstuben mit Schindeldach und Söllern über der Tiefe aufgerichtet, nach Ungleichheit der Grottenkante, die einen hoch, die anderen tief und durch Holzstiegen oder Steintreppen und einen im Felsen gehauenen Thorweg mit einander verbunden. Von der lebendigen Höhlendecke sickert Quellwasser langsam, aber perenn in ein Marmorbecken herab, zur Noth für den Gebrauch der heiligen Gemeinde hinlänglich und außer Bereich feindlicher Gewalt. In der neuesten Zeit hat aber die Wohlthätigkeit eines Bürgers von Trapezunt eine reiche Alpenquelle

künstlich in die Grotte hineingeleitet und durch das abfließende Wasser eine neue Katarakte in langem Silberfaden über den Abgrund gebildet. Wie bei den nubischen Felsentempeln bildet eine in die Wand des Hintergrundes hineingemeißelte viereckige Höhlung das Schiff der Klosterkirche, an der man nur die Apsis (das Halbrund des Presbyteriums) mit einem kleinen Kuppelthürmchen künstlich angebaut, so daß die Andächtigen das Antlitz nicht dem Innern der Nische, wie zu Ybsambol, sondern der Mündung und der gegenüberliegenden Bergwand zuwenden und die Sonne durch das matte Glas der byzantinischen Fenster bricht. Das Innere des Schiffes ist auch bei hellem Tage ohne künstliche Beleuchtung dunkel, und die alten Fresken auf der rauchigen staubkrustigen Tempelwand, im zierlichen Styl des vierzehnten Jahrhunderts (1360 n. Chr.) ausgeführt, waren den frommen Vätern selbst eine Neuigkeit; wir haben sie bei dieser Gelegenheit zuerst entdeckt. Alexius III., sein Sohn Manuel III. und der im Frauenkloster Theoskepastos begrabene Bastard Andronicus sind als Wohlthäter und Restauratoren zierlich und mit Inschriften zur Seite, in Lebensgröße und mit lebendigen Farben dargestellt.[1] Wenn die Abbildung des Höhlenklosters neben dem Bilde

[1] Die groteske Dankbarkeit damaliger Mönche ließ den frühverstorbenen Bastard gegen den Wortlaut der Chronik als Imperator im kaiserlichen Diademe glänzen.

Manuels seinem damaligen Zustande wirklich gleicht, war es freilich prachtvoller als gegenwärtig. Der Bischof verlor über das lange Verweilen bei den trapezuntischen Fresken die Geduld und meinte, wenn ich solche Dinge liebe, könne er mir Besseres zeigen: das vom Evangelisten Sanct Lukas eigenhändig gemalte Conterfei der Panagia und den Cyclus neutestamentarischer Darstellungen auf der Außenseite des Halbrundes. Letztere waren ein ekelhaftes rohes Gepinsel dürrer Byzantiner Heiligen und des struppigen abgemagerten Salvators in cappadocischem Kirchenstyl, widerlich und peinlich anzusehen. Der Anblick dieser Fratzen und die langen Auslegungen des Bischofs waren gleich unerträglich, und ich bat, er möge uns doch endlich zum wunderwirkenden Conterfei der Panagia bringen. Man brannte zwei neue Lichter an und holte das Bild aus dem Adyton hervor. Ich erschrack nicht wenig über Sanct Lukas' Künstlertalent. Ein byzantinisches Farbengekleckse auf Holz, im gewöhnlichen Mönchsstyl, ungefähr eine Spanne hoch und durch die unzähligen Huldigungen der Andächtigen, fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt, würde, mit Verlaub zu sagen, bei unsern Kunstrichtern nicht ohne große Mühe, als Produkt der schönen Zeit griechischen Geschmackes gelten. „Hierin", meinten die Mönche, „liege aber der stärkste Beweis für die Aechtheit des Werkes und sein hohes Alterthum." Eine silberne Einfassung in getriebener Arbeit, von

einem trapezuntischen Meister des siebzehnten Jahrhunderts verfertigt, schmückt das Palladium von Sumela. Man kann wohl denken, daß wir uns in Gegenwart der Mönche weder laute Zweifel, noch sonst eine unschickliche Bemerkung über das Bild erlaubten. Die Grotte lebt ja vom Kredit dieses Gemäldes, eigentlich der „Heuschrecken-Madonna" zum Schutz der umliegenden Landschaften Anatoliens wider das gefährliche Insekt, aber auch der Helferin wider Fieber, Unfruchtbarkeit und Noth und Bedrängnisse aller Art für Christen und Muhammedaner ohne Unterschied. Aus ganz Kolchis, aus Paphlagonien, Cappadocien und Armenien kommen Pilger, oft in Karavanen, zur Mirjem-ana (Mutter Maria) im Gebirge, beten an und bringen Opfer dar. Wir selbst sahen am zweiten Morgen, wie drei türkische Weiber aus dem zwölf Stunden entlegenen Baiburd, von ihren Anverwandten begleitet, tief verhüllt beim Frühgottesdienst vor dem Ikonostasium der Klosterkirche auf dem Boden saßen, um in ihrem Anliegen unter Beistand der psallirenden Mönche die Fürsprache der Mirjem-ana beim Herrn des Weltalls zu erlangen. Während der geheimnißvollen Verwandlung der Substanzen und während der Prozession des Sakramentes, wurden die „Ungläubigen" jedesmal durch einen Mönch hinausgeführt, das Evangelium aber ward noch besonders, und zwar im feierlichsten Accent, zwischen zwei brennenden Wachskerzen über den Häuptern der

sitzenden Muhammedanerinnen abgelesen. Der Bischof glaubte aber zu bemerken, daß die türkischen Weiber, ihrer Verhüllung und ihrer Nöthen ungeachtet, gar zu aufmerksam nach den derben Klosterbrüdern schielten, und rief ihnen mitten unter der feierlichen Handlung mit strafenden Worten laut vom Sitze herüber: „Schlaget die Augen nieder! Schauet nicht die Männer an!"

Von den sechzig durch Sanct Lukas gemalten Bildern der seligsten Jungfrau sind nach dem frommen Glauben der morgenländischen Kirche nur drei Originale bis auf unsere Zeit gekommen, aber natürlicher Weise alle drei auf dem Gebiete der griechischen Orthodoxen aufbewahrt. Das erste und berühmteste wird im großen Höhlenkloster (*Μέγα Σπήλαιον*) auf Morea gezeigt, Kloster Kykkos auf Cypern hat das zweite, das dritte aber und zwar die Lieblingsarbeit, die der heilige Maler auf seinem irdischen Wandel beständig mit sich herumtrug, ist eben die wundervolle „Heuschrecken-Madonna" von Sumelas, der luftigen und schönen Einöde des kolchischen Amarantenwaldes. Die Legende erzählt ausführlich, wie dieses kostbare Ueberbleibsel aus der ersten Zeit des Christenthums durch besondere Fügung Gottes allen Zufällen glücklich entrann, wie es nach St. Lukas Hinscheiden zu Theben in Böotien von seinen Erben nach Athen gebracht und daselbst bis zum vollständigen Siege des Christenthums unter Theodosius nicht ohne viele und bedeutende Mirakel in einem besonderen Gotteshause

hinterlegt und von der gläubigen Gemeinde der Theseusstadt als der kräftigste Talisman gelobt und gepriesen wurde. Aber um die Zeit des benannten Imperators verließ das Bild ohne menschliches Zuthun seine Tempelwohnung an der Akropolis und wanderte, von Engeln getragen, durch die Wolkenhöhe morgenwärts bis in die liebliche Waldeinsamkeit ober Trapezunt, hatte aber vorher zwei fromme Jünglinge, Sophronios und Barnabas von Athen zu gleicher Wanderschaft nach Kolchis eingeladen. Mystischem Zuge folgend entdeckten die beiden Athenäer an den Quellen des Pyrites, mitten unter Laubwald und Wasserfällen, ferne von aller menschlichen Wohnung, die hohe Felsengrotte und auf einem Steine ruhend das entflohene Bild. Die Grotte ward erweitert, eine Kapelle hineingebaut und Hütten errichtet für die beiden Einsiedler aus Athen. Das war, sagt die Legende, der Anfang des Höhlenklosters der Panagia von Sumelas, das bald an Größe, Reichthum und Mirakeln wuchs. Keine Gegend in der Welt eignet sich aber auch besser zu einer Wallfahrtsstätte und zu gläubiger Stimmung des Gemüthes, als diese ewiggrüne und zaubervolle Wildniß am kolchischen Melasberge.[1]

[1] *Τὸ ὄρος τοῦ Μελᾶ.* Sonderbar genug heißt das innerste Gebirge im Sellrainthale in Tirol ebenfalls Melas. Die beiden ohne Unterschied gebrauchten Formen Melas und Sumelas entsprechen dem Doppelnamen Meru und Sumeru des indischen Götterberges.

Indessen sind, wie der verständige Leser wohl selbst merkt, diese Nachrichten über erste Begründung und frühere Schicksale des Höhlenklosters nur unbeglaubigte Sagen und fabelhafter Legendenkram. Zuverlässiges beginnt erst um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Vorher war es der festen Lage ungeachtet öfter feindlicher Gewalt erlegen, verbrannt, Generationen lang verlassen, bald durch Privatwohlthäter, bald auf gemeine Kosten des byzantinischen Lokalregiments in Trapezus wieder hergestellt, bis es endlich durch den frommen Großcomnen Alexius III. (1360) gleichsam von neuem aufgebaut, finanziell gemehrt und in Rechten und Besitz legal und bleibend geordnet wurde. Das Wunderbild hatte unter diesen Umständen freilich auch seine Schicksale. Im zwölften Jahrhundert brachen die Turkmanen ein, verbrannten Gotteshaus und Kloster und wollten vor Allem St. Lukas Pinselwerk vernichten. Sie warfen es ins Feuer, aber wie es in solchen Fällen allzeit geschehen ist, das Feuer brannte nicht; sie zerhackten es, konnten es aber nicht zerstören; nur zeigte mir der Bischof noch die Wunde von der turkmanischen Streitaxt im Gesichte des Bildes; zuletzt warfen sie es ins Wasser (natürlich in den Pyrites), aber das Wasser trug es nicht fort und am Ende haben es fromme Leute wieder herausgezogen und von neuem in die Grotte gebracht, wo es alle Stürme Anatoliens überlebend jetzt noch in Nöthen der benachbarten Völkerstämme

hülfreich wirkt und durch ungeschwächten Kredit neben der Fülle geistlicher Gnaden den Mönchen gutes Gewerbe und reichliche Nahrung schafft. Allein die Grottenleute in ihrem frommen und verständigen Sinn begnügen sich nicht mit segenvoller Beglückung von Kolchis und ihrer nächsten Umgebung, sie möchten auch den entferntesten Völkern anatolischen Bekenntnisses ohne Kosten und Mühe langer Pilgerschaft zum vollen Genusse der mystischen Schätze verhelfen. Klosterbrüder, mit rohen Kopien des Mirakelbildes versehen, betteln und streifen durch ganz Kleinasien, durch Rußland und die Donaufürstenthümer, um geistliche Sumelasgnaden gegen klingende Münze einzutauschen. Ein solcher Geldmönch ward einige Jahre vor meiner Ankunft zu Cäsarea in Cappadocien ermordet und ausgeplündert: der Mann hatte 40,000 türkische Grusch (10,000 Franks) zusammengebracht und wollte nun die reiche Ernte durch Anatolien bettelnd in die gottgesegnete Höhle bringen. Den größeren Theil des geraubten Gutes erhielt man nach langen Unterhandlungen, während meines Aufenthaltes in Trapezunt zurück.

Ungleich weniger Profit als St. Lukas Malerei, gewährt ein Stück Holz vom Kreuze Christi. Dieses kostbare Ueberbleibsel hat der Großcomnen Manuel III. (1390—1420) aus der kaiserlichen Schatzkammer nach Sumela geschenkt, wie auf dem Silberschrein der Einfassung in sechs jambischen Trimetern ge-

schrieben steht. Jeden ersten Monatstag wird mit diesem gesegneten Holze Wasser geweiht und gegen mäßige Vergütung an die Gläubigen überlassen, vertheilt oder ausgesprengt.

Nach dieser Musterung der geistlichen Schätze und der Lage des Klosters im Allgemeinen, gingen wir mit dem Bischofe in seine Wohnung hinauf, in welcher bald nachher der Abt in Gesellschaft zweier Mönche mit der Goldbulle Alexius III. erschien. „Da sey nun der schwarz, roth und blau überschriebene Fetzen, dem zu Liebe ich so weit hergekommen sey und so viel Geld versplittert habe!" Es war das erste Dokument dieser Art, welches mir je zu Gesicht gekommen, und die Väter konnten die Hast nicht begreifen, mit der ich es aufrollte, die sechs Zoll hohen Porträte des Imperators und seiner Gemahlin Theodora, in schönster Farbenpracht, mit Diadem und Purpurkleid, betrachtete und den in kalligraphischen Schnörkeleien wunderbar verschlungenen Text zu lesen versuchte. Die Rolle bestand aus Seidenpapier und hatte etwas über einen Fuß in der Breite, aber achtzehn bis zwanzig Fuß in der Länge. Die beweglichen Goldsiegel unterhalb der fürstlichen Bilder waren, man weiß nicht seit wann, verschwunden, zwischen den Zeilen weite Räume und die Accente besonders lang und deutlich ausgedrückt. Und doch hatte die Lesung solche Schwierigkeiten, daß zum Entziffern und Kopiren der Satzbildungen oder Zeilen

der Bulle, wohl fünf bis sechs Tage nöthig schienen. Zum Glück lag aber eine von den vier Patriarchen des Orients und anderen Kirchenfürsten eigenhändig beglaubigte Doppelkopie in gewöhnlicher Cursivschrift bei; aber die Mönche gönnten kaum die Zeit, den Inhalt nur flüchtig durchzusehen, und wie ich erst noch Miene machte, die vidimirte Kopie mit dem Original zu vergleichen, verloren sie beinahe die Geduld und wurden am Ende noch anzüglich über die „sonderbaren Launen der Franken", die auf solche alte Papiere unverhältnißmäßigen Werth legen. Ich gab dem Abt die Bulle zurück und sagte ganz ruhig, aber auf türkisch: ***Kara basch ne söjlersin senün aklün dairesinden tschikti firenk semtlerinde bu schei hem ekmek hem ikram verir***,[1] d. i. „Mönch, was redest du? Du bist nicht recht bei Trost! In den Frankenländern verschaffen uns solche Dinge Brod und Ehren." Eine leichte Röthe flog dem Abt über das Gesicht und die Sitzung hatte für diesmal ein Ende. „Nachmittag wolle er mich in die Bücherkammer führen." Die erste Neugierde war befriedigt, aber weiter noch nichts gewonnen und voraussichtlich bedurfte es neuer Instanzen und verlängerten Aufenthalts in der Grotte, bis die tückischen, rohen und von allerlei Verdachtsgründen bethörten Mönche eine

[1] Wörtlich übersetzt würde der erste Satz folgender Weise lauten: „Schwarzkopf, was redest du? dein Verstand ist aus seinem Ringe hinausgesprungen."

Abschrift ihrer Goldbulle zu nehmen erlaubten. Wir beriethen uns gemeinschaftlich über die Mittel, die faulen und böswilligen Schwarzköpfe zu unseren Gunsten zu stimmen, hatten aber nur geringe Hoffnung. Eine Verhandlung über den wichtigsten Gegenstand der Staatspolitik mit dem Pfortenministerium zu Stambol erfordert kaum größeren Aufwand von Geduld und Kunst als unsere jämmerliche Angelegenheit in Sumelas, weil die morgenländische Procedur im Kleinen wie im Großen auf derselben Maxime beruht: Absolute Unthätigkeit und unbedingtes Verneinen jedes Petitums. Diese Kunst versteht hier Jedermann, und der Europäer mit seiner Hast, seinem enthusiastischen Erfassen eines Gedankens, seiner civilisirten Eitelkeit und seinem Gemüthe ist unter diesen Leuten allenthalben im Nachtheil. Indessen meldeten wir uns nach der Mönchssiesta in der Abtei, fanden aber den Vorhang vor der Thür herabgelassen, zum Zeichen, daß der Igumenos noch schlafe. Erst das drittemal war das Velum aufgerollt und ließ uns der Kammerdiener ein, aber es dauerte lange bis wir den gähnenden Abt in Bewegung brachten. In der Steinwand neben der Kapelle, etwa zwölf Fuß über der Grundfläche, ist eine geräumige Kammer künstlich ausgehöhlt, fensterlos und nur mit einer eisenbeschlagenen Thüre verschlossen, zu der man auf einer tragbaren Leiter hinaufsteigt. Hier war die Klosterbibliothek. Erst oben auf der

Leiter bemerkte der Abt, daß er in der Schlaftrunkenheit den Schlüssel vergessen hatte; er wendete sich um und warf uns einen Blick zu, der vernehmlich sagte: Seht nur, welche Last ich euretwegen habe. Zugleich befahl er in stummer Geberde einem vorübergehenden Klosterbruder den Schlüssel zu bringen, sagte aber in der Zwischenzeit selbst auf unsere höflichste Entschuldigung kein Wort. Wir wollten aber nun einmal fein und diplomatisch seyn und ertrugen das rohe Benehmen des kolchischen Mönches mit Resignation. Wie die Thüre offen war, setzte er sich verdrießlich auf die hölzerne Truhe mitten in der Kammer und sah schweigend zu, wie wir von den zerstreut auf dem Boden herumliegenden Handschriften eine nach der andern aufhoben und wieder auf die Seite legten. Im Ganzen zählten wir nahe an zweihundert Bände, größtentheils Druckschriften aus Europa, für uns ohne Werth; aber auch die wenigen Manuscripte waren nicht von Belang, und von historischen Compositionen aus der Kaiserzeit, um die es uns hauptsächlich zu thun war, überall keine Spur. Unwillen, Verdruß und Reue über vergebliche Arbeit und verlorne Mühe, hätten beinahe das Gleichgewicht deutschen Phlegmas gestört. „Lebt ihr denn ganz und gar nur wie die vierfüßigen Thiere in Mastung und Gebrüll, ohne alle Neugierde, ohne alle Forschung was früher war und welche Schicksale eure Grotte und das weiland christliche Land der Trapezuntier

hatte?" Der Abt nahm diese Frage gar nicht übel, öffnete die Truhe, hob eine ungebundene Druckschrift in Quarto heraus und gab sie mir als Xenium mit der Bemerkung, hier sey Alles beisammen, was man von alten Zeiten her und aus jetzt nicht mehr vorfindigen Codices über das trapezuntische Reich und das heilige Kloster wisse. Voll Neugierde was etwa der Inhalt sey, machten wir der fruchtlosen Bücherschau ein Ende und begleiteten den Abt in seine Wohnung, um dann allein und ungestört die Kunst sumeliotischer Historiographie zu untersuchen. Die Analyse dieses vor etwa siebzig Jahren, zum Gebrauch der Brüder verfaßten Kirchen- und Wallfahrtsbuches, gehört nicht hieher. Nur war es eine höchst angenehme Ueberraschung darin den correkten und von einem Athosmönch mit großer Sorgfalt veranstalteten Abdruck der langen Goldbulle zu finden, von deren Original uns der Unverstand der Grottenleute kaum eine flüchtige Durchsicht gestatten wollte. In der Hauptsache war es so viel, als wenn wir die Urschrift selbst abgeschrieben hätten — eine wesentliche Förderung unserer Zwecke — ohne der zerstreuten Notizen, Citate und Sittenzüge der mönchischen Compilation zu gedenken. Längerer Aufenthalt schien jetzt nutzlos und wir beschlossen am andern Morgen nach dem Gottesdienst die Grotte zu verlassen und mit unserer Beute und unseren Erinnerungen wieder nach Trapezunt zurück zu reiten. Schon um Mittag

waren feuchte Nebeldünste vom schwarzen Meere her in die Berge gezogen und hatten sich regenträufelnd über die Schlucht gelegt. Mit dem Lichte war zugleich ein großer Theil des Waldzaubers verschwunden, und was uns am Morgen noch so reizend schien, flößte uns Abends die tiefste Schwermuth ein. Die kalte Atmosphäre, die Bergenge und selbst der fahle naßgrüne Tagesschimmer gaben jetzt der Klosternische etwas Unheimliches und Gemüthbedrückendes. Ja das Loos eines europäisch gesitteten Menschen, in diese Oede und besonders unter diese Menschen verbannt zu seyn, schien uns — o des wankelmüthigen Sinnes — nur mit den Qualen des gefesselten Prometheus zu vergleichen! Wir glaubten uns wirklich an das Ende der Welt, in das unwirthliche Felsengeklüfte des scythischen Kaukasus verbannt.

Χθονὸς μὲν εἰς τηλουρὸν ἥκομεν πέδον
Σκύθην ἐς οἶμον, ἄβατον εἰς ἐρημίαν.

Aber mehr noch als die Oede und die frostigen Lüfte flößten uns die Bewohner der Höhle und ihr unhospitaler Sinn peinliche Empfindungen ein. Die Mönche von Sumela stehen eben so weit in der Großartigkeit der äußern Erscheinung als in der Menschenfreundlichkeit, im feinen Ton und besonders in der strengen Zucht und im sittlichen Anstande hinter den Hagion-Oros-Vätern zurück. Sumelas ist ein freies Kloster mit jährlicher Vorstandswahl und — wie es scheint — mit wenig geordneter und laxer Disciplin.

Ein Wort des exilirten Bischofs, das man im Orient ohne Arges zu denken in bester Gesellschaft spricht, bei uns aber mit Schicklichkeit nicht übersetzen darf, beschrieb deutlich genug, wie diese kolchischen Waldbrüder und Küster der engelreinen Panagia das Einsiedlerleben am Pyrites verstehen.

„Es ist wahr," sagte der derbe Despotis, „diese Mönche essen keine gekochten Fleischspeisen, ἀμμὰ τρῶνε κρέας ἄφητον." — Das ist ächt anatolisch orthodoxer Tempelwitz!

Zu meiner Zeit waren gegen dreißig Brüder eingeschrieben, großentheils aus den Provinzen Chaldia, Cheriane und den umliegenden Hochthälern der alten Makronen gebürtig, Leute mit viereckigem Mund, viereckigem Kinn und knochigem grazienlosem Körperbau ohne alle Amönität des Geistes; ungehobeltes Volk einer großen Bauernwirthschaft, das sich nicht einmal in der Kleidung vom gemeinen Haufen unterschied. Die Wenigsten trugen ihre obligate schwarze Mörsermütze und den faltigen Ueberwurf; das rothe Fes, die weiße Filzkappe der Turkmanen mit schwarzem Turban, weite Pantalons aus farbigem Zeug und eine Art Paletotsack aus blauem Tuch nach Geschmack und Vermögen, aber unsauber und grindig, sahen wir selbst beim Gottesdienst. Eine sogenannte Trapeza oder gemeinschaftlicher Speisesaal wenigstens für feierliche Gelegenheiten, besteht auf Sumelas nicht, jeder lebt für sich, ißt auf seiner Stube,

oft zwei, drei in gemeinschaftlicher Oekonomie, sehen sich nur im Rathszimmer und am Psalmenchor. Aber wie? denkt hier etwa ein frommer Leser, gibt es denn an diesen Dienern Gottes und der Panagia von Sumelas gar nichts Gutes anzurühmen? Sollen wir immer nur von ihrer Ungeschliffenheit, Ungastlichkeit und Unwissenheit, von ihren Tücken, ihrer Unempfindlichkeit für die Naturschönheiten der Waldöde, ihrem Mangel an Einheit, Disciplin und Sitten hören? — Ach nein! Wir sind nicht parteiisch, wir sehen auch das Gute und bekennen gerne, daß die Sumelaväter — sey es Frucht der Uebung oder der Alpenlüfte — insgesammt vortreffliche Lungen haben. Ein Mönch, noch jung, lang, hager und mit einem täuschenden Fuchsgesicht, wiederholte beim Frühgottesdienst — wir zählten genau — zwanzigmal ohne Athem zu schöpfen oder abzusetzen sein Kyrie eleyson. Wo hätten lateinische Mönchslungen des Occidents auch bei aller Nachhaltigkeit und Anfeuchtung solche Energie?

Die zweite Nacht war erquickender und ungestörter als die erste, weil der Reiz der Neuheit beiderseits gesättigt und wir insbesondere mit den Früchten der Pilgerschaft nicht ganz unzufrieden waren. Am dritten Tage früh nach dem Offizium begrüßten wir den Abt und den Bischof, vertheilten für die sehr mäßige Bewirthung auch sehr mäßige Geschenke und verließen noch vor sieben Uhr die Grotte mit etwas

veränderten Gesinnungen als wir gekommen waren. Noch ein Tag länger hätte den Krieg gebracht; beide Parteien waren gespannt, und der Franke mit dem Byzantiner kann ohne Selbstverläugnung nur kurze Zeit in Frieden leben. Die eiserne Pforte schloß sich hinter uns und wir eilten fröhlichen Muthes über die Baumstiege zur St. Barbara-Kapelle und den Stallungen herab, wo wir die Agogiaten mit den noch immer erschöpften Pferden fanden. In zwanzig Minuten raschen Ganges auf schön gebahntem Pfade durchs Haselgebüsch waren wir wieder an der Brücke des Pyrites, wo uns ein andächtiger Client noch einmal das Bild der Panagia Hodegetria gegen kleinen Lohn zum Abschied entgegenhielt. Die Sonne rang mit den wässerigen Pontusnebeln, wir aber blickten aus der Tiefe noch einmal hinauf zur romantischen Klause in der Felsenwand und ritten voll Gedanken über den uns Europäern überall feindseligen Genius von Byzanz auf dem vorigen Wege nach Trapezunt zurück.

V.

Küstenfahrt nach Kerasunt.

Das melancholische *Colchicum autumnale* — die Herbstzeitlose mit der Safranblüthe — und der Spätflor der gelben Amaryllis am Strandriff bei Calanoma mahnten nicht weniger dringend als die ausgedorrten Maisstengel und die herbstlichfahlen Blätter der Gartenbäume an den flüchtigen Sommer, an das Herannahen der Pontusstürme und an die Nothwendigkeit der Heimkehr in das Winterlager am Bosporus. Zwei volle Monate waren seit meiner Ankunft in Kolchis vergangen; ich hatte die Hauptstadt und ihre nächste Umgebung mit einer Sorgfalt und Ausdauer untersucht wie kein anderer vor mir; ich war eine starke Tagreise weit in das Innere gedrungen und wiederholt und mit erneuter Lust über die „sanften Schwellungen", durch das immergrüne Gestrüpp der waldigen Höhenzüge innerhalb der malerischen Curve von Trapezunt gestreift; ich hatte die Mappe mit Umrissen gefüllt, die Phantasie mit neuen Eindrücken geschwängert und dem Gemüthe zugleich eine Fülle

vorhin nicht gekannter Genüsse bereitet. Aber ich hatte von den geschichtlich berühmten Städten des großcomnen'schen Reiches Trabisonda allein gesehen. Tripolis und besonders das kirschenreiche Kerasunt lagen freilich im Sinne, aber bis zu letzterem, sagte man mir, betrage die Entfernung von Trapezunt zu Lande sechsunddreißig gutgezählte Stunden, was einen bedeutendern Aufwand von Zeit und Geld zu fordern schien, als jetzt noch zu leisten räthlich war. Die kurzen Tage, die Herbstregen, die angeschwollenen Waldströme und die wilden ungastlichen Sitten der von Fremden nur selten besuchten Kolchier dieses Strandes waren verstärkte Gründe des Unternehmens nicht weiter zu gedenken. Der Seeweg hätte allerdings die meisten dieser Unbequemlichkeiten entfernt, aber das Dampfschiff legt zwischen Trabisonda und Konstantinopel nur bei Samsun und Sinope an, und ein eigenes Fahrzeug zu miethen, an der Küste hinzustreichen und zu landen wo und wann es gefiele, wie einst Clavigo (1403), Tournefort (1701) und unlängst (1836) Hamilton, die unter mächtigem Schirm und mit großen Zuthaten ausgerüstet nach Kolchis kamen, wäre für Untersuchungen meiner Art allerdings der bequemste und geeignetste Weg, fiel aber leider zu weit über die Gränzen eines Reisenden hinaus, der nur seinen geringen Privatsparpfennig in der Tasche fand. Ich hatte nämlich, ohne nur Jemand zu fragen, Alles nach den Preisen

der Schiffe am Nil, an der phönicischen Küste und im ägäischen Meere berechnet und in Folge dieses Calcüls dem Wunsche nach Kerasunt zu gehen schon längst entsagt. Die Papiere mit einem Theil der Effekten waren bereits gepackt, auch Abschiedsbesuche waren schon gemacht und drei Tage später wollte ich die Rhede von Trapezunt verlassen, als die zufällige Bemerkung des früher beregten Don Ovanes, „es gehen jede Woche öfters Barken nach Kerasunt und von dort nach Trabosan zurück und die Person zahle nicht über zehn Grusch (1 Gulden C. M.) an Fracht", der Sache eine andere Wendung gab. Ich machte mir selbst die größten Vorwürfe über die versäumte Gelegenheit Pontisch-Tripoli, die malerischen Küstenorte, die zweite Hauptstadt des Reiches und ihr festes Schloß und die prachtvolle Waldregion des Strandes um geringes Geld und mit leichter Mühe zu sehen. Welche Sorglosigkeit! Voll Unruhe, Reue und Verlangen das Versäumte nachzuholen und die romantische „Kirschenstadt" zu betreten, aber auch verführt durch den wolkenlosen Himmel und die gesunden Morgenlüfte —

O matutini rores auraeque salubres!

gab ich plötzlich, wie Cüstine an der Newa, den Gedanken an die Heimkehr auf und beschloß zuvor noch das Wagestück nach Kerasunt zu unternehmen, und zwar auf eigener Barke zu größerer Ehre und Bequemlichkeit. Denn für einen Franken, meinte das

spekulirende Publikum von Trapezunt, schicke es sich nicht, unter dem Haufen gemeiner Geschäftsleute und für wenige Grusch nach Kerasunt zu fahren, auch sey gerade jetzo nichts von den gewöhnlichen Küstenfahrzeugen zu vernehmen. Ich verstand wohl was man wollte, und fragte wie viel etwa ein türkischer Fährmann für die Mühe verlangen könnte? Unter 300 Grusch (30 Gulden C. M.), hieß es, würde wohl nichts zu erlangen seyn, da diesen Preis Jedermann bezahle. Don Ovanes indessen versicherte insgeheim, die Taxe für einen Einheimischen übersteige auch in solchen Fällen nicht 60 Grusch. Don Ovanes war nicht nur ein eifriger Seelenhirt, Don Ovanes kannte auch die Preise irdischer Dinge mit derselben Genauigkeit und mit demselben praktischen Blick und christlichen Sinn, mit dem er das Himmlische bemaß. Mit Unterhandeln, neuen Bedenken und Zweifeln waren zwei schöne Tage verloren, am dritten trübte sich das glänzende Himmelblau, und mit ihm der entschlossene Muth. Eine offene Barke! Das unheimliche schwarze Meer! Die späte Zeit! Wäre es nicht räthlicher, das Vorhaben dennoch aufzuschieben? Vielleicht treiben mich Unruhe und Verlangen nach frischen Eindrücken noch einmal ins kolchische Land, vielleicht komme ich dann besser ausgerüstet, vielleicht gar zur Maiblüthe- oder Kirschenzeit und streiche dann mit Gemächlichkeit und Eleganz an der romantisch bewaldeten und lieblich geschwungenen Küste

noch über Kerasunt hinaus, bis gegen Unieh und den waldreichen Erz-Distrikt Chalybia? Herr v. Ghersi war klüger und rieth nicht zu verschieben, was jetzt so leicht zu vollbringen sey; es wäre überhaupt verständiger, ein paar Wochen länger im Pontus zu bleiben als auf nochmalige Wiederkehr aus so großer Entfernung seinen Plan zu stellen. Zugleich ward eilig für einen türkischen Reiseschein, für einen gräco-türkisch redenden Diener und für eine Barke gesorgt, die ich nur mit 170 Grusch (17 fl. C. M.) für die ganze Tour zu bezahlen hatte. Am andern Mittag (8. Oktober) war Alles in Ordnung, aber im Augenblick der Abreise schlug das Wetter um, der Wind war entgegen, der Himmel düster, das Meer stürmisch, es regnete die ganze Nacht und auch noch am Morgen in Strömen und ohne Pause: Was soll aus der Reise werden? Doch war das Meer schon in der Frühe des andern Tages minder bewegt, und bis wieder Mittag kam, blies der Wind vom Phasis her, flohen die Wolken und hing die Herbstsonne wieder klar und warm über dem Wasserspiegel. Wir eilten mit unserem kleinen Vorrath an Brod, Wein, Oliven und kalter Küche vom Consulat den Felsenpfad hinab zum Riff, wo die Feluke hielt, und strichen, von leisem Hauch aus Ost getrieben, nach ein Uhr wohlgemuth an der Citadelle von Trabosan vorüber gegen Kerasus. Die Eile, mit der wir zu Schiffe gingen, ersparte uns die

Kosten eines türkischen Kawasses, den uns der Pascha zu größerer Sicherheit als Begleiter zugedacht. Die Felucke hatte zwar einen beweglichen kurzen Mast mit einem Segel, aber kein Verdeck, es war gleichsam ein offenes Fischerboot mit vier Türken, die zusammen sechs Ruder führten, zugleich aber auch so beschränkt, daß ich mit dem einzigen Diener kaum genügend unterkam. An Bewegung war da nicht zu denken; wir mußten ruhig auf einem Punkte liegen oder sitzen bis ans Ziel, was im Vergleiche mit den weiten Sälen und luftigen Promenaden der Dampfverdecke doppelt lästig schien. Zu beiden Seiten war das Bodenlose nahe am Gesicht und jedesmal ergriff mich heimliches Grauen, wenn ich über den schmalen Rand in den Schaum des dunkelgrünen Wassers blickte. Wir waren der Macht des Zufalls heimgegeben, und in Sachen des Zufalls darf man doch mißtrauisch und skeptisch seyn? Drohendes Gewölke hing zwar jetzt schon unbeweglich über dem Waldgebirg am Rande des Horizonts, aber so lange die Sonne schien und der Wind, wenn auch schwach, doch günstig aus Osten blies, konnte selbst der Binnenländer und unvertraute Gast des Pontus noch ruhig seyn. Wie wir aber der Golfsehne folgend gegen sechs Uhr Abends an das andere Ende der trapezuntischen Curve und in die Nähe des schroffen, buschbewachsenen, wilden Vorgebirges Hieron-Oros kamen, die Sonne sank und die Schatten fielen und die Wolken ober

dem Walde sich in Bewegung setzten und langsam gegen die See herunterstiegen, ergriffen allmählig bangere Gefühle das Gemüth. Wir sahen vorübersteuernd die Steilwände, die schwarzen Hohlschluchten, die Gießbäche und die Wälder des langgezogenen Strandgebirges in zweifelhaftem Licht. Das einbrechende Dunkel lieh den Bergen riesenhaftes Maß und trüb umflort hing hinter uns am Firmament der Mond. Um Mitternacht war das Gewölke bis zum Wasserspiegel herabgesunken, die Atmosphäre eingehüllt, der Wind ermattet, bald entgegen und aus Westen blasend, unter der Wasserfläche hallte es dumpf und langdröhnend im Berggeklüfte und die widerliche aus frühern Zeiten wohl verstandene Bewegung der Wasserfläche verrieth Südluft und nahen Aufruhr der Elemente.

Tum sonus auditur gravior, ...
Frigidus ut quondam sylvis immurmurat Auster,
Ut mare sollicitum stridet refluentibus undis.

Keiner sagte ein Wort. Die Schrecknisse des ungastlichen Meeres, die Nacht, selbst das unbekannte Ziel, das Bodenlose unterhalb, die gigantischen Schatten auf der Landseite, die ungewisse, trostlose Leere auf der Wasserfläche, und vom Tanais her die Fluth schwarzen Gewölkes mit graulichtem Rande eingefaßt, der gebrechliche Kahn, der verdoppelte weit ausgeholte Ruderschlag und auf einmal der taktmäßig und dumpf tönende Gebetsruf der sonst allzeit stummen

Osmanli: *Alláh kuwwét versin! Alláh kuwwét versin!* (Gott verleihe Stärke) steigerten die Angst und gaben zweifelhafte Gedanken: „Bricht der Sturm los, so muß uns die erste Welle verschlingen oder sie schleudert den Kahn gegen das Felsenriff! Wäre ich doch in Trapezunt geblieben oder hätte ich nur ein größeres Fahrzeug gemiethet! Ach die unzeitige Sparsamkeit! Und was findest du am Ende zu Kerasus? Etwa eine verwitterte Inschrift, leere Mönchereien, vielleicht auch gar nichts, und um so ärmlichen Preis hast du Alles auf das Spiel gesetzt!" Zwei volle Stunden dauerte die Ungewißheit und die Qual. Um zwei Uhr Morgens fiel Regen, die Luft wurde eisig kalt, wir hatten weder Dach noch Licht, noch konnten wir uns von der Stelle rühren und der Wind blies uns neben dem Pontusgischt auch noch den Regen ins Gesicht. Die Lage war unbequem und in keinem Falle beneidenswerth. Ich hörte die Brandung am nahen Riff, das *Alláh kuwwét versin* tönte immer fort, bis aller Beängstigung ungeachtet, endlich Mattigkeit und Schlaf ihr Recht geltend machten. Der Abgrund hat sich nicht aufgethan, und wie der Morgen graute, waren wir im Hafen von Tripoli. Das Bild jener nächtlichen Pontusfahrt blieb dem Gedächtniß wohl eingeprägt. Durchnäßt und halb erstarrt vor Kälte, schlaftrunken und etwas aufgeregt durch die Scene, gingen wir ins nächste Kaffeehaus am Strande um auszuruhen,

denn auch die Fährmänner, obwohl von erprobter Kraft, bedurften nach zwölfstündigem anhaltendem Ruderschlag der Rast. Nur mit großer Mühe hatten sie den Kahn gegen Wind und Welle um das „schwarze Vorgebirge“ herumgebracht. — Das Alles — ich weiß es wohl — läßt den Leser kalt. Höchstens ruft man aus: „Was ist da zu klagen und wichtig zu thun? Er ist dabei ja doch nicht umgekommen, nicht einmal die Barke ward zerschellt! Und überhaupt: „*Que diable est-il allé faire dans la mer noire?*“ Wie kann er aber auch von München weglaufen, um in Oktobernächten auf einem Fischerkahn im schwarzen Meere herumzustreifen? Warum nimmt er nicht wenigstens einen Dreimaster zu größerer Sicherheit?“ Diese Vorsichtigen bedenken nicht, daß man um wöchentlich 6 Dukaten im schwarzen Meere noch keinen Dreimaster miethen kann. Auch glaube ich gerne, daß es für den *homme blasé* allerdings abenteuerlicher und wirkungsvoller klänge, wenn ich erst nach Zertrümmerung des Fahrzeuges im nächtlichen Sturm auf einer Planke neun Tage lang wie Ulysses von Wind und Strömung fortgetrieben nach Kerasunt gekommen wäre. Mir selbst aber genügte das Maß der überstandenen Noth, so wie die Sorge und der Gewinn. Viele werden nach solchen Widerwärtigkeiten kleinmüthig, andere aufrührerisch und trotzig, wie die Kainiten Byron's in der Wasserfluth. Uns blieb das Gleichgewicht im Grunde auch hier ungestört.

Zum Glück für die erschöpften Ankömmlinge war das Kaffeehaus bei unserem Eintritte schon in voller Thätigkeit, ein alter finsterblickender Osmanli verrichtete eben mit Inbrunst sein Morgengebet, während ein anderer am Kohlenfeuer den Labetrunk bereitete und den allmählig eintretenden Gästen reichte. Die Morgenländer sind ein frühaufstehendes Geschlecht, und als langschlafender Occidentale hatte ich nicht ohne Verwunderung gesehen, wie sich der kaum sechzehnjährige Sohn des Agha von Tripoli um diese Stunde schon weit unterhalb des Herrenhauses am Landungsplatze zu schaffen machte. Ein paar Tassen vom heißen Getränke und die Wärme am Kohlenfeuer, hatten nach weniger als einstündigem Ausruhen am Divan, das Gleichgewicht der Kräfte wieder hergestellt und der Diener war mit dem Vorweis ins Schloß gegangen wegen der Weiterreise. Nur der alte Türke blickte mich seitwärts und wildscheu an, als wäre irgend ein Ungethüm in sein Haus gekommen. „Es ist ein Giaur aus Firingistan," sagte er dann zum Nachbar, in der Meinung ich verstehe es nicht, „kommt von Trabosan und ist diese Nacht aus großer Gefahr entronnen, und doch betet er nicht. ***Hakk giaur dür Allahi bilmez,*** fürwahr ein Ungläubiger ist er, kennt Allah nicht!" Noch hatte ich nichts geredet, aber auf dieses Wort rief ich dem alten Eiferer hinüber: „Mach deine Zunge nicht gar zu lange, ich reise mit des Wesirs Erlaubniß und

verstehe Alles was du sagst.“ „Sarar yok, schadet nicht,“ erwiederte er etwas weniger ungeschlacht und sah den Redenden genauer an, weil inzwischen etwas mehr Tageslicht durch das zerrissene Fensterpapier in die Stube drang, „aber ist es nicht so, hat dich nicht Allah aus Gefahren gerettet und du betest nicht?“ — „Du bist im Irrthum, ich bete so gut wie du, aber heimlich und im Herzen, wie es unser „Buch“ das Evangelium (el-indschil) befiehlt.“ Zum Glück unterbrach ein mit dem Diener eintretender Kawaß des Begs von Tripoli den türkischen Dialog. „Der Beg sey zwar abwesend in den Kupfergruben, aber der Stellvertreter wünsche den ihm empfohlenen Fremden aus Firingistan zu sehen.“ Der Morgengruß war freundlich, aber kurz; diese Leute sind überhaupt zu ideenlos und nach einer solchen Nacht ist man auch nicht sonderlich gesprächig und aufgelegt. Doch gab es im neugebauten Konak sogar zwei Strohsessel zum Gebrauch für Franken, auch ein Frühstück ward theilnehmend angeboten, die theuere Ehre aber unter Vorwand von Seekrankheit und Eile höflichst abgelehnt. Doch ein Teller aromatisch duftender Birnen ward nicht zurückgewiesen und wurde mit einem mäßigen Geschenk an die Diener honorirt. Die Erlaubniß im Orte herumzugehen und die Gegend anzusehen fand keine Schwierigkeit, und der Kawaß ging als Beschützer mit. In diesem Winkel von Kolchis ist der Europäer noch eine große

Seltenheit, und einen Deutschen hatte in Pontisch-Tripoli bei Menschengedenken noch Niemand gesehen. Zum Glück war die lästige Neugierde im kleinen Städtchen bald erschöpft, denn zu sehen ist in Tripoli nichts als die romantische Umrahmung, die natürlich schöne Lage, die wir auf der Rückkehr von Kerasunt bei günstigerer Beleuchtung und freierem Sinn noch weit entzückender als auf der Hinreise gefunden haben. Mit welchem Gefühl der Ruhe und der Selbstgefälligkeit wir von den dichtbebuschten Waldhöhen auf den Wasserspiegel niederblickten! Mit welchem Auge wir die Vorgebirge im Osten maßen, wo die Elemente verwichene Nacht riesig, finster umhüllt und drohend wie die Eumeniden an uns vorüberzogen! Jetzt gefiel selbst dem Himmel unsere Fröhlichkeit, die Wolken theilten sich, das tiefste Azurblau erschien am Firmament ober der Waldpyramide und ein frischer Hauch vom Phasis her trieb die Barke schon um acht Uhr Morgens wieder aus dem Hafen von Tripoli. In gerader Linie hatten wir nicht mehr als zehn Stunden nach Kerasus und hofften bei mäßiger Gunst der Elemente noch vor der Abendzeit ans Ziel zu kommen. Doch gegen Mittag, am Cap Zephyrium, erstarb die Macht des Windes, die Segel sanken ein und die Armsehnen der Osmanli waren ohne Schwung. Allah hatte noch keine Kraft verliehen. Indessen sahen wir im Nebelgrau der Ferne die Burgruine und bald auch die von der stumpfen Kegelspitze steil

zum Strand herabziehende Schloßmauer von Kerasus. Aber ein Dämon hielt die Barke fest, bis ein Nordost vom Tanais her um die zweite Stunde von neuem, aber mit wilder Kraft in die Segel blies und das Fahrzeug in raschem Flug dem ersehnten Ziele entgegentrieb. Mitten im Laufe, nur drei Miglien von Kerasunt, erhebt sich ein kleines Eiland über den Wasserspiegel, schwarzes vulkanisches Gestein mit steilem Riff, öde, von mannshohem Buschwerk, Brombeergesträuche und Lorbeer dicht verwachsen. Wie Säulengänge und Tempelgemäuer die ganze Insel Philä, so füllen Ueberreste eines byzantinischen Klosters den ganzen Raum der Insel „Aretias". Wie dort die mächtigen Pylonen, so ragt hier ein breiter hoher Steinthurm ohne Dach, mit leeren Fensteröffnungen und Vertheidigungslücken, aber dicht von Immergrün umsponnen, aus dem Gestrüpp hervor. Der Anblick war lockend! Wie sollte ein Deutscher vor den träumerischen Bildern „Einsamkeit, Eiland und Ruine" gleichgültig vorübereilen. Der Wind blies heftig und schwarzes Gewölke legte sich regendrohend über Kerasunt, doch trieb ein leiser Zug am Steuer die Barke an den Inselstrand, vielleicht an derselben Stelle, wo einst die Argonauten landeten. Wie das Eiland heute verlassen ist, fand es auch schon Jason unbewohnt, und wie damals ein Stein-Sacellum des Kriegsgottes, schmückt es heute

mitten im grünen Busch der byzantinische Klosterthurm. [1]

Bleibende Wohnstätte fand hier der Mensch nur in der Zeit des Christenthums, „wo sich Mönche unter dem Schirm der erbarmenden Liebe“ in dieser luftigen Einsamkeit niederließen, bis nach dem Fall des Großcomnenen-Staates die Oede wiederkehrte. Keine Inschrift, kein Zeichen verrieth die Vergangenheit; wir streiften durch das verschlungene Gebüsch, sahen zum blühenden Immergrün der leeren Fensterbogen hinauf und eilten wieder zum Strande hinab. Der schroffe, mittelst einer breiten Niederung mit dem

[1] Der Name Aretias gehört dem Alterthume und findet sich zum letztenmale im Periplus des Arrian. Im Lande selbst, wie ich von einem kerasuntischen Didascalos vernahm, wird das Eiland jetzt Aranitis genannt, was der byzantinischen Epoche angehört und durch eine bisher nicht gekannte Stelle der Chronik des Panaretos vollkommen bestätigt wird. Das Inselkloster war „der Erbarmerin“, *τῇ ἐλεούσῃ*, geweiht und schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von türkischen Freibeuterbarken hart bedrängt: *Μηνὶ Νοεμβρίῳ ιβ', Ινδικτ· ϛ' ἔτους ϛωοϛ', ἐξῆλθεν ὁ Μητροπολίτης, κῦρ Ιωσὴφ, ἐκ τοῦ θρόνου τῆς Τραπεζοῦντος, καὶ ἀπῆλθεν ἐν τῇ μονῇ τῆς Ἐλεούσης. Καὶ περὶ τὰς ιθ τοῦ Ιουλίου μηνὸς, τοῦ αὐτοῦ ϛωοϛ ἔτους, ἀπηλθεν εἰς τὴν Κωνσταντινούπολιν διὰ τὸ κοῦρσον ὃ ἐποίησαν τὰ ἀζάπικα Παρασκάλμια τοὺς Αρανιώτας.* Panaret. Mss. ad an. 1367.

Die ganze Summe der historisch-philologischen Gelehrsamkeit des Occidents wäre ohne die in Kolchis selbst erholte mündliche Ueberlieferung unvermögend den wahren Sinn dieser abgerissenen Sätze herzustellen.

Continent verbundene Kegelberg von Kerasus mit dem Burggemäuer auf der Spitze stand nahe vor uns und der Sammler schwarzer Gewitterwolken, der Wind vom Tanais, trieb uns raschen Laufes um die ausspringende Rundung des Vorgebirges auf den westlichen Landungsplatz zum willkommnen Ziel der Kolchisfahrt. Vor 26 Stunden hatten wir Trapezunt verlassen, hatten zu Tripoli dreistündige Rast gepflogen und stiegen nun nach fast 24stündigen Schiffersorgen Sonnabend den 10. Oktober noch vor vier Uhr Nachmittags bei trüber abendlicher Luft in der flacheingekrümmten Hafenbucht der „Kirschenstadt" aufs Land. Der erste Laut menschlicher Stimme, welche ich in Kerasunt vernahm, war Klageruf über türkische Härte und Unerbittlichkeit im Steuersammeln. „Μᾶς σκοτώνουν, μᾶς κάμνουν τυραννίας, sie tyrannisiren, sie erwürgen uns," sagte schwatzhaft nach kurzem Gruß im geräumigen Einkehrhaus am Landungsplatze etwas halblaut ein kerasuntischer Christ und erzählte in langem Dialog, während der Diener den Reiseschein zum Agha in die untere Citadelle trug, was und wie viel der christliche Raja von der türkischen Verwaltung, trotz der neuen Ordnung und gegen alles Gesetz, in dieser Gegend noch erdulden müsse. Es war eben Steuerziel und schon in Tripoli war der Jammer los. Bei den Türken nimmt man es in solchen Gelegenheiten freilich etwas genau, aber auch der Grieche — man weiß es ja —

nennt jede öffentliche Schatzung, jede Gabe, jede Leistung an die Staatsgewalt in Kolchis wie in Morea „Tyrannei“. Der Mann verschwendete seine Beredsamkeit zu ungeeigneter Zeit, das Verlangen nach Ruhe und Labsal mit wohnlicher Unterkunft gestattete im Augenblick nur höchst unvollkommnen Antheil an den Finanzbedrängnissen der kerasuntischen Steuerpflichtigen zu nehmen. Der Agha ließ uns im Hause seines Wechslers, des angesehensten Griechen des Ortes, Quartier anweisen und der freundliche Mann kam selbst an den Strand herab, um die Fremdlinge unter sein gastliches Dach zu führen. Herr Georg Konstantides Katzanoghlu besorgte die Geldgeschäfte des Statthalters von „Kerasun“, verrechnete die Steuern und redete auch in den Angelegenheiten seiner eigenen Glaubensgenossen das erste Wort. Früher hatte er Seehandel getrieben und kannte alle Produkte der Pontusländer und alle Häfen des schwarzen Meeres, besonders aber Odessa und Taganrog, auf das vollkommenste. Für einen Kolchier hat Herr Konstantides bedeutende Weltkenntniß gesammelt, deßwegen aber doch seine anatolischen Sitten nicht abgelegt. Die weiblichen Bewohner des Hauses blieben während des mehrtägigen Aufenthalts des fränkischen Gastes unsichtbar; nur die beiden Knaben, wovon der eine E l e v t h e r o s hieß, erschienen um bei der fröhlichen und reichlich besetzten Mahlzeit in strenger Ehrfurcht und Disciplin wie die armenischen Jungen

des Xenophon Schenkendienst zu thun. Die Unterhaltung, wie in solchen Fällen gewöhnlich, war encyclopädischer Natur und erging sich über Scenen der Natur mit gleicher Wißbegierde wie über die Wetter der Politik, deren neueste Blitze gegen den Pascha von „Megalo-Misiri" wir zuerst in Kerasunt verkündeten. Man lebt hier von aller Welt abgeschieden in idyllischer Unwissenheit der Menschen und der Dinge; ja Sie werden es kaum glauben, nicht einmal die Berliner Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst lesen sie zu Kerasus. Das wäre zwar noch zu verzeihen, wenn sie nur wenigstens die A... ger Postzeitung hielten, um durch die warmen und gründlichen Gedanken politischer Exorcisten den in Kolchis stark grassirenden Dämon der Slavomanie auszutreiben! Der unbedeutendste Fremdling, wenn er einige Kunde der Zeiten besitzt und seinen Vorrath freundlich und vernehmlich mitzutheilen vermag, ist in der stillstehenden Gedankenwelt von Kerasus ein epochemachendes Ereigniß, gleichsam ein Meteor, das auch nach seinem Verschwinden noch lange die Zunge und die Phantasie der Menschen bewegt. Während der drei Tage unseres Aufenthaltes war es in Katzanoghlu's Hause niemals leer, und man hielt es für eine große Gunst an Gespräch und Mahlzeit Theil zu nehmen, was natürlich nur den nächsten Anverwandten und dem jungen Didaskalos als künftigen Schwiegersohn vorbehalten war. „Glaube nicht",

sagte Herr Konstantides, „Kerasun sey allzeit so klein und so ärmlich bevölkert gewesen wie gegenwärtig, wo man kaum 700 Häuser und darunter nur etwa 200 griechische zählt, während die Türken bei der Uebergabe der Stadt (1462) 17,000 Wohnhäuser und 33,000 männliche, Kopfsteuer zahlende Einwohner von eilf Jahren und darüber fanden und in ihre Register eintrugen." Auf die Frage, wie er all das wissen könne, erzählte Herr Konstantides, daß er vor einigen Jahren als Abgeordneter mit andern seiner christlichen Mitbürger nach Konstantinopel gekommen sey, um daselbst unter Bezugnahme auf die von Sultan Mohammed II. bewilligten Capitulationspunkte beim Divan gegen Bedrückung und vertragswidrige Erhöhung des Kopfgeldes Bittschriften einzureichen. Der Divan habe dann im Kütük oder Defter-Chane nachsuchen lassen, wo man das Original der Capitulation mit obiger Angabe der Häuser und der Bevölkerung noch gefunden und dem Bittsteller gegen Erlegung von Gebühren die bezügliche Stelle im Auszug mitgetheilt habe. Sey es, daß sich obige Angaben nicht auf den Mauerumfang von Kerasus, sondern auf den ganzen Distrikt beziehen, oder sich die Zahlen im Munde des Berichterstatters vergrößert und in der dreijährigen Zwischenzeit unvermerkt und gleichsam von selbst zur ausschweifenden Höhe morgenländischer Begriffe gesteigert haben, so ist doch die Kunde, daß solche

Notizen im türkischen Reichsarchiv verborgen seyen, eine Entdeckung von einiger Wichtigkeit. Man kann wohl denken, daß auch über andere Städte und Provinzen der zertrümmerten Monarchie von Byzanz im Kütük oder Steuerregister von Stambul statistische Angaben von solchem Belang zu finden und nur auf diesem, noch von Niemand betretenen Wege für die Geschichte des östlichen Imperiums und für den wahren Charakter anatolisch-griechischer Reichsverwaltung neue und gründliche Aufschlüsse zu erheben wären. Ich hatte später während eines längern Aufenthalts in Konstantinopel eine Reihe Fragen in besagtem Sinne aufgestellt, um sie dem Defter-Efendi vorzulegen, als der Sturz Reschid-Pascha's und der wiedererwachte Fanatismus alle Schritte dieser Art unmöglich machten. Aus mündlichen Ueberlieferungen und besonders aus der im letzten Janitscharentumult verbrannten Hauschronik einer von den Kerasuntiern des fünfzehnten Jahrhunderts herstammenden Didaskalos-Familie erzählte Herr Konstantides, wie die Türken auf dem Wege der Gewalt und gegen den geschlossenen Vertrag Häuser und Grundstücke der christlichen Bürger an sich gerissen, wie sich die Bege in einheimischen Fehden untereinander zerfleischt und das große schöne Kerasunt verwüstet haben, wobei die alte Bevölkerung theils verkommen, großentheils aber sich auf die Nordseite des schwarzen Meeres ins Land der Moskowiter und des Tatarenchans der Krim

geflüchtet habe. „Es waren Zeiten, wo kein Christ in Kerasun wohnte." Die Regierung in Stambul konnte oder wollte sie nicht schützen, weil die Türken im Allgemeinen wohl wissen, daß große Massen christlicher Unterthanen auf einem Punkte dem Ansehen des Islam allzeit Gefahr bringen und zwischen Siegern und Besiegten bei feindlichem Dogma kein Verständniß und inneres Verschmelzen möglich sey. Um ihrer Herrschaft Bestand zu geben, mußten sich die Türken nothgedrungen an eine Praxis halten, welche heute die Russen aus demselben Grunde und wahrscheinlich auch mit derselben Wirkung in der Krim, in Polen und am baltischen Meere geltend machen. Mit der sogenannten Gefühls- oder Romanpolitik getrauten sich Sultane und Czare keine Herrschaft zu gründen; diese Kunst, scheint es, haben sie vorzugsweise dem Occident anheimgestellt. Wollt ihr nicht unerbittlich seyn, so seyd wenigstens intelligent und gerecht. Und eben weil man „auf dem grünen Eiland Erin" weder das eine, noch das andere in vollem Maße gewesen ist, hat man sich selbst Verlegenheiten bereitet, während das Sultanat nach halbtausendjährigem Bestand trotz seiner Ohnmacht über die christlichen Raja noch immer Recht behalten hat.

In Kerasunt drängte sich aber die zähe Natur der Griechen nach jeder Katastrophe immer wieder von neuem ein, die alten Herren des Bodens kamen

als Hintersassen, als Schiffer, Krämer, Schreiber, Spekulanten und Mäckler in die Stadt zurück, schafften den turbulenten Agha Geld und liehen Wüstlingen auf Pfänder. Sogar das bei der Uebergabe zugestandene Recht auch innerhalb der Citadelle zu wohnen, wird bis auf den heutigen Tag geübt. Nur die heimathliche Erde, die Oel- und die Kirschbaumwälder und die rebenumschlungenen Ulmen ihrer lieblichen Küstenhügel den Eindringlingen zu entreißen vermochte bis jetzt weder List noch Geduld. Dieses letzte und wichtigste Ziel — das fühlen die kerasuntischen Griechen wohl — sey nur mit Hülfe glaubensverwandter und mächtiger Freunde von außen zu erringen. Um 1829, als Paskewitsch im trapezuntischen Gebirge stand, schien die Hoffnung nahe, und Herr Konstantides erzählte nicht ohne etwas Selbstgefälligkeit, wie sich die früher so brutalen Bege und Agha der Osmanli, bei nicht mehr bezweifelter Ankunft der Russen, der Patrocinanz griechischer Kerasuntprimaten dringlich empfohlen haben. Der Friede von Adrianopel mahnte aber neuerdings und auf unbestimmte Zeit zur Geduld und gab den Türken ihren vorigen Uebermuth. Als Geschäftsmann des Statthalters redete Herr Konstantides mit großer Mäßigung, und beschränkte seine Rede klug auf Erzählung des Vorgegangenen, ohne sich nach Art unerfahrener und vom Gefühl bemeisterter Menschen thörichten Berechnungen hinzugeben. Es fiel über-

haupt den ganzen Abend und ungeachtet nicht versäumter Libationen mit dem hellrothen, leichten und angenehm säuerlichen Gewächs der kerasuntischen Rebe doch kein Wort, welches ein loyaler Diener des Padischah nicht hätte verantworten können. Wie in allen Dingen richtiges Maß zu loben ist, so scheint es besonders in der Rede schön, und man muß nur beklagen, daß ein so großes Gut meistens nur durch bittere und wiederholte Täuschungen und durch harte Erfahrungen zu erlangen ist. Doch ohne Kampf und Entbehrung ist auch kein Genuß. Jenen Abend vereinte sich aber auch Vieles, um uns in besonders heitere Laune zu versetzen: ein schwarzes Wetter zog nächtlich über Kerasunt, der Regen fiel in Strömen, wir hörten das Meer tief unten am Felsen rauschen und vom hohen Küstenwald herüber leuchteten die Blitze matt durch das ölgetränkte Fensterpapier. Wir verglichen unser gegenwärtiges Loos mit dem jüngstvergangenen, die freundliche mit Holz und Schnitzwerk ausgetäfelte Stube, die Teppiche, die Ruhekissen, den reichlich besetzten Tisch, besonders aber das Gefühl der Sicherheit und des glücklich erreichten äußersten Zieles der Kolchisfahrt mit der Noth und den Bedenklichkeiten der vorigen Nacht am schwarzen Vorgebirge. Deßwegen glaube der Leser aber nicht, wir hätten vor Ueberschwänglichkeit der Gefühle nur etwa an La-Bruyère's meisterhafte Charakterschilderungen der Freude, der Besorgniß, der Hoffnung oder gar

nur an die psychologischen Schemen des Weltweisen *** gedacht. Ach nein! Wir empfanden lebhafter als je, daß „das Nichtseyende nicht das Seyende, aber das Seyende seyn könnende, und darum das Seynkönnende und eben daher doch erst A + B + C das Existirende sey." — Niemals empfanden wir so lebhaft, wie salbungsvoll und von antediluvianischem Geist und Witz übersprühend die Lesungen des weisen Uest-Köj und seiner gleichgestimmten andächtigen Mitgesellen auf der Großdorfschule zu Derwischabad sind. Ach, dieses Labsal allein mangelte dem kerasuntischen Abendglück!

Wir sind auf unsern Wanderungen wiederholt nach Derwischabad gekommen, versteht sich jedesmal aus Sehnsucht nach den weisen Sprüchen der frommpolternden Ulema, für die wir von jeher so parteiische Vorliebe und so warme Sympathie empfunden haben. Auch kränkt es uns herzinniglich, daß so viel andächtiges Wissen und dogmatisches Heiligthum nicht bessere Früchte bringt, und in der Welt nicht gläubiger anerkannt und lauter gepriesen wird. Denn leider kennt man diese Derwischabad-Tugend- und Weisheitschule (der klugen und verständigen Scheiche unbeschadet sey es gesagt) in ihrer wissen- und sittenrestaurirenden Wirksamkeit schon am nahen Thor nicht mehr. Könnte unter diesen Umständen die naturgeschichtliche Bemerkung, „daß zu Kerasunt in Kolchis wie zu Tentyra in Aegypten das Haus-

geflügel viel größer und weit geschmackvoller als im übrigen Lande sey", dem Uebel nicht einigermaßen steuern und der Derwischabad-Wahrheit mit demselben Rechte und in demselben innern Zusammenhange Vorschub leisten, wie neulich die lange Zeile frommer Opferstöcke in der Stadt des Eingetorix? Wir sind, Gottlob, nicht umsonst in fremde Zonen hinausgewandert, und denken auch im Freudentaumel an Mehrung der Wissenschaft und an Erhöhung des Levitenglanzes, der uns schon so viel Gewinn gebracht. Es dröhnte und wetterte draußen noch immer, als wir endlich allein waren, und auf baumwollegefülltem Lager, mit Seide zugedeckt, uns den lange entbehrten Süßigkeiten des Schlummers überließen.

Am andern Morgen benützten wir nach dem Frühgottesdienst eine sonnenwarme Pause des Wettersturmes, um von der Spitze des Citadellenhügels das Panorama von Kerasunt zu betrachten. Die Erlaubniß ward vom Statthalter gerne bewilligt; „es sey uns unverwehrt zu gehen wohin wir wollen und anzusehen was und wie viel uns beliebt." Kirche und Schulzimmer zeigte uns Herr Konstantides in eigener Person und empfahl die weitere Führung der Gäste, während er selbst zum Steuergeschäfte ging, seinem Schwager und dem jungen Didaskalos, welcher das bei den Türken für „Hohlziegel, Dachziegel" gebrauchte Kiremid ohne Verlegenheit für ein dem

türkischen Sprachstamme ursprünglich angehöriges Wort erklärte, während es doch nur das altgriechische *κεραμῖτις*, die „Töpfererde", oder das byzantinische Diminutiv *κεραμίδι*, der „Dachziegel" ist. Auf meine Bemerkung hierüber antwortete der Didaskalos: „Was wollt ihr? Wir sind im Herzen verwundet (*εἴμεν πληγωμένοι εἰς τὴν καρδίαν*), wie sollen wir türkisch und hellenisch unterscheiden können?" Hier — das sieht der Leser wohl selbst — war nicht viel Hoffnung über die geschichtliche Vergangenheit des Landes irgend etwas Gründliches zu erfahren. Doch fragte ich noch, ob sich in gemeiner Volksrede die Ausdrücke *οἶνος* und *ἄρτος* fänden? „Im Orte nicht, aber im Gebirge seyen sie noch üblich," erwiederte der Didaskalos ebenso eitel und unkundig wie auf die erste Frage. „Im Gebirge" (*ςʼ τὰ βουνὰ*, ***daghlarda***) ist die bei muhammedanischen Morgenländern gleichmäßig und stereotyp lautende Antwort auf alle ihren Wissenskreis überspringende Fragen der Europäer. Eigene Erinnerung und eigenes Auge mußten in der „Kirschenstadt" mehr als irgendwo unsere besten Führer seyn. Ein Rundblick von der Höhe des abgestumpften Kegelberges malte uns schneller und vollkommner als hundert ungelenke Worte das Bild von Kerasunt. Daß die kolchische Küste nicht flach ist oder kahl, wie der Deltastrand, sondern rasch aus dem Wasser steigt und dunkle Wälder trägt, ist dem Leser schon aus frühern

Bemerkungen nicht mehr unbekannt. Der Verlauf der Küste ist aber auch kein linearer, wie das Land am phönicischen Libanon; sie bildet vielmehr eine zusammenhängende Kette und ein ungleiches Gemische bald weitmündiger und flacher, bald enggeschlossener und tiefeingeschnittener Hohlbusen, auf deren vorspringenden Sehnenenden häufig Kastelle, ummauerte Orte oder Ruinen mit steil abstürzenden Vorgebirgen dem Steuermanne der Küstenbarken als Richtungspunkte dienen. Diese in ungleichen Abständen auf einander folgenden, bald scharf zugespitzten, bald langgedehnten, bald lieblich gerundeten, allzeit aber reich mit Laub und Grüngestrüpp bedeckten Vorsprünge verleihen der Pontusküste ihren eigenthümlichen und durch den Wechsel selbst stets erneuten Reiz. Auf einem dieser waldigen und hornförmig zwischen zwei Hohlbusen weiter als gewöhnlich hinausspringenden Strandzacken — dem sechsten von Trabisonda her — hat man das liebliche Kerasunt gebaut; doch mit dem eigenthümlichen Unterschiede, daß die Stadt nicht auf dem Promontorium selbst wie etwa T r i p o l i und C o r a l l a, sondern auf einem von der Wurzel des Vorgebirges ins Meer hinausstreichenden, kaum zwanzig Minuten langen und auf beiden Seiten eingebauchten Isthmus steht, an dessen Ende sich rund, kühn und voll wie auf Hagion-Oros eine kegelförmige, oben abgeplattete Steinkuppe aus dem Wasser in die Lüfte schwingt. Eine Lage Fruchterde mit Baumwuchs und

Gebüsch deckt den Felsenkern des Hügels bis zur Plattform und der verlassenen Kastellruine der Byzantiner hinauf. Nur auf der Seite gegen die Stadt und den Isthmus tritt das Gestein sparsam begrünt und fast in steiler Senkung hervor. An vielen Orten quillt Wasser aus dem Seitengeklüfte, doch in der Schloßruine selbst waren die Cisternen sämmtlich ausgetrocknet. Antik ist in und um Kerasus nichts als der Mauerwall, der den gangbaren Theil der konischen Steinkuppe von Stadt und Isthmus trennt und gleichsam in eine weite Akropolis mit zerstreuten Häusergruppen, grünen Steilseiten und Baumgärten verwandelt. Er beginnt am Strandfelsen in der Nähe des westlichen Landungsplatzes, zieht in gerader Linie über den Bergkegel zum Kastell der Plattform hinauf, steigt auf der Ostseite in gleicher Structur, aber stellenweise demolirt, wieder bis zum entgegengesetzten Hafen hinab und gewährt besonders auf der Westseite durch das Gigantische seiner Grundlagen, durch das Gleichmaß seiner ungeheuern Quaderstücke und durch die in regelmäßigen Distanzen eingeschobenen, jetzt halbzerstörten stumpfen Viereckthürme einen der großartigsten Anblicke der Euxinusküste. Nach Hamilton, der kurze Zeit vor mir Kerasunt besuchte, sind die Mauerblöcke eine dunkelgrüne vulkanische Breccia, die am Orte selbst dicht an der Wasserfläche zum Bau des alten Werkes gebrochen wurde. An den beiden Endpunkten des Walles sind als die

einzigen Zugänge in das Castrum Thorwege angebracht, und besonders auf dem hochliegenden westlichen die Mauern jetzt noch mit großer Sorgfalt bestellt; unterhalb, wo ein kleiner Hafen, ist die Walllinie sogar doppelt und der Felsen stellenweise senkrecht abgemeißelt, um feindlichen Schiffen das Landen zu verwehren. Hoch über dieser kleinen Barkenlände steht eine Gruppe Christenwohnungen und mitten darunter Konstantides' Haus, von dem man, ohne den langen Umschweif durch den Thorweg, in die unterhalb liegende Stadt auf einer im Gestein künstlich eingehauenen Treppe zum Strand hinuntersteigen kann. Wir folgten dem Wall in seiner ganzen Ausdehnung von der Tiefe hinauf zum verlassenenen Kastell auf der Plattform, und auf der Ostseite wieder zum Meer hinab, wo das hohe Riff und die Steilsenkung des Hügels künstliche Schutzwehr entbehrlicher macht. Ein Bogenthor und ein hoher mit Epheu dicht umsponnener Thurm hüten den schmalen Eingang, an dem wir wie auf der Westseite des Kegels einen kleinen Barkenhafen mit romantisch über Gestein und Buschwerk zerstreuten Wohnungen der Kerasuntier fanden. Ein Pfäfflein hatte eben Holz gekauft und trug es mit Hülfe seiner Tochter eigenhändig aus dem Fahrzeug in die bescheidene Hütte hinauf. Aus dem Gesagten kann sich vielleicht der Leser selbst ein hinlänglich klares Bild, und zu deutlicher Versinnlichung der Worte gleichsam einen Schattenriß des konischen

Schloßhügels und seines über den Kamm streichenden Mauerwalles entwerfen. Der Isthmus selbst, an dessen östlicher Bucht wir jetzo standen, ist nur zehn Minuten breit, und doch konnten wir die westliche Bucht und ihre Häusergruppe von unserem Standpunkte nicht mehr sehen, weil sich der Boden des Isthmus von beiden Buchten in sanfter Schwellung gegen die Mitte hebt und eine fortlaufende Sattelhöhe voll Grün, voll rankenden Gebüsches, eingefriedigter Gärten mit Sommerthürmchen, sprudelnder Wasserquellen und Fruchtbäumen bildet, gewiß ein zaubervoller Anblick zur Blüthezeit, wenn milde Frühlingslüfte in lauer Strömung wie durch ein breites Thor zwischen dem hohen Küstenlande und dem Festungshügel vorüberstreichen. Besonders malerisch ist die Scene, wenn man seine Stellung etwas seitwärts von Kerasunt in der Richtung gegen St. Basili und das alte Kotyoros auf einem Küstenhügel nimmt; man übersieht hier beide Meere, die getrennten Häusergruppen beider Hafenviertel, den dunkeln über die Höhe streichenden Mauerwall, den sanft geschwellten Isthmus und die mit Haselstaudenpflanzungen, Maulbeer- und wilden Kirschbaumwaldungen dicht verwachsenen Uferhöhen mit einem Blicke. Das Bild erinnert an Sinope, dessen ebenfalls doppelt eingebauchter Isthmus zwar schmaler und niedriger als der von Kerasus, aber viermal länger ist und am äußersten Punkte nicht einen rasch anstrebenden Stein-

kegel, sondern zwei gleichgroße, über die schlanke Isthmushüfte beiderseits üppig hinauswuchernde, gartenreiche, lieblich geschwellte Hemisphären hat. Kerasus ist gedrängt und wildromantisch, Sinope zierlich gestreckt, weich und schön. Doch steht das niedrige und vielleicht weniger reich bewaldete Küstenland bei Sinope an natürlichem Reize hinter dem terrassig aufgeschwungenen, malerisch gebrochenen und mit dichtem Pflanzenwuchs überschatteten quellenreichen Strand von Kerasus zurück. Auf den sanften Abhängen dieser Waldkuppen gegenüber von Kerasunt sahen wir zuerst regelmäßig eingefriedigte Gärten von Haselstauden, die ihren türkischen Eigenthümern in guten Jahren bis an 20,000 Centner Nüsse geben, von denen man drei Sorten unterscheidet und die beste damals im Handel mit 30 Grusch, d. i. etwa drei Gulden Conventionsmünze, bezahlen mußte. Die Preise wechseln, steigen und fallen wie bei der Frucht des Halms, und Stambol mit Odessa ist nach Hrn. Konstantides' Versicherung für die gesuchte kerasuntische Haselnuß der beste Markt. Auch Wein wird nach russischen Häfen ausgeführt, denn im Walde sind alle hohen Bäume von Reben umschlungen und Monate lang mit reifen Trauben überhangen, die von den Christen des Ortes im Herbste gekauft, gekeltert und verhandelt werden. Jedoch wird die wilde Kraft der Natur weder am Fruchtbaum noch an der Weinrebe durch die Kunst gezähmt.

Unter den neuern Geographen und Geschichts-auslegern wird noch immer gestritten, ob die von den Eingebornen heute Kiresun (Kerasunda) genannte Ortschaft wirklich des Kerasus des Xenophon oder nicht vielmehr das nach dem Großvater des Mithridates benannte Pharnacia des Strabo und seiner Nachgänger sey. Die zwölf oder dreizehn Angaben der Alten über Namen, Lage und gegenseitige Entfernung der pontischen Ortschaften sind durch Widersprüche, Lücken und offenbare Irrthümer unausgleichbar entstellt und für uns ohne alle Belehrung, weil schon im Alterthum einer den andern ausschrieb und die Wenigsten selbst in das Land gekommen und diese noch in ihren Aufschreibungen verworren und unverläßig sind. Daß sehr viele Städte Kleinasiens im Zeitraum zwischen Alexander von Macedonien und dem Imperator Justinian in Folge von Sieg, Restauration und Schmeichelei zwei und sogar drei verschiedene Namen nach einander oder neben einander führten, ist bekannt genug. Man vergesse aber nicht, daß neben den neuen amtlichen im Verkehr der Einwohner unter einander der ursprünglich alte Namen immer fortbestand und die erstere gewöhnlich oder wenigstens so lange überlebte, als sich Reste der ursprünglichen Bevölkerung erhielten. Kerasus konnte in amtlichem Style lange Pharnacia heißen, aber das alte Wort kehrte am Ende immer wieder und ist bis auf den heutigen Tag geblieben.

Diese einfache Wahrheit wurde in unserer Zeit von den beiden Engländern Dr. Cramer und Hamilton auf den Grund hin bestritten, daß Xenophon mit seinen zehntausend Griechen unmöglich in drei Tagen (*τριταῖοι*) die 36 Küstenwegstunden voll ungangbarer Stellen von Trapezus nach Kerasus zurücklegen konnte. Ergo sey Xenophons *Κερασοῦς* näher bei ersterer Stadt und zwar an dem heute noch von den türkisch redenden Einwohnern Kerasun-Deresi genannten Bach zwischen den Vorgebirgen Hieron-Oros (Joros) und Kereli, etwa zehn Stunden von Trapezunt zu suchen. In der That nennt auch der Periplus des Anonymus in besagter Gegend Bach und Stadt Kerasus. Daraus folgt aber nicht, daß im Lande des Kirschbaumes dieser Ortsname nur einmal vorkommen und eine zweite Stadt am Isthmus der romantischen Kirschwaldhügel nicht auch noch Kerasus heißen dürfte. Nach Xenophon war die Stadt von Bedeutung und lag hart am Meere.[1] Um die Mündung des Kerasun-Deresi ist aber nicht die geringste Spur alter Bauwerke zu entdecken, ja der flache und den Ueberschwemmungen der Gebirgswasser ausgesetzte Boden hätte sich nach kolchischer Praxis zu einer Anlage nie geeignet. Das stärkste Argument für ihre Meinung entnehmen aber die Kritiker aus der angeblichen Unmöglichkeit, ein

[1] . . *εἰς Κερασοῦντα τριταῖοι, πόλιν Ἑλληνίδα, ἐπὶ τῇ θαλάσσῃ.* Anab. V, 3.

Heer von 10,000 Mann mit dem langen Geschleppe des Trosses durch Engpässe und Steilwege, wo stellenweise nur Mann hinter Mann ziehen konnte, in so kurzer Zeit so weit zu führen. Dagegen ist aber einzuwenden, daß sich bei der Musterung zu Kerasus im griechischen Heere nicht mehr 10,000, sondern nur 8600 Mann unter Waffen fanden. Auch hat nicht der ganze Haufen den Weg zu Lande gemacht, da man vor dem Abzug aus Trapezunt alle Männer über vierzig Jahre zugleich mit den Kranken, den Weibern, den Kindern und allem entbehrlichen Geräthe auf Schiffe brachte und zur See nach Kerasus schickte, während die rüstige junge Mannschaft nebenher bequem und leicht am Strande zog. Xenophon bemerkt ausdrücklich, daß die Eingebornen, um der Gäste so schnell als möglich loszuwerden, die Wege ausgebessert und geglättet haben.[1] Wir fechten die Auffindung und glückliche Anwendung des Periplus auf das heutige Kerasun-Deresi nicht im geringsten an, zollen vielmehr den beiden tüchtigen Kolchiswanderern das gehörige Lob. Auch legen wir auf das Nichtdaseyn kerasuntischer Ruinen am Heerweg und an der Flußmündung kein übergroßes Gewicht, da der Ort Bächlein aufwärts im Kirschenhaine oder seitwärts auf einer Uferhöhe liegen konnte; nur für Bestand und Namen eines größern und berühmtern

[1] Ἡ δὲ ὁδὸς ὁδοιποιουμένη ἦν. Anabas. V, 3.

Kerasus auf demselben Küstenstrich erkenne ich hierin kein Hinderniß. Eine antike Inschrift hätte die Sache leicht und schnell entschieden. Wir durchstrichen aber vergeblich die verborgensten Winkel der Ruine; weder das Wallthor, noch die Hafenmauer, noch die stumpfen Quaderthürme zeigten die geringste Spur. Die Frage, wer den Wall gebaut und das hohe Thor aufgerichtet hat, muß für immer ohne Antwort bleiben. Die alten Kerasuntier, scheint es, kümmerten sich nicht sonderlich um Schrift und Nachwelt; sie kelterten Wein, trieben die Ziegenheerde in den Wald und hatten nicht umsonst einen Satyr mit Fackel und Schäferkelle als Sinnbild auf der Münze. Wenn der Castilier Clavigo die amphitheatralische Lage, den Umfang, die Gärten und die Bäume von „Guirisonda" pries, so wußte der bayerische Ritterknappe Schiltberger, der um dieselbe Zeit (1403), d. i. vierhundertsiebenunddreißig Jahre vor dem zweiten Süddeutschen, mit Timurs Heer nach „Kerasun" gekommen war, auch nichts besseres anzurühmen als daß es „ein von Griechen bewohntes und an Weinwachs fruchtbares Land" sey.[1] Wenn wir auch das europäische Wissen über Kerasunt durch keine unbekannte Notiz zu bereichern vermögen, so haben wir doch vielleicht den Charakter der Landschaft und die Lage des Ortes mit größerer Sorgfalt als die wenigen

[1] Schiltbergers Reisen. Edit. Penzel. München 1813.

Vorgänger aus der mittlern und neuern Zeit gezeichnet, so daß sich der Leser mit dem Griffel in der Hand die Umrisse der schönen Oertlichkeit ohne Mühe selbst entwerfen kann.

In der Frühe des vierten Tages aßen wir noch mit Herrn Konstantides das Morgenbrod, grüßten den gastlichen Mann, beschenkten die beiden Knaben mit ihrem Gehülfen und stiegen in Begleitung der ganzen männlichen Hausgenossenschaft, überfließend von gegenseitiger Achtung und Zufriedenheit, die Steintreppe zur kleinen Felsenbucht unterhalb der Wohnung hinab, wo das Fahrzeug mit aufgestelltem Mast und luftigem Wimpel schon lange unserer harrte. Gewitter hatten die Luft gekühlt und um acht Uhr Morgens trieb uns eine frische Strömung reißend um den Citadellenkegel dicht am Lorbeer-Eiland vorüber in der Richtung gegen Tripoli. Die Landschaft bot eine eigenthümliche Scene und das Jahr hatte indessen sichtbar einen Schritt gegen den Spätherbst gethan. Hinter den amphitheatralisch vom Meer aufsteigenden Waldgürteln ragten die langgezogenen Hochalpen der Tzanen mit frisch gefallenem Schnee herüber; unterhalb der weißen Decke sah man das melancholische, kahle, baumlose Schmutziggelb der tzanischen Gebirge; unter diesem das kalte düstere Grün der Nadelwaldungen; noch tiefer das heitere Laubholz in hellen dichten Waldungen; dann die immergrüne Busch-Zone, und in unterster Linie des

Landschaftgemäldes die bläuliche Pontus-Fluth, ein anziehendes Farbenspiel, in welches die Sonne herbstlich blitzte. Der Kahn strich lustig über die Bogensehne des Golfes zum Kap Zephyrium, wo die Osmanli wegen eingetretenen Gegenwindes zum Ruder griffen, bis wir endlich um drei Uhr Nachmittags nicht ohne Mühe die Bucht von Tripoli erreichten. Um in den kleinen Hafen einzulaufen, schifft man, von Kerasunt kommend, um ein scharf in das Meer hinausgestrecktes Promontorium, vor dessen äußerster Spitze zwei hohe Felsenklippen insularisch aus der Tiefe steigen, aber bei glattem Wasserspiegel für kleine Fahrzeuge noch hinlänglich weite Durchfahrt offen lassen. Das Meer war rund umher soviel als unbewegt; nur an den Klippen — wir sahen es von weitem — warf es hohe Wellen in die Enge hinein. Und doch waren die der langen Arbeit müden Schiffer und wir selbst zu träge den Kahn in sicherem Bogen außerhalb der Brandung herumzuführen. Wir wählten mechanisch den kürzern Weg, weil es die Welle in regelmäßigem Takte hob und niederschellte und wir dem Schlag durch Geschwindigkeit zu entrinnen hofften. Ganz gelang es indessen nicht. Die Wendung hatten wir zwar gemacht, aber die Welle lief uns nach, ich blickte um und sah wie sich der haushohe schmutziggelbe Gischt eilend gegen die Barke wälzte; die Türken schrieen, die Leute am Ufer standen still und sahen wie versteinert dem Schauspiel zu;

der Kahn verschwand, aber tauchte wieder auf, weil ihn nur der Saum der Welle und nicht die volle Wucht getroffen hatte. „Allah,“ sagte der Oberfährmann halb zürnend, halb erschrocken, „ich habe Auftrag diesen Mann gesund nach Trabosan zurückzubringen, warum sind wir nicht außerhalb herumgerudert!“ Doch kamen wir mit dem Schrecken davon und stiegen wohl durchnäßt und von der unerwarteten Gefahr etwas überrascht wenige Minuten später unversehrt ans Land, gingen aber nicht mehr, wie auf der Hinfahrt, in die zerlumpte Kaffehütte des fanatisch blickenden Osmanli; ein viel schöneres, höher am Steilabhang neu erbautes Einkehrhaus mit hohen luftigen Räumen und zum Theil mit Fensterscheiben schien eine bessere Wahl. Man gab uns ein apartes Zimmer mit Getäfel, hölzernem Fußboden und Ruhebetten, und was für uns von besonderm Werth, die Wirthschaft wurde auf Rechnung eines eingebornen Christen geführt, der zugleich die Stelle eines Haus- und Hofmeisters beim Agha von Tripoli versah. Es war noch früh am Nachmittag, der Himmel wolkenlos, aber der Ostwind — diesmal nicht unerwünscht — der Fahrt nach Trapezunt entgegen. Wir fanden uns vortrefflich einquartiert und blieben gerne in Tripoli, um mit Bequemlichkeit und Ruhe die Pracht der Umgebung anzusehen. Wenn die empfindsamen Bewohner des traurigen Spree-Revieres, sobald sie auf der Akropolis von Athen das verwitterte Burg-

gestein zu ihren Füßen, und in der Ferne den kahlen Hymettus, die ausgebrannte Steinfläche von Attika, die abgeschälte geschmolzene Felsenklippe Salamis, die Staubwolken der Theseusstadt, den dürren, baumlosen, kalkigen Piräusstrand und die verkrüppelten Oelbäume am Cephissus sehen, schon über die Schönheit dieser Landschaft in dithyrambischer Begeisterung erglühen und durch ihre warmen Bilder das kunstsinnige Publikum der großen Stadt entzücken; welche Worte müßten diese schwärmerischen Seelen ihrem Gefühle leihen, hätten sie mit uns die wundervollen Scenen des schattigen Tripolis umwandelt? Große Erinnerungen ziehen freilich auf der Akropolis im Geiste vorüber, aber schöne Bilder vor dem Auge nicht. Die langen, waldbedeckten, von Tiefthälern und reißenden Wasserströmen senkrecht durchbrochenen Berggürtel, einer immer höher als der andere und parallel mit der Küste den weiten Raum zwischen dem Pontusstreif und dem Tafelland Armeniens füllend, erscheinen nirgend so klar wie um Tripoli. An die Stirnseite des ersten Gürtels hat die Natur eine deutlich vorspringende breitgedrückte Laubwaldpyramide mit stumpfer Spitze hingedrückt, und in einer entzückend grünen, quellreichen, dreigetheilten Blende dieser Laubpyramide, mitten unter Gebüsch ober dem Wasserspiegel hängt Tripoli. Zu beiden Seiten der Stadt weicht das Land in weitem Bogen und in gleichem Maß zurück, ostwärts aber, weniger als eine

Stunde von dem Ort, zieht ein romantisch wildes Thal mit vollem Strom aus dem Hochgebirg herab. Das ist in der heutigen Redeweise der „Bach von Tripoli," der von „Silberhaus" (Gümüsch-Chane) nahe an der armenischen Gränze kommt und weiland auch an seiner Mündung jetzt verlassene Silbergruben bespülte. Auf dem Steinpfade über Risse und Hügel wanderten wir voll Entzücken durch dicht verschlungenes, mächtig wucherndes Laubgehölze und langes Gebüsch von Haselstauden zum Bach hinein. Wie es da mächtig, tief und voll aus dunkelbewaldetem Thale zwischen Geschlinge und grün umsponnenem Felsengewirre niederrauschte! Etwa zwei bis drei Stunden stromaufwärts, auf einem Steilfelsen mitten im Wald und gleichsam senkrecht ober dem Wasser schwebend, sah man deutlich ein verlassenes und, wie die Begleiter sagten, in lebendigem Gestein ausgehauenes Kastell, das sie Petra nannten. Hier ist ohne Zweifel das aus der Chronik des Panaretos und aus dem Feldzuge der Trapezuntier gegen die Tzanen (1380 n. Chr.) wohlbekannte Petroma, welches einer Abtheilung von 600 Mann als Stützpunkt diente.[1] Dadurch ist auch die Lage des Baches Philobonites, dessen Lauf bei derselben Veranlassung eine zweite Abtheilung des großcomnenschen Heeres folgte, in der Nähe des schwarzen Vorgebirges und im

[1] Ἐποίησεν τὸ φωσάτον μερίδας β', τοὺς μὲν πεζοὺς ὡσεὶ χ' ἔστειλεν ἀπὸ τὸ Πέτρωμα. Panaret. ad ann. 1380 p. Chr.

Bereiche derselben, mit Schatten, Wasserströmen, Thaleinschnitten und buschbewachsenen Promontorien so romantisch geschmückten Ufercurve ausgemittelt.

Zu Clavigo's Zeiten (1400) war Tripolis noch eine große Stadt,[1] heute zählt es kaum 500 unter Baumgruppen und Buschwerk zerstreute, an Klippen hingehängte, in Einsenkungen versteckte und nur in der ärmlichen Marktgasse zusammenhängende Wohnhäuser, worunter etwa 100 christliche sind. Der Boden hebt sich gleich am Rande des Wassers und außer dem kaum vollendeten weitläufigen Konak des Agha und den beiden Kastellfelsen in der Hafenbucht verkündet nichts mehr das Andenken einer alten großen Stadt. Das größere dieser Kastelle, auf der Höhe eines isolirten, mit dem Strande mittelst eines schmalen, nicht allzeit wasserfreien Naturdammes zusammenhängenden, buschbewachsenen Steinkegels erbaut und schon beim ältern Plinius genannt,[2] lud unsere Neugierde zu näherer Betrachtung ein. Wir stiegen den gewundenen Pfad hinan, aber melancholische Oede begegnete uns überall, grünes Gestrüppe wucherte in das Thor hinein und in der verlassenen Schloßkapelle hatte eine Ziege ihren Wohnplatz auf-

[1] E a hora de medio dia fueron en par de una gran villa que era eso mismo poblada al mar, que ha nombre Tripil, y esta tierra es del Emperador de Trapisonda. Itinerar. pag. 82.

[2] Tripolis castellum et fluvius. Hist. nat. VI. 4.

geschlagen. Die Frage, wann und durch wen etwa das Kastell zuerst erbaut wurde, fällt nur einem Europäer ein, der Morgenländer denkt an solche Dinge gar nicht; ja er verlangt es nicht einmal zu wissen, weil Zukunft und Vergangenheit gleichmäßig außerhalb des Kreises seiner Vorstellungen liegen und für ihn die Gegenwart Alles ist. Freilich erspart er sich zum Ersatz verlorner Erkenntnißlust auch den Schmerz und die Demüthigung unbefriedigter Wißbegierde, die uns andere im Lande der „Kimbilir" und „ποῖος τὸ ξεύρει" so häufig treffen.[1] Umsonst sah ich um irgend ein erklärendes Zeichen, sey es auch nur eine Jahrzahl, ein Name, ein Sinnbild, im öden Bauwerk um. Voll warmer Eindrücke, aber ohne grammatische Belehrung stiegen wir die Windungen wieder hinab und gingen nach mehr als dreistündiger Wanderung durch Klippen und Buschwald wieder in die Wohnung zurück. Die Abendlüfte säuselten im Laub und trieben weite Halbbogen in gleichen Abständen über den glatten Wasserspiegel der Hafenbucht. Das vom Konak des Agha herabgeschickte, reichlich und geschmackvoll bereitete Abendessen ward in Gesellschaft des Haushofmeisters nicht ohne merkliches Behagen verzehrt. Zwar machte der noch junge und stattliche Wechsler die Honneurs des Tisches mit Anstand und Grazie, aber seiner Rede fehlte die Erfahrung, der

[1] Der türkische und griechische Ausdruck: „Wer weiß das?"

Umfang, die Praxis und die Weltkunde in umfassenderem Styl, wie wir sie am Saraf von Kerasunt gefunden haben. Doch kannte er den Landweg von Tripoli nach Trapezunt, die Vorgebirge, die Ortschaften, an denen man vorüber muß, wenigstens so weit das Steuergebiet seines Agha reichte, ganz genau. Der Byzantiner Chalkokondylas erzählt von einer schimpflichen Niederlage, welche die Trapezuntier unter dem Großcomnen Kalo-Johannes durch den Scheich von Ardebil in einem „Meliares" genannten Engpaß vorwärts von Kordyla gegen Tripoli erlitten haben. Diese isolirte, von Niemand erklärte Stelle des Byzantiners durch einen ächten Commentar zu erläutern und den Schauplatz jenes folgenreichen Ereignisses durch eigene Ansicht auszumitteln, war mein besonderes Augenmerk. „Ob er nicht ein Derbend (*ἕνα δερβένι, bir derbend*) mit Namen Meliares kenne?" „Hart ober dem Vorgebirge Kereli, etwa acht Stunden von Tripoli, sagte er, führe der Weg durch ein sehr langes und zugleich so schmales Derbend,[1] daß kaum für einen Menschen Raum genug zum Durchkommen übrig sey." Wir zogen auch noch den Oberfährmann nebst mehreren Eingebornen zu Rathe, und Alle bestätigten das Daseyn eines Engpfades in besagter Gegend; nur die trapezuntischen Orte Meliares und Kordyla kannte Niemand mehr.

[1] Thorband, Thorpaß.

Der Entschluß ward rasch gefaßt; am Kap Kereli, dem Koralla der Trapezuntier, sollte gelandet, das romantische Wald- und Felsenrevier der Küste näher geprüft und wo möglich durch die große Klause zu Fuß nach Buyuk-liman (Großhafen) hinabgewandelt werden, wo uns die Barke zu erwarten habe. Müde vom langen Tagewerk und bereit mit dem ersten günstigen Lufthauch die Segel aufzuspannen, überließen wir uns einem kurzen, aber erquickenden Schlummer, und bald nach ein Uhr Morgens strichen wir schon eilenden Kieles über den Golf von Tripoli. Die Nacht war entzückend, die Schöpfung in tiefer Ruhe, nur das Mondlicht perlte, hüpfte, spielte zaubervoll auf der glatten Spiegelfläche und in das Segel blies mit frischem Hauch vom Waldgebirg herab die Morgenluft. „*Schimdi tschibúk doldurún,* jetzt stopfet die Pfeifen", sagte der Oberfährmann zu seinen Osmanli. Die Atmosphäre war so durchsichtig und die Mondscheibe hing so günstig über dem Waldsaum, daß die Fährmänner sogar weit oben im Gehölze das Felsenschloß Petra-Kaleh im Vorüberfahren erblicken wollten. Die Scene war von großer Wirkung. Nach zwei Stunden kräftiger Fahrt steuerten wir

. . . . tacitae per amica silentia lunae

um das schwarze Vorgebirge, und die Morgenröthe fand uns in der kleinen Bucht des weit herausspringenden Strandfelsens von Kereli. Kloster

und Kastell ist Ruine, Alles fanden wir verlassen und unbewohnt. Ein stumpfer Quadratthurm ohne Dach, wie auf der Burg von Trabisonda, gehört mit dem anstoßenden Schloßgemäuer ohne Zweifel noch dem Koralla der Großcomnenen an. Grünes Gestrüppe mit einer üppigen Brut von Schlingpflanzen war in die leeren Räume eingezogen und die Morgensonne blickte melancholisch auf das verwitterte Gestein. Ein Lichtbild, in diesem Augenblick erfaßt, wenn es auch die Spielarten der einfallenden Helle darzustellen vermöchte, ließe einen tiefen Eindruck in der Seele zurück. In solchen Scenen erkennt und fühlt der Mensch sein Loos. Bin ich so weit über Continente und Meere hergekommen, um auf kolchischen Ruinen der Kürze des eigenen Daseyns und der unerbittlichen Gewalt der Zeit zu gedenken!

Der Reitweg zur Klause des Meliares zog fast senkrecht ober unserem Standpunkt durch Felsen und Gebüsch vorüber. Der Versuch in kürzester Richtung hinaufzuklettern wollte nicht gelingen, und wir mußten uns zu einem beträchtlichen Umschweif landeinwärts gegen den Bach Aïjenesin[1] entschließen, bis wir endlich mit vieler Anstrengung durch eine liebliche

[1] *Aï-jenesin deresi*, d. i. „Thalbach des heil. Eugenius" in der heutigen Osmanli-Landessprache. Es ist das Ἅγιος Εὐγένιος der Griechen und San-Uigeni der Seekarten des Mittelalters.

Felsenschlucht voll Azaleen, voll strotzenden Buschwerkes, voll Baumschatten und Kühle auf die ersehnte Höhe kamen. Vorsichtshalber hatten wir einen der türkischen Fährmänner gegen Zusicherung aparten Lohnes als Begleiter mit uns genommen. Von einer entzückenden Waldscene umgeben, fanden wir die Mühe reichlich belohnt. Wir konnten das Auge nicht sättigen weder an der strotzenden Fülle des Buschwerkes, noch am schlanken Wuchs der hochstämmigen Laub- und Fruchtbäume, die unbewältigt von der verwüstenden Menschenhand in langen Wäldern die Hügel überdeckten, die Wände der tiefeingerissenen Grünschluchten bekleideten und auf fettem, wohlgenährtem, mit Regen und Quellen reich getränktem Boden überall mit dem Rhododendron, der Weinrebe, dem Lorbeer und der unvergleichlichen Arbutus Andrachne um die Herrschaft rangen. Wir rasteten lange an einer Quelle auf weichem schattigem Grase im Gehölze und blickten voll Seligkeit zwischen dichtbelaubten Baumschlag in die spiegelglatte blaue See hinab,

Muscosi fontes et somno mollior herba,
Et quae vos viridis tegit arbutus umbra . . .

Obwohl die Landschaft mit jeder Wendung des Pfades neue Reize bot, zogen wir doch, aus Furcht selbst das grüne Bilderspiel der Natur könnte sich am Ende noch erschöpfen, ungerne und langsam gegen die Höhe ober Kereli heraus, wo sich der Weg in

weitem Bogen um das Promontorium krümmt. Hier war die Enge, von der uns der Saraf in Tripoli geredet hat. Links stürzte es fast senkrecht in das Meer hinab und zwei Menschen konnten nicht neben einander gehen. Doch ward durch überhangendes, selbst das Gestein überwucherndes und den Abgrund verhüllendes Gebüsch das Grauen der Tiefe gemildert. Unmittelbar nach dem gefährlichen Durchgang senkt sich der Reitweg in eine bis zum nächsten Vorgebirg fortlaufende und beiderseits von romantisch wildem und malerisch grünem Steinwall geschirmte Langschlucht hinein, deren Ausgang am genannten Kap durch ein Querthor und ein verlassenes alttrapezuntisches Kastell (Kaledschik) geschlossen ist. Das ist die Klause des Chalkokondylas, der sogenannte Engpaß Meliares, dessen sich einst der Scheich von Ardebil zum Nachtheil des Herzogs von Chaldia und des trapezuntischen Heers bemächtigt hat.[1]

Den Platz des christlichen Schloßherrn von Meliares hat ein türkischer Dere-Beg aus der Familie Usun-Oghlu eingenommen, zwischen dessen Konak und einer mit lichten traubenbehangenen Erlbäumen

[1] Ὁ γὰρ Ζύχης Ἀρταβίλης κατέσχε τὴν τοῦ Μελιάρη λεγομένην τοποθεσίαν, προλαβόμενος τὴν κλεισούραν ταύτην τοῦ Μελιάρη τὸ Καπάνιον λεγόμενον. (Das byzantinische τὸ Καπάνιον fehlt im Glossar Dü-Cange's und ist ohne Zweifel auf das türkische Kapanmak, geschlossen seyn, zurückzuführen.) Ἐλθόντες τοίνυν οἱ τοῦ Πανσεβάστου καὶ αὐτοὶ εὗρον τὸν Ζύχην προκατέχοντα τὴν κλεισούραν τοῦ Καπανίου.

geschmückten Hügelreihe der Reitweg in sanftem Abhang zur hölzernen Dachbrücke des Akfaderesi und eine kurze Strecke weiter zum Landungsplatze Boyük-liman hinunter führt, wo die auf den Strand gezogene Barke schon lange unserer Ankunft harrte. — Obwohl die Entfernung von hier zum Kap Kereli, wo wir Morgens das Fahrzeug verließen, weniger als zwei Wegstunden beträgt, hatten wir doch mehr als vier gebraucht, theils wegen des Umweges und der Mühsal den Reitweg zu erklimmen, theils wegen freiwilliger schwärmerischer Zögerung im schönen Lustreviere. Die Quellen im hellgrünen Gebüsch, der Blick ins Meer hinab, die romantisch wilde Klause und der Schattenwald legten dem Schritte zauberische Fesseln an; auch hatten Usun-Oghlu's Leute die Ermatteten mit Trauben vom Erlbaum gelabt. Boyük-liman ist nur ein einzeln stehendes Haus mit einer Reihe Marktbuden, wo wir Kaffe tranken und Früchte, Trauben, Nüsse und Birnen in die Barke nahmen. Die Ortschaft selbst, wo die Eigenthümer der Gegend wohnen, liegt eine halbe Stunde weiter östlich und trägt den weder zum griechischen, noch zum türkischen Sprachstamm gehörigen Namen Fol. Wir erkannten in diesem Fol das Viopoli der abendländischen Euxinus-Fahrer des Mittelalters. Clavigo kam (1402) von Tripoli in wenig Stunden zum Kastell Corila, und Nachmittags mit günstigem Winde zu einem andern ummauerten Ort, genannt

Viopoli, wo man die Nacht vor Anker blieb.[1] Der volle Name hieß im Alterthume Liviopolis und wird unseres Wissens nur im Plinius, und zwar mit dem richtigen Beisatze gefunden, daß es an keinem Flusse liege (sine fluvio Liviopolis). In der That sind die nächsten Bäche Kerasun und Akſa beiderseits ungefähr eine Stunde vom alten Viopoli (Fol) entlegen. Wir strichen mit schwachem Winde dicht an der Küste fort und genossen mühelos des Anblickes der immergrünen Buschhügel am Bach Kerasun. Gegen zwölf Uhr hatten wir Kap Hieron-Oros erreicht und legten mit andern Gefühlen als wir vor sechs Tagen bei nächtlicher Vorüberfahrt auf eben dieser Stelle empfanden, am Delta einer malerisch schönen Felsenbucht, Indschir-liman (Feigenhafen) genannt, das Fahrzeug zur Mittagsruhe ans Land. Es war kein Tiefwasser, es war flacher Strand. Die kolchischen Osmanli nahmen das Segel ab, hoben den Mastbaum aus und zogen, wie die Gefährten des Ulysses, den Kahn auf das sandige Ufer, auf dem sie im Schatten der überhängenden Waldgebirge ihre Schifferkost verzehrten und sich dem Schlummer über-

[1] E en poca de hora fueron en un castillo que es junto con el mar, que ha nombre Corila, e non quisieron tomar puerto en estos lugares, par quanto avia buen tiempo: e a hora de visperas fueron en un castillo que ha nombre *Viopoli*, e tomaron alli puerto, e estovieron esta noche. Itinerar. p. 82.

ließen. Das Delta war aber zwischen zwei hohen, schroffen, felsig zerrissenen, mit hellgrünem Wald und Buschwerk dicht verwachsenen und an der Hypotenuse nicht über 300 Schritte von einander entfernten Steilseiten so lieblich eingekeilt, daß an diesem auserwählten Orte selbst um Mittag noch Schatten und Kühlung herrschte. Seitwärts an der Buschwand war ein Brunnen des hellsten Wassers, und neben dem Brunnen stand ein Oelbaum mit fettem langgezüngeltem Blatt, im Hintergrunde aber in dichtem Waldschatten ein isolirtes Haus. Doch war das Dreieck am Spitzwinkel nicht geschlossen; ein Bergspalt, dunkel, schmal und tief eingeschnitten, drängt sich zwischen den beiden in Gestalt runder, abgeplatteter Waldkegel hochaufgethürmten Seitenwänden in das Gebirg hinein, zugleich Rinnsal eines perennen Bachs und Sitz einer selbst in Kolchis kolossalen Vegetation. Nach dem fröhlichen Mahle am Brunnen ging ich während der langen Rast der Schiffer in den hohen Schattenspalt und sah gegen das Meer heraus. Das schmale Segment der blauen Fluth glitzerte wie ein fernestehender Zauberspiegel in wundervollem Schein. Nachher stieg ich beiderseits auf die waldigen Vorgebirge hinauf und wanderte zuerst gegen das nur eine halbe Stunde rückwärts entfernte Kap Hieron-Oros; dann vorwärts in der Richtung gegen Ak-Kalah durch das wildschöne Buschrevier, über belaubte Riffe, durch dichte Obstwälder aus Maulbeer-, Kastanien-,

Aepfel-, Birn-, Kirsch- und Feigenbäumen, mit Ulmen, Eichen, Ahorn und riesenhaftem Rebgeschlinge, mit undurchdringlichem Kurzholz vom schöngerindeten Arbutus Andrachne, von Lorbeer, Corylus, immergrünem Cistus, und dem so oft gepriesenen und allzeit schönen Azalea- und Rhododendronbusch wundervoll geschmückt. Dazu noch der blaue Sonnenhimmel, die spiegelnde Wasserfläche und lianenumschlungene Ruinen im Gehölz! Wir fragen den Leser, ob das nicht entzückend ist und wie sich etwa die dünngebürsteten Boschetti Italiens oder gar das abgeschälte kalkige Griechenland mit der Pracht solcher Wälder messen könne? In Kolchis regiert noch der Pflanzenwuchs, nicht der Mensch, und die zerstörenden Bedürfnisse der Kultur sind noch nicht bis an diesen beglückten Himmelsstrich gedrungen. Wandert durch den immergrünen Buschwald um Indschir-liman und Rousseau's Philosophie hört auf bizarr zu seyn. Ob man sich bei dieser Scene viel nach Deutschland sehnt, und nach seiner weisen Praxis, seiner Dänen-, Elbe-, Mauth-, Sundflotten-Energie, seiner andächtigen Langweile und seinem melancholischen Fichtenwald Verlangen trägt?! Selbst die kolchische Pflanzenwelt klagt uns des Kleinmuths, der Weichlichkeit und des verzagten Sinnes an! Der Ruf des Fährmanns scholl durch das hohle Berggeklüfte und rief den Wanderer aus Schwärmerei und Wald an den Strand zurück. Sie zogen die Unterlage weg, schoben

das Fahrzeug in die Fluth hinab, setzten den Mastbaum ein, hingen das Segel auf und setzten die Ruder an, weil nur laue Winde in die Wimpel wehten. Vorgebirg an Vorgebirg, felsicht, reich bebuscht, scharf in die See abstürzend und durch kleine bebaute Flächen mit Einzelhöfen und tief eingeschnittenen Waldungen wildromantisch abgeschieden, strich am Kahn vorüber bis endlich Ak-Kalah (Weißenburg), weiland Kloster und Kastell Kordyle, durch seine wildschöne Lage auf schattigem Felsenvorsprung den Lauf des Fahrzeugs hemmte und zum Genuß der Waldkühle und der schönen Aussicht lud. Wir stiegen zwischen einer Fülle von Lentiscusgestrüpp und zahmen Oelbäumen das Vorgebirg hinauf, verweilten aber nur kurze Zeit auf der Höhe, denn die „Weißenburg" ist menschenleer und bei den lafettenlosen Kanonen nicht einmal eine Wache aufgestellt. Die Sorge diesen uralten Landungsplatz der Curve von Trapezus zu schirmen, liegt, wie zu St. Sophia, den mohammedanischen Bewohnern der umliegenden Holzhütten ob. Ein Meierhof dieses lieblichen Strandes sah einst die Katastrophe Alexius IV. durch seinen herrschsüchtigen Sohn Kalo-Johannes den Groß-Comnen und vorletzten Imperator von Trapezunt.[1]

[1] Nach trapezuntischer Sitte war Kalo-Johannes als Erstgeborner zwar Mitregent und saß bei feierlichen Handlungen in gleichem Schmuck neben dem kaiserlichen Vater auf dem Thron. Das war aber dem „Schönen-Johann"

Vom Uferfelsen vor dem Schlosse trägt der Blick quer über den Golf nach Trapezunt hinüber, und die

zu wenig. Der ehrgeizige Erbe fühlte Kraft und Herrschergabe genug das Reichsgeschäft allein zu besorgen und der Verdacht geheimen Liebesverständnisses seiner leiblichen Mutter, einer cantacuzenischen Prinzessin aus Byzanz, mit dem Schatzmeister des Reichs sollte dem jungen Bösewicht als Werkzeug zur Stillung seiner Herrschbegierde dienen. Kalo-Johannes eiferte mit solcher Wärme für häusliche Tugend und strenge Sittlichkeit, daß er, nicht zufrieden den Schatzmeister eigenhändig zu tödten, der Familienehre wegen auch Mutter und Vater im Palast erdrosselt hätte, wären nicht die Archonten noch zu rechter Zeit ins Mittel getreten. Für eine solche That gibt es keine Sühne und Kalo-Johannes entging dem väterlichen Zorn durch die Flucht an den Hof des Königs von Tiflis, der dem flüchtigen Vatermörder in Hoffnung besserer Zeiten die Tochter zur Ehe gab. Aber Kalo-Johannes hatte was man in Italien die *rabbia papale* nennt, er konnte Privatstand und Verbannung nicht ertragen und wollte um jeden Preis als Herrscher auf der romantisch schönen Burg von Trabisunda wohnen. Zu Caffa in der Krim, wohin er von Tiflis gezogen war, bemannte er zwei Kriegsschiffe mit genuesischen Abenteurern und besetzte das feste Kloster Kordyle (Ak-Kale der Türken) in Angesicht von Trapezunt. Für Einverständnisse unter den Hofarchonten und selbst unter den Leibwachen des Großcomnen ward schon früher gesorgt, und wie der alte Großcomnen seinem rebellischen Sohne gegenüber am Meierhof lagerte, öffneten die bestochenen Wächter den ausgesandten Meuchelmördern Nachts den Eingang und der unglückliche Gebieter ward inmitten seines Heeres im Schlaf ermordet. Kalo-Johannes wollte zwar nur die Gefangennehmung, nicht den Tod des Vaters befohlen haben, und bestrafte den einen Sendling durch Handabhauen, den andern durch Blendung für ihre Frevelthat. Allein wer

Bäume neben uns warfen ihre Schatten lang und abendlich in die Fluth hinab. Wir aber steuerten an den myrtenreichen, sanftanlaufenden und mit ländlichem Gehöfte idyllisch geschmückten Küstenhügeln bis in den Mittelpunkt der Golfkrümmung, zum schön gelegenen Städtchen Platana hinein und zogen vor fünf Uhr Abends das Fahrzeug noch einmal ans Land. Dieser Ort, der im Munde des Volkes wahrscheinlich seit Urzeiten diesen Namen trägt, ist von Trapezunt nur etwas über vier Stunden entfernt, und ward im classischen Alterthum auch Hermonassa genannt, wie aus Strabo und dem Periplus des Arrian zu ersehen, oder vielmehr aus den Entfernungen von bestimmten Küstenpunkten zu berechnen ist. Die Platane wächst in der Umgegend, besonders am Bach von Kalanoma auf der Seite gegen Trabosan, mit unvergleichlicher Pracht und die milden Hügel des Weichbildes sind ein zusammenhängender Wald fettstämmiger Oelbäume, zu denen sich in gleicher Ueppigkeit die Feige und die Weinrebe gesellt. Lebendige Zäune und Einfriedigungen aus Maulbeerbäumen und Ulmen, um die sich in dieser Jahreszeit das traubenvolle Geranke der Reben schlingt, sahen

wüßte nicht aus näher liegenden Ereignissen ähnlicher Art wie man solche Befehle von jeher gemeint und verstanden hat? Kalo-Johannes baute dem erschlagenen Vater ein prachtvolles Grabmal in der Domkirche der Panagia Chrysocephalos und bestieg ohne Gewissensangst als Vatermörder den blutbefleckten Thron.

wir nirgend mit so viel Geschmack und Ordnung angepflanzt wie um Platana. Von seinen vierthalbhundert, dorfartig über Thal und Hügel zerstreuten Wohnungen sollen nur etwa 140 christliche seyn, die sich mit Pacht, Kleinhandel, Wucher und besonders mit Geschäften in Wein und Oel zu behelfen suchen. Die Luft ist hier milder als selbst im nahen Trapezus, weil Kap Hieron-Oros den Golf vor rauhem Nordwest bewahrt; an Wein, Oel, Tabak und Mais herrscht Ueberfluß, so daß der Mensch, wenn er nur physische und keine edleren Bedürfnisse hätte, in Platana vollkommen glücklich wäre. Etwa eine Stunde verweilten wir in dieser reizenden Uferlandschaft, deren milde Tinten im abendlichen Licht um so inniger zur Seele drangen als die Dunkelschatten der Thalrisse und Hochwaldberge im Hintergrund mit jeder Minute dichter wurden. Um den Leser vor der irrthümlichen Meinung zu bewahren, als könnte etwa der Mensch, aller irdischen Noth entrückt, in Kolchis bloß von Waldentzücken und Bewunderung des Rhododendrons leben, wird hier auch vorübergehend eingestanden, daß wir nicht ohne erquickende Abendkost aus Platana gewichen sind. Außer der kalten Küche am Brunnen von Indschir-liman waren wir seit Tripoli ohne Nahrung geblieben, was Wunder also, wenn wir den warmen Eierspeisen, dem leichten Wein und den pflaumengroßen Oliven eines orthodoxen Magazins die gehörigen Ehren erwiesen haben? In

der Freude der glücklichen Fahrt und des nahen Zieles ward auch der Fährmänner gedacht und bei sinkendem Tage rauschte die Barke mit Kraft an den Platanen von Kalanoma vorüber gegen Trapezunt. Der Strand war bald in Nachtdunkel gehüllt und nur zwischen den obersten Bäumen des Bergwaldkammes schien noch der lichte, heitere Abend durch; denn hinter dem Bergwaldkamm stieg langsam der Mond herauf und schüttete endlich die volle Garbe seines Zauberlichtes auf den Wasserspiegel des Golfs herab. Zugleich wehte es frisch vom Lande her, das Meer glitzerte und im Uferbusch sah man die Schatten hüpfen. Gerne wäre ich jene Nacht bis an den Phasis fortgeschifft, und viel zu früh für das schwärmende Gefühl legte sich der Kahn schon um neun Uhr Abends dicht unter der Consularterrasse in der Gartenvorstadt von Trapezunt ans Felsenriff.

VI. – 1296

Sitten, Gebräuche, Lebensweise, Verwaltung und öffentliche Zustände des Landes Trapezunt.

Daß die Landschaft Trabosan ein schönes Wald- und Buschrevier, voll Schatten, voll frischer Bäche und malerisch grünen Gesteines sey und beim ersten Anblick den Fremdling entzücken könne, glaubt der Leser nach Ansicht der zwar matten und das Gefühlte nur höchst unvollkommen darstellenden, aber doch allenthalben aus unmittelbarer Anschauung geflossenen Wanderscenen ohne Mühe. Schwärmerische Gefühlsregungen sind aber flüchtiger Natur und mit den Bedürfnissen des Menschen drängen sich andere Fragen auf. Gar zu gerne möchte vielleicht der intelligente Europäer wissen, wie eigentlich der Mensch im idyllenhaften Kolchis lebe; wie man in Trapezus verwalte, Steuer nehme und Gerechtigkeit pflege; wer den Boden besitze; welche Nahrungsmittel die Erde freiwillig gebe und welche ihr Arbeit und Industrie entlocken; ob der Mensch im schönen Trapezunt überhaupt glücklicher als unter andern Himmelsstrichen sey, oder ob er die gleiche Summe von Qual und

Sorge und täglicher Bedrängnisse zu erdulden habe wie sein Schicksalsgenosse im Occident; insbesondere ob man dort auch wider die Landplage des Pauperismus, der proletarischen Uebervölkerung, des zum Atom parcellirten Eigenthums, der spekulirenden Andacht und der langweiligen Broschüren des Abbé Combalot zu kämpfen habe? In Trabosan — vielen Europäern eine tröstliche Kunde — schreibt, druckt und liest man nichts. Hier wird geschwiegen oder gehandelt. Daher der schnelle Verdacht und die nie schlummernde Sorge der Gewalt. Daß es bei den alten Besitzern des trapezuntischen Bodens nicht zum Handeln komme, war und ist jetzt noch die hauptsächlichste Aufgabe des türkischen Regiments. In Anatolien — diese Gerechtigkeit gebührt den Osmanli — haben sie ihre Aufgabe musterhaft und bleibend, folglich unendlich vollständiger und wirksamer als die „Sachsen“ in Irland gelöst. Armuth, Unwissenheit und gesetzliche Schmach der Ueberwundenen sind die vorzüglichsten Instrumente türkischen Uebergewichts. In Kolchis und im Innern Kleinasiens ist es wahrhaft eine Infamie Christ zu seyn, und die erste Tugend unseres Glaubens, die Demuth und Selbstverläugnung zu üben, findet der hochmüthige Europäer in diesen Landschaften die beste Gelegenheit. Das Christenthum ist hier so vollständig besiegt und geknickt, daß an ein Wiederaufleben von Innen heraus unter keinerlei Umständen zu denken ist. Es ist die Religion

der Vorstädte und schmutzigen schlechten Winkel, während alles Volk in der Citadelle, in den höher und zierlich gelegenen Stadttheilen und in den Landsitzen türkisch redet und den Islam bekennt. Zu diesen Privilegien der Ehrenhaftigkeit, des Reichthums und der Macht gesellt sich in Anatolien auch noch das numerische Uebergewicht der Mohammedaner über die Anhänger Christi in einem solchen Grade, daß letzteren selbst die Hoffnung zur Freiheit entschwunden und die Rache allein im Herzen geblieben ist. Wer die Rache am Geschlechte Osmans vollzieht, ist der legitime von Gott selbst auserwählte Herr dieses Himmelsstrichs. Einer Zeit wie der unsrigen muß die Staatsklugheit, mit welcher das aller Verbesserung feindselige Türkenvolk seiner Herrschaft eine so dauerhafte Grundlage zu geben vermochte, als ein höchlich zu beachtendes und besonders respektables Phänomen erscheinen. Als sich Trapezunt an die Türken ergab, hatte das Land eine zahlreiche Christenbevölkerung, eine Reihe wohlbefestigter Städte und Citadellen längs der Küste, einen reichen, mächtigen, auf unzugänglichen Burgen einsässigen Feudaladel und einen unbesiegbaren Widerwillen gegen den Islam. Hätte man damals Freiheit und Eigenthum der Ueberwundenen geachtet, wie stünde es etwa heute um türkische Herrschaft in Kolchis? Das Verfahren des Sultans war einfach, energisch, sicher, aber christlicher und überhaupt menschlicher Sitte widerstrebend. Die drei

Citadellen von Trabosan sammt den weitläufigen Bazaren und Gartenvorstädten wurden von der christlichen Bevölkerung völlig gesäubert. Das regierende Haus ward nach Thracien versetzt und später in den männlichen Individuen ausgerottet. Von den christlichen Bewohnern der Hauptstadt aber hob man, wie zum Theil schon früher angemerkt, zuerst die schönsten und rüstigsten jungen Leute zum Kammerdienst des Sultans aus, schrieb dann achthundert Knaben als künftige Janitscharen ein und theilte die Uebrigen in drei Klassen. Die erste, aus den Vornehmsten und Reichsten bestehend, wanderte als Kern der neuen Bevölkerung in den Fanar nach Konstantinopel;[1] die zweite wurde als Sklave unter das Heer vertheilt; der dritten aber, d. i. den besitzlosen Proletariern und der Hefe des Volkes ward die abgesonderte Vorstadt der Marine als Wohnsitz angewiesen. Dagegen wurden in der obersten Citadelle, wo die Kaiserburg mit den Häusern der vornehmsten Archonten stand, eine Compagnie Artilleristen, in den beiden untern aber 12,000 Asaben, d. i. ledige auf Kriegesdauer von den türkischen Gemeinden gestellte Milizen angesiedelt, als deren Nachkommen die heutige

[1] Die Callimachi, die Murusi ꝛc. kamen um jene Zeit aus Kolchis an den Bosporus. Die in Stambul einsäßigen Archonten wurden als unverbesserliche Intriguanten vom Sieger in Masse niedergemetzelt, oder flohen in entlegene Himmelsstriche.

Türkenbevölkerung von Trabosan zu betrachten ist.[1] In gleichem Sinne ward in den übrigen Städten und Festungen des Reichs verfahren, besonders aber nach Austreibung sämmtlicher Geschlechter der Archonten und Feudalherrn überall im verlassenen Gute ein Türke eingesetzt.

Der Sultan blieb fast ein Jahr in Trabosan und ging nicht eher an den Bosporus zurück, als bis alle seine Anordnungen im eroberten Lande vollzogen waren. Nur drei Mönchsklöster und einige christlich gebliebene Dörfer im Innern fanden Mittel ihren Grundbesitz zu retten; an der Küste aber und in den fruchtbarsten Gegenden überhaupt ging alles Landeigenthum in türkische Hände über. Solche Handlungen tyrannischer Uebertretung der Verträge würde die öffentliche Meinung heutzutage wo nicht ganz unmöglich machen, doch wenigstens durch allgemeine Verwerfung brandmarken und als Grundlage künftiger Reaktion benützen. Damals (1462) gab es aber den Türken gegenüber in Europa noch keine öffentliche Meinung, oder sie bestand vielmehr in Zittern und äußerte sich durch Litaneien, die einem unter Thränen und Verzweiflung aus dem väterlichen Boden weggerissenen Christenvolke freilich wenig nützten. Aus dem romanhaften Imperium Trabesunda ward in solcher Weise ein türkisches Paschalik Trabosan,

[1] Die kaiserliche Burg war drei Generationen hindurch Sitz des türkischen Thronfolgers.

das mit Ausnahme der Westgränze auch nach seiner Verwandlung den Umfang behielt, den es zur Zeit des letzten Großcomnenen hatte. Das Vorgebirge Jasonium ward Gränzpunkt gegen Amasia, so daß Unieh (Oinäum oder Oenoë der Griechen) nicht mehr dem Begler-Beg von Trabosan gehorchte. Wie dieser Burg und Machtansprüche der Großcomnenen, so hatten türkische Dere-Bege (Thalfürsten) mit den Schlössern und Edelsitzen auch die Unbotmäßigkeit der christlichen Feudalarchonten übernommen. Das Institut der Dere-Bege, ein altes Erbtheil der Seldschuken von Ikonium, hat in Kleinasien seine vollständigste Ausbildung erhalten und vielleicht mehr als irgend eine Staatseinrichtung zur Verbreitung und Befestigung türkischer Nationalität beigetragen. Die Osmanli haben wesentliche Vorurtheile gegen die Allesregiererei und gegen mathematisches Centralisiren der Gewalt. Wenn in einer großen Monarchie, sagen die Osmanli — natürlich mit Unrecht — Einer allein Alles thun will, so sey das eben so viel als wenn der Führer eines großen Heeres alle untergeordneten Stellen selbst versehen wollte. Die Lehenspflicht in Kriegszeiten leisteten diese anatolischen Erbfürsten mit großer Pünktlichkeit, auch in Abtragung des festgesetzten, freilich sehr mäßigen Tributes an den Padischah blieben sie nicht leicht zurück, gerirten sich aber, was die innere Verwaltung der Territorien betrifft, als unabhängige Gebieter, denen

Niemand etwas einzureden hat. Da es ihren eigenen Vortheil galt und der Gewinn in ihre Taschen fiel, bewirthschafteten sie die Ländereien mit der größten Sorgfalt, und viele dieser Dere-Bege, z. B. Tschappan-Oghlu von Jüs-katt, sammelten unerhörte Reichthümer mit wohlbegründeter Macht, bis endlich in unsern Tagen Sultan Mahmud den fetten Segen der Thalfürsten in seine Koffer zu leiten beschloß und alle erbliche Gewalt außer der seinigen im Reiche Osmans für erloschen erklärte. Die Idee war eine christliche und folglich bei den Türken nicht beliebt. Auch könnte man fragen, ob die Monarchie durch diese neue Verfügung an Stärke nach Außen und im Innern an Glückseligkeit und Reichthum merklich gewonnen habe? Statt des patriarchalischen Regiments im Lande geborner und aufgewachsener Stammhäuptlinge kamen räuberische Satrapen aus Stambul, um den Kaufschilling ihres Amtes in kürzester Frist mit Wucher einzutreiben. Mahmud hetzte mit türkischer Arglist einen Dere-Beg wider den andern und machte begreiflicherweise bei den größten und reichsten, als den schuldvollsten und gefährlichsten Gegnern kaiserlicher Allgewalt, den Anfang seines Rachezugs. In der Hoffnung, die eigene Existenz zu retten, ließ sich Suleiman, Dere-Beg von Dschanik, gegen den gewaltigen Tschappan-Oghlu brauchen und löste die Aufgabe zu voller Zufriedenheit des Padischah. Und was noch mehr, der Sultan hielt sein Wort; denn

Suleiman blieb unter billigen Leistungen im Besitz des reichen Guts der Vorfahren und vererbte es sogar unverkümmert an seinen Sohn Osman-Pascha, dem man im Drange der Umstände auch noch das anstoßende große Paschalik Trabosan zu verwalten überließ. So geschah es durch ein sonderbares Spiel der Umstände, daß sich mit Ausnahme der früh verlornen Fürstenthümer Heraklea und Sinope die Monarchie der Großcomnenen in der ganzen Ausdehnung zwischen Amisus (Samsun) und dem Bathysflusse (Tschorak-Su) 360 Jahre nach ihrer Zersplitterung in der Familie eines turkomanischen Stammhäuptlings und Nachfolgers der Feudalarchonten wieder vereinigt fand. Immanente Verhältnisse haben unter gewissen Himmelsstrichen in letzter Instanz noch jedesmal über die Kraft des Menschen triumphirt. Das Ansehen des neuen Großcomnenen scheint bereits so fest begründet, daß nach dem unlängst erfolgten Tode Osman-Pascha's nicht nur das Erbgut, sondern auch das Paschalik auf ein Mitglied der Familie überging. Sogar den Wechsel der Residenz hatte der neue Fürst von Trabosan mit seinen christlichen Vorgängern gemein. Denn gleichwie die Großcomnenen bald auf der Akropolis zu Trapezunt, bald auf der Burg zu Limnia oder Kerasunt Hof hielten, wohnte auch Osman-Pascha abwechselnd in seinen Stammschlössern zu Tscharschambeh am Iris und im neugebauten Konak zu

Trabosan, wo ich den alten Dere-Beg (Herbst 1840) öfter gesehen habe. Weil aber in Literatur und Politik dieses Landstriches selten Erwähnung geschieht, dürfte vielleicht mancher Leser fragen, wo und was für ein Land Dschanik sey? Dschanik ist der fetterdige, hügelreiche Küstenstrich zwischen Kap Jasonium (Vona) und der Stadt Amisus (Samsun), im Süden von einer halbzirkelförmig eingebogenen, von Strand zu Strand laufenden, wald- und metallreichen Bergkette abgeschlossen und in der Mitte vom fischreichen tiefen Iris (Jeschil-Irmak, d. i. Grünbach) durchströmt. Dschanik ist das Land der fabelhaften Amazonen, deren Andenken sich beim Volke im Bergnamen Masun-Dagh, Amazonenberg, Ἀμαζόνια ὄρη, bis zu dieser Stunde erhalten hat. Auch Ortschaft und Flüßchen Therme sind keine leere Anspielung auf Thermodon und Themiskyra des Alterthums. Ein Park von Frucht- und Laubwald mit Buschwerk und langen Windungen wilder Reben, zieht sich unübersehbar von der Küste ins Gebirge hinein. Pflanze und Thier strotzt in Dschanik noch üppiger und vollkommener als in Trabosan. Schon im zwölf Stunden rückwärts liegenden Kerasunt hat man diese steigende Fülle am zahmen Geflügel bemerkt. Hanf, Flachs, Mais, Tabak und Seide erzeugt das schöne Land in Ueberfluß und in der größten Vollkommenheit. Aber Alles, Boden, Wald, Wild, Heerde und Frucht in Dschanik gehört dem Dere-Beg. Die Zahl

seiner Landgüter übersteigt dreihundert, und jedes soll ihm jährlich zwischen 25,000 und 30,000 Grusch (2500—3000 Gulden C. M.) an Pachtgeld tragen. Das Monopol der Tabakpflanze allein, von welcher sehr viel im Trapezuntischen, die größte Menge aber im flachern Erblande und besonders um die Halys-mündung wächst, gibt dem Pascha nach Angabe der Hausbeamten jedes Jahr vierthalb Millionen Grusch (350,000 fl. C. M.) Gewinn, von dem nur die halbe Million als Pachtschilling nach Stambul geht, der Rest aber in seine Koffer fällt. Leuten von einiger Vorliebe für Geld und Gewalt müßte die Stelle eines kaiserlichen Statthalters von Dschanik und Trabosan als ein höchlich wünschenswerthes Gut erscheinen. Beide Provinzen sind beim Fiscus auf eine bestimmte und wohl zu erschwingende Summe in Geld und Naturalien angelegt, die der Statthalter jährlich an das Hoflager zu senden hat, während Einhebung des Gesetzlichen, so wie Besteuerung der Einwohner überhaupt im weitesten Sinne der eigenen Ansicht und Geschicklichkeit des Pascha überlassen bleibt. Welch ein Feld für Thätigkeit und Profit! Osman-Pascha ernennt und bezahlt sämmtliche Verwaltungsbehörden der Provinz, gibt und nimmt wem und wie viel er will, und erhebt nach übereinstimmenden Schätzungen im Lande beiläufig viermal so viel als er an den Fiscus schickt. Daher aber auch das Wehklagen der Christen von Tripolis und Kerasunt über „tyrannische"

Bedrückung, daher die Bittgesuche und Berufungen auf alte Verträge seitens der kolchischen Griechen beim Divan zu Stambul, daher das Murren und Grollen der weiland steuerfreien Osmanli in Trabosan und der offene Trotz der Tzanen im Waldgebirge. Im Kolchischen machen die Leute hie und da noch Schwierigkeiten, wenn man ihnen die Tasche leert. Der alte Turkomanen-Dere-Beg lebt unter diesen Umständen mit königlichem Aufwand und legt dennoch jedes Jahr bei drei Millionen Grusch (300,000 fl. C. M.) als reines Ersparniß in seinen Schatz zurück.

Diese Nachweise über Haushalt und spekulative Verwaltungspraxis des Erbfürsten von Dschanik sind ganz gleichlautend mit Hamiltons Angaben über denselben Gegenstand.[1] Der Leser soll sich über diese Gleichförmigkeit nicht verwundern und in dem einen nicht eine leere Copie des andern erblicken. Hr. Hamilton und ich haben beide aus derselben Quelle, aus den mündlichen Mittheilungen des Dr. Giovanni Rutzeri, des klugen Leibarztes beim alten Dere-Beg, geschöpft. Hr. Rutzeri kannte die Verhältnisse seines Gebieters, bei dem er länger als zwanzig Jahre in Diensten stand, ganz genau und starb während meiner Anwesenheit in Trapezunt mit Hinterlassung eines bedeutenden Vermögens, einer

[1] Vgl. Hamilton, Researches in Asia Minor, Pontus and Armenia. Vol. I. p. 242, 282, 292. London 1842.

numismatischen Bibliothek (Mionnet) und einer schönen Münzensammlung, die er sich zu Anapa in Tscherkessien gebildet hatte. Denn zur Zeit als Paskewitsch vom Kaukasus her das türkische Reich erschütterte, war Osman-Dschaniklü Pascha von Anapa. Hr. Hamilton traf diesen unterrichteten Mann auf dem Schlosse zu Tscharschambeh am Iris (Jeschil Irmak), ich aber vier Jahre später (1840) in seinem eigenen Hause zu Trabosan. Ein anderer in Diensten von Osmans Bruder Abdallah-Beg stehender deutscher Arzt, der gut türkisch gelernt und bedeutende Reisen in Asia-Minor gemacht hatte, bestätigte Hrn. Hamilton zu Amisus die Reden und Angaben Giovanni's über die unermeßlichen Reichthümer des Dere-Beg in allen Theilen, und machte auch noch andere kluge Bemerkungen über den Charakter der Türken im Allgemeinen und Osman-Pascha's insbesondere. Zudem hörte ich von einem trapezuntischen Türken, der sich aus Andacht zum Orden der Derwische zählte, aber nebenher große Reichthümer besaß und wöchentlich zwei- bis dreimal zum Abendbesuch in das Consulat des Hrn. v. Gхersi kam und heimlich Wein trank, ungefähr dieselben Bemerkungen über den Muschir von Trabosan, aber häufig mit dem spöttischen Beisatze: *Dschaniklü dür, Turkmen dür,* „er ist ein Tzane, er ist ein Turkman." Turkman und Tzane gelten sogar bei den Osmanli für grobe, unverständige, thierische und ungesittete Leute. Auch

gestand Dr. Giovanni aufrichtig, wie viel er von der Rohheit und den brutal-despotischen Launen des Dere-Beg in Anapa zu leiden hatte. Osman-Pascha war klein von Statur, dick, vertrakten Wuchses, alt und in der neuen halb europäischen Affentracht doppelt häßlich. Aber der Mann war vielleicht witzig, heiter, am Ende gar noch ein Schöngeist und gab als turkomanischer Mäcenas den Lokalpoeten von Trabosan reiche Geschenke oder doch einträgliche Stellen und gute Abendessen zur Vermehrung der Wissenschaft? Niemand in Trapezunt wußte irgend etwas von dergleichen Mäcenatenstreichen oder hatte je von irgend einem Witzworte Sr. Hoheit des Begler-Begs gehört. Was macht denn aber Osman-Pascha mit den vollen Truhen? Spekulirt er etwa auf Lufteisenbahnen, oder beschützt er am Ende gar noch die kolchischen Philosophen, was bei dem aufs Praktische gerichteten Sinne der Turkomanen und bei der anerkannten Nützlichkeit spekulativer Systeme in Förderung materieller Völker-Wohlfahrt leicht denkbar schien! Ich kam öfter in den Konak und sah fleißig am Divan um, ob nicht irgend etwas von einem phrenologischen Journal aus Paris, oder doch wenigstens von den „Ideen und Bildern" des berühmten Greverus zu entdecken sey. Denn sind „Ideen" wirklich, wie es in Platons Dialogen steht, aller Weltweisheit Unterlage, so ist Hr. Greverus von Oldenburg offenbar der größte jetzt lebende Philosoph im

deutschen Lande. Denn während Andere über Ideen nur brüten oder höchstens in Ideen träumen und nachtwandeln, macht Hr. Greverus große Reisen zu Wasser und zu Lande und trinkt sogar griechische Abendluft in „Ideen und Bildern," deren Ruhm gewiß nach Trabosan gedrungen wäre, wenn in diesem romantischen Lande Philosophie überhaupt einen Anklang fände. Mit Osman-Pascha war aber in solchen Dingen — das sah ich schnell — eben so wenig zu reden als mit seinem legitimen Sohn und Erben, der vollends mit Blödsinn geschlagen ist. So oft ich die üppige Wohnung und das insolente Glück des alten häßlichen Turkomanen sah, fiel mir jedesmal das Epitaphium in Petronius ein:

Sestertium Reliquit Trecenties
Nec Unquam Philosophum Audivit. [1]

Entweder ist Reichthum, Macht und Glück, oder ist das was der Mensch „Weisheit" nennt, eine bloße Ironie.

Etwas gesprächiger als der Pascha war der zufällig anwesende Polizeivorstand, jener knochige, feiste Türke, von welchem schon früher die Rede ging. Dieser that allerlei Fragen über die Nachtordnung unserer Städte, unter andern ob es wahr sey, daß man bei den „Feringi" die ganze Nacht mit Tumult und Geschrei in den Schenken zeche, und mit Verübung gröb-

[1] Er hat dreißig Millionen hinterlassen und niemals bei . . . Philosophie gehört.

lichen Unsinnes vermummt durch die Straßen laufe und gleichsam *canum more* mit einander Bekanntschaft mache? Fragen solcher Natur und noch weit schlimmere, die ich in der Türkei öfter hören mußte, zeigen deutlich genug, in welchem Lichte wir Christen den strenge disciplinirten Osmanli erscheinen. Zum Unglück finden Apologien und mildernde Erklärungen abendländischer Sitte bei den stöckischen Türken überall nur geringen, häufig sogar keinen Glauben. Um mich gewissermaßen zu rächen, fragte ich den Subaschi hinterlistig, an was man in Trabosan zuerst denke, wenn irgendwo Feuer ausbreche? „*Soyündürmek*,“ „ans Löschen“ war die schnelle Antwort des Subaschi. „*Janlisch, Efendim, tschok janlisch!*“ „Gefehlt, mein Herr, weit gefehlt!“ In den von andächtigen Softas[1] aufgeschriebenen Ueberlieferungen und Kathedersprüchen des großen Scheichs Uestköji von Derwischabad heißt es im Kapitel über Feuersbrünste (yanghin) ausdrücklich: „Wenn es brennt, soll man nicht zuerst ans Löschen denken, sondern vor Allem fragen, wo es brenne?“ Hiemit war der feiste Subaschi geschlagen und fand in der ersten Ueberraschung kein Wort der Erwiederung. Der alte Dere-Beg mit den Korallen spielend, rief voll Erstaunen über Uestköji's transoxanischen Scharfsinn sein langgedehntes „*Maasch Allah.*“ Nur der Kadi, welcher

[1] Softa, eigentlich „Sochte“ d. i. der Gebrannte, bedeutet soviel als „Schüler, Student.“

sich ebenfalls eingefunden, unterbrach die Stille mit der Bemerkung: „Er habe zwar immer gehört, die Usbeken-Scheiche seyen von Profession erstaunlich fromme und orthodoxe Sunniten; daß sich aber jene Gläubigen auch in Weisheit, Begriff und Witz auf solche Höhe geschwungen hätten wie der gepriesene Scheich Uestköji von Derwischabad, sey ihm selbst eine Neuigkeit.

Wenn der neue Dynast von Trabosan weder die Dichter noch die Philosophen durch seine Reichthümer erwärmt und unterstützt, was macht er denn mit den ersparten Summen? Legt er sie vielleicht im Handel oder in Förderung gewinnreicher Unternehmungen an, oder leiht er auf Zinsen wie Husein-Pascha von Widdin? Oder verschleudert er seine übrigen Millionen in staatswirthschaftlichen Experimenten wie Mehemed-Ali von Aegypten? Nichts von alle dem; Osman ist ächter Türke oder Tzane und frei von aller Spekulation. Das Geld ruht unbenützt in Kisten, deren Zahl mit jedem Jahre wächst, die aber für das Allgemeine wie für ihn selbst verloren sind. Einen weitläufigen Konak (Palast) hat er sich zu Tscharschambeh im väterlichen Erblande gebaut, den ich aber nicht gesehen habe. Der Konak zu Trabosan ist zwar ebenfalls neu, aber nicht mehr in der Akropolis wie der Comnenenpalast, sondern dicht am Thore der zweiten Citadelle, wo die Justinianäische Inschrift, mit der Fronte gegen das Meer und die

kühlenden Lüfte ganz im Charakter der kolchischen Architektur gebaut. Das Terrain ist Planum inclinatum, und das Gebäude selbst ein auf der vierten Seite nur durch eine Gartenmauer geschlossenes Parallelogramm mit hölzernen Söllern und Stiegen auf den drei Innerseiten und mit weitläufigem leeren Raum in der Mitte. Obwohl einstöckig, ist es doch so hoch, daß die Reihe der Wohnzimmer über die rechterseits als Grundlage dienende Festungsmauer und über die Baumschlucht unter ihr romantisch schön und luftig hinausragen. Weder Schildwache, noch Schranzen, noch äußerer Pomp verkünden, daß in diesem Hause ein mächtiger Gebieter und einer der reichsten Besitzer Anatoliens wohnt. Die ultima ratio seiner exekutiven Gewalt beruht auf einer Schaar mit Janitscharenflinten ohne Bajonnet bewaffneter und bürgerlich gekleideter Söldner, die der Pascha ebenfalls auf eigene Rechnung wirbt und unterhält. Von diesen sah ich ein einziges Mal etwa ein Dutzend ohne allen militärischen Apparat, ohne Trommel, ohne Disciplin wie ein Haufe bewaffneter Bauern, durch eine Seitenpforte des Palastes gegen das Gebirge hinaufziehen, wo ein türkisches Dorf die Bezahlung der Abgaben verweigerte. Ein Artillerie-Oberst, der als frommer Musulman Wasser trinkt und seine fünf Gebetzeiten pünktlich hält, aber weder Kanonen noch Kanoniere hat, ist im Reiche der Comnenen der einzige uniformirte Repräsentant der neuen Kriegs-

ordnung von Stambul. In der öffentlichen Meinung zu Trabosan gilt noch das islamitische Volk als bewaffnete Macht und Hüter der Salus publica, der Padischah dagegen noch immer nur als Feldherr und Commiliton der Gläubigen gegen das Giaurthum. Kann man es diesen Leuten übel nehmen, wenn sie sich nur langsam zur Höhe der kosmopolitischen Ideen Reschid-Pascha's erschwingen und die Emancipation der christlichen Parias sammt allen fränkischen Neuerungen Sultan Mahmuds laut verdammen? Wie sauer wird es nicht den Christen in Europa und Amerika der Negerbevölkerung, den Juden und den Irländern volle Rechtsgleichheit zuzugestehen? Die Idee, daß der „abgeschmackte" Cult christlicher Raja mit der reinen Praxis des Islam, daß „Götzendiener" und Einheitsbekenner beim Padischah von nun an gleiche Vorzüge und Ehre genießen, gleichsam ein Volk und einen Körper bilden sollen, hat in Trabosan noch etwas Unbegreifliches, Monströses und Unerträgliches. Solche Güter ohne Nothwendigkeit, gleichsam gratis an Schwache verschenken, ist nach der Meinung des Kadi die größte aller Thorheiten. „Um glücklich zu seyn, muß ich Andere leiden sehen," sagte der türkische Philosoph, das sey das uralte Gesetz des Egoismus (benlik), das vermuthlich auch in Feringistan einige Geltung habe." Wenn in Folge der neuen Ordnung die christlichen Raja zu Konstantinopel die Symbole ihres Glaubens bei Leichen-

begängnissen unbehindert, sogar in den belebtesten und von Moslimen wimmelnden Quartieren entwickeln und zur Schau tragen dürfen, so konnte man von der fanatischen Eifersucht der Türken zu Trabosan diesen Beweis nachgiebiger Duldsamkeit noch nicht erhalten. Ich sah mehrere Begräbnisse armenischer und griechischer Christen, es fehlte nicht an Sang und Pomp, man führte den Zug durch die Bazare zur Zeit des gedrängtesten Verkehrs; aber das dem Aufzuge vorgetragene hohe Kreuz aus Silber war jedesmal mit einem dichten golddurchwirkten Flor bedeckt, weil die Ungläubigen den Anblick des Zeichens der politischen Schmach und der mystischen Welterlösung, ohne in blinde Wuth zu fallen, nicht ertragen könnten.

Im Punkte religiöser Uebung und Disciplin ist die türkische Bevölkerung Kleinasiens, so weit ich sie zu beobachten Gelegenheit hatte, überall zum Ungehorsam, ja zu offenem Widerstand gegen die Regierung bereit. Der Padischah müßte, wie ein zweiter Kopronymus, mit einem Heere von Provinz zu Provinz ziehen und das Henkerbeil in der Hand seinen christlichen Unterthanen die religiöse Emancipation erzwingen. Aber auch das würde ohne bleibende Wirkung seyn. Nichts hat hier feste lebendige Wurzeln als die Religion; sie ist Politik, Leben und tägliche Gewohnheit. Und daß der Eifer bei den Moslimen lebendig bleibe oder im Verkehr mit Giauren

nicht etwa lauer werde, wird durch fanatische Derwische reichlich gesorgt und vorgebaut. Besonders emsig besuchen sie — ich sah es oft genug — die zahlreichen Wachtstuben von Stambul, um die ohnehin fanatischen Soldaten noch mehr im Glauben zu stärken, so daß der Sultan im Falle antinationaler, d. i. antireligiöser Bestrebungen vielleicht nicht einmal auf die eigenen Truppen zählen könnte. Von einem gewissen Punkte angefangen, ist das Volk in der Türkei souverän, weil sich die Regierung vor seinem Willen fürchten und beugen muß. In Trabosan hat es noch keine Noth und brauchen die Derwische sich nicht viel zu bemühen. Doch ist man bei aller Härte noch so billig den eigenen Drang auch am christlichen Raja gewissermaßen zu ehren. An bestimmten Tagen der Sommerzeit dürfen sich die Christen bei abgelegenen Gotteshäusern, oft auch nur in Ruinen, ferne von moslimischen Wohnungen versammeln, eine Nacht und einen Tag erlaubt das Gesetz; dürfen dort Gottesdienst halten, psalliren, trinken, Handel treiben, ihr Loos bejammern und tanzen so viel sie wollen, kein Musulman darf sich beim Feste blicken lassen. Im romantischen Buschwalde von Kolchis haben diese Volksfeste doppelten Reiz. Die Kerasuntier feiern es um Georgi und wählen die dritthalb Stunden von der Stadt mitten im Laubgehölze einsam auf schattiger brunnreicher Höhe gelegene Kapelle dieses Heiligen als Tummelplatz ihrer Andacht und ihrer Freude.

Am Vorabend zieht man aus, campirt in der Nacht, errichtet Hütten, rüstet auf den folgenden Tag und wandert Abends heim mit grünen Zweigen und freudestrahlendem Gesicht. Für den Trapezuntier sind der 29. Mai und der 15. August in den beiden Ortschaften St. Konstantin und „Panagia des Thales" zur Sommerlust bestimmt. Auf denselben Tag Mariä Himmelfahrt fällt auch das große mehrtägige Waldfest im Kloster Sumelas, dem gemeinsamen Heiligthum aller orthodoxen Christen der Pontusländer. Der Spruch im Hohenliede: „Veni dilecte mi, egrediamur in agrum, commoremur in villis" ist zu Trapezunt gewissermaßen das Unterscheidungszeichen zwischen Christenthum und Islam. Der schwerfällige ernsthafte Osmanli arbeitet ohne Feiertag die ganze Woche und kennt keine Erholung als ruhiges Sitzen bei den Seinigen in der Hütte. Der Grieche ist voll Bewegung und voll Begier nach rauschender Lustbarkeit; Landpartien in das Pyritesthal, nach Chotz-Limasta, nach St. Dimitri und auf die luftigen Höhen hinter dem Bos-Depe sind bei den vielen Kirchenfesten und Ruhetagen stereotyper Gedanke, besonders des jüngern Theiles der Bevölkerung. Daß es aber bei dieser Vergnügungs- und Wanderlust immer nur auf sündhafte Berechnungen abgesehen sey, wie die Türken meinen, ist eines der vielen Vorurtheile der Ungläubigen gegen ihre christlichen Unterthanen. Wenn es bei den Türken *intra muros* auch

so ehrenfest und strenge gehalten würde wie außerhalb, könnten sie freilich auf die leichtfertigen und ausschweifenden Völker der Christenheit mit Recht das Gewicht ihrer Verachtung niederfallen lassen. Wer bei sinkender Sonne durch türkische Quartiere wandert, glaubt sich in einem Karthäuserkloster; kein Gesang, kein Laut, kein Flötenton; Niemand lacht oder redet laut, ja selbst der Tritt ist leise, um ja nicht die überall auf Strafe und Schaden lauernde Gewalt zu wecken und heraus zu fordern. Auch ist in der That nichts melancholischer als eine Türkenstadt, und besonders Trabosan mit seinen schattigen Thalrissen und seinem leeren Gartengemäuer. Eine Ausnahme von dieser Trübsal in Permanenz macht nur das Hochzeitfest, das zu Trabosan durch Länge, Pracht und Aufwand für die Langweile des ganzen Lebens entschädigen und rächen muß.

Ein reicher Agha, dessen prächtiger Konak unterhalb unserer Wohnung auf niedrigem ins Meer hinausspringendem Felsen stand, feierte während meines Aufenthaltes in Trabosan die Vermählung seines ältesten Sohnes. Die Braut war ebenfalls reich und wohnte in Tripoli. Aber einen vollen Mondlauf vor ihrem Erscheinen verkündeten Raketen, Feuerwerk und Mahlzeit nach jedem Sonnenuntergang das häusliche Fest und das kommende Glück. Am letzten Nachmittag kam sie selbst auf einem Maulthier reitend, im Geleite zahlreicher Verwandtschaft und mit einem

langen Train Kupfergeschirre und anderes Gut tragender Lastthiere den Berg herab.[1] Die ganze Stadt war in Bewegung, die Weiber sahen von Söllern und Gartenmauern herab, die Männer füllten die Straßen, zogen mit Flinten der Beglückten entgegen und feuerten in die Luft, selbst dem dürftigen Giaur ward Labung gereicht und das Feuerwerk mit verdoppelter Dichtigkeit und funkenreicherem Geknister abgebrannt. Am folgenden Abend war aber im Konak des Agha wieder Alles stumm. Eine so nachhaltige Zurschaustellung des häuslichen Glückes erlaubt dem Christen von Trabosan, auch wenn er das Vermögen hätte, schon seine politische Stellung nicht. Dagegen war es bis auf die letzten Jahre Sitte für den Hochzeitschmaus acht volle Tage aufzuwenden. Die Neuvermählten sowohl als die zahlreich geladenen

[1] Kupfergeschirre der mannigfaltigsten Art darf in Trapezunt bei keiner Aussteuer fehlen. Selbst arme Familien geben es mit. Kupfer ist der vorzüglichste Erzreichthum des botanisch so schön geschmückten Landes Trabosan. Kupfer in Barren gegossen und zu Geräthschaften verarbeitet, wird in unglaublicher Menge ausgeführt und die Bazare der Kupferschmiede sind in allen kolchischen Küstenorten am meisten belebt. Wie Altai und Ural, scheint auch das kolchische Gebirge selbst bis zur See herab mit reichen Metalladern geschwängert zu seyn. Kunst und Golddurst der Europäer fände hier noch immer reiche Nahrung, obgleich die einheimischen Grubenherren die Gold- und Silberadern wenigstens im Hauptbergwerks-Distrikt Gümüsch-chane beinahe für erschöpft erklären. Kupfer dagegen findet man noch überall in unerschöpflicher Fülle.

Gäste erschöpften in thörichter Eifersucht nicht selten die ohnehin nur geringen Mittel auf mehrere Jahre voraus, um an Aufwand, Fülle und Verschwendung hinter Andern nicht zurückzubleiben. Man schmauste Tag und Nacht, der Wein ist in Kolchis leicht zu haben und die Gäste lieferten in die Wette; man aß und trank wie die Schlemmer bei Quartilla's Mahl, bis der Schlaf die Zechenden übermannte; man schlummerte neben dem Tische, auf der Flur, auf dem Söller, und mit dem Morgen begann das alte Spiel, bis die übliche Frist in Saus und Braus vorüber war. Natürlich blieb es nicht beim Schmaus allein, man hatte auch Musik und Tanz und weltliche Gedanken, und zwar wie Don Ovanes meinte, zum größten Nachtheil des Seelenheils und der — Finanzen. Don Ovanes sieht überall auf das Verständige und meint, drei Tage mit Essen und Trinken hingebracht, könnten auch schon genügen um sich der Gabe Gottes und der geistlichen Gnaden des neuen Standes zu erfreuen. Wie früher die Abschaffung des Nubischgoldroths focht Don Ovanes auch die Beschränkung der Hochzeitfeier auf drei Tage zuerst bei seiner eigenen Gemeinde und dann auf dem Wege der Unterhandlung auch bei den Nationalarmeniern (die nur an Eine Natur in Christo glauben) und bei den orthodoxen Griechen siegreich durch. Die Weiber waren zwar auch diesmal in der Opposition, konnten aber gegen Don Ovanes hier eben so wenig bestehen

als einst im Streite über das Zehen- und Finger-bemalen. Ich fragte junge Weiber, wie sie einem so heilsamen Antrag des Don Ovanes so hartnäckig widerstreben konnten? Sie sagten mir: „Zwischen den Sorgen und Entbehrungen der Kindheit und den noch größeren Sorgen und Entbehrungen des ehelichen Lebens sey die achttägige Hochzeitfeier die einzige Periode der Heiterkeit, des Ueberflusses und der Fülle, die vorher nie war und später nicht mehr seyn wird; und nun hat uns Don Ovanes, das Pfäfflein, auch diese ohnehin kurze Freude noch mehr verkürzt." Von Raketen und Feuerwerk wird ohnehin nicht geredet, denn die laute Freude ist hier ein Privilegium der Gewalt.

Wenn Sparsamkeit nach dem Ausspruche der Moralisten, die Mutter aller Tugenden und des wahren häuslichen Glückes ist, so könnten die Christen von Trabosan, besonders die armenische Abtheilung, uns Abendländern unbedenklich als Muster und unerreichbare Ideale gelten. Denn was man bei uns Essen und Leben heißt und in der Regel als das wesentlichste Geschäft des Tags betrachtet, ist dort nur Nebensache. Ich war lange genug unter diesen Leuten und gab auf ihr Thun fleißig Acht. Man ist in Trabosan nur auf Erwerb, nicht auf Genuß bedacht und besonders die Weiber ringen wetteifernd um den Ruhm der Aufwandlosigkeit und des größern Besitzes. Wie oft sagte mir die alte Frau Marim-

Oghlu auf meine Frage, wann sie etwa einmal ihren Kindern etwas Warmes koche: „Wir essen nicht, wir trinken nicht, wir verschwenden unser Erworbenes nicht wie die Nachbarin N. N., wo man immer Hunger hat; aber alle Kästen habe ich voll, ***bin bin schei dolab itschinde var,*** tausend und tausend Sachen liegen bei mir im Schrank." In den wenigsten Häusern wird Feuer angezündet und von einer regelmäßigen Essenszeit wie in Europa ist hier nichts bekannt. Paradiesäpfel in Oel geschmort oder Weinlaub mit Reis gefüllt ist zu Trabosan schon eine bedeutende Mahlzeit, Hammelfleisch oder Fisch aber ein unverzeihlicher Luxus, dessen man sich im wohlhabenden Hause Marim-Oghlus in drei Monaten nicht fünfmal schuldig machte. Dafür sind aber auch die ekelhaften Scenen europäischer Völlerei hier gänzlich unbekannt. Die Früchte der Jahreszeit: Kirschen, Gurken, Melonen, Birnen, Pflaumen, Trauben, Oliven ꝛc. mit Brod sättigen diese genügsamen Leute und besonders die Weiber, die im Byzantinischen den Männern „nichts kosten." Reiche Handelsleute sitzen den ganzen Tag im Bazar und lassen sich vom nächsten türkischen Küchenschoppen um fünf Pfennige Schaschlik (kleine Stückchen gebratenen Hammelfleisches) oder um einen Silbergroschen Gösleme (in Fett gebackene Kuchen mit Honig und Käse) als Nahrung bringen. Und doch ist der menschliche Körper zu Trabosan im Allgemeinen

stattlich und von dauerhafter Gesundheit. Die Türken als Herren des Landes, und besonders die reichen Aghas mit weitläufigem Grundbesitz halten dagegen jeden Tag nach Untergang der Sonne ihr festgesetztes Mahl, bei welchem die vier Hauptelemente türkischer Kochkunst: das Hammelfleisch, der Fisch, der Reis und das Grünzeug jederzeit die erste Rolle spielen. Wegen des Reichthums an Honig sind süße Speisen besonders im Schwunge. Frau Marim-Oghlu, die viel in türkische Häuser geht, nannte und beschrieb mir eine Menge, von der ich aber nur Halwah und Chadaïf wegen ihres vorzüglichen Wohlgeschmacks in ihren Bestandtheilen kennen lernte. Beide sind Lieblingsgerichte der Osmanli und erscheinen bei feierlichen Veranlassungen in der Familie und öffentlich im Bazar.

So oft sich nämlich der Hausstand des Padischah vermehrt, was beim wohlbesetzten Harem besonders im ersten Jahr der Herrschaft Abdül-Medschids wiederholt und in kurzen Fristen geschah, werden in den Festungen des ganzen Reiches Kanonen gelöst und Beleuchtungen angesagt. Während meines Aufenthaltes in Trabosan fand die Scene dreimal in einem Monat statt. Doch hält man es dabei nicht wie im Abendlande. Die Fenster der Privatwohnungen beleuchten, wäre gegen alle Sitte und sogar eine Beleidigung des Anstandes; auch würde es schon wegen der Architektur, wegen des Schutz- und Gartengemäuers und der von der Außenseite abgekehrten

Fenster nur bei wenigen Gebäuden der Citadellen möglich seyn. Nur die Buden zu beiden Seiten der Bazarstraßen sind illuminirt, die übrigen Straßen bleiben dunkel. Große, ölgefüllte, traubenförmige Glaslampen hängen in Reihen oder Figuren in den offenen und wohlgefüllten Magazinen, und mitten im leuchtenden Flitter und Halbdunkel jeder Bude sitzen großnasige Osmanli in fließenden Gewändern und weißen Musselinturbanen stumm wie Götzenbilder und essen Chadaïf, Halwah, Pilav und gebratene Schöpsenkeulen unbekümmert um das vorüberströmende Gedränge neugieriger Gaffer, demüthiger Raja und schäbig gekleideter Firengis. Die Türken sind sich immer ihrer Würde bewußt und vergessen auch keinen Augenblick, daß sie die Herren sind. Der erste Schritt die Herrschaft zu untergraben wäre nach ihrer Meinung geselliges Vermischen und freundlicher Verkehr des Obern mit dem Unterthan.

Dieses äußerlich so sittsame und pharisäisch gerechte, innerlich aber so corrupte Volk ist überzeugt, daß es weder politisches Uebergewicht noch Reinheit seiner Glaubensdisciplin so lange erhalten hätte, wenn der Verkehr zwischen Giaur und Moslim freigegeben und die Schranken weggehoben wären. Christliche Sitte und Liederlichkeit hat in ihren Augen etwas so Auflösendes, etwas so Verführerisches und Bethörendes, daß sich aller Ernst des Islam in freier Berührung mit diesem Gift nicht zu behaupten

vermöchte, und in kurzer Zeit aus der Vermischung der beiden Faktoren und durch Vermittlung der Weiber ein neues Glaubens- und Staatselement erwachsen müßte. In wie ferne die türkischen Philosophen — denn auch in der Türkei findet man Leute, die denken und räsonniren — hierin richtig oder unrichtig spekuliren, werden ihre deutschen Amts- und Weisheitsgenossen, noch besser aber die Eiferer zu beurtheilen wissen, die jetzo in Deutschland mit solcher Wuth gegen die gemischten Ehen zu Felde ziehen. Jedoch ist hiebei nicht zu übersehen, daß man sich durch dieselben exclusiven Praktiken bei uns die Gunst des Himmels und das ewige Seelenheil, in der Türkei aber eingestandenermaßen nur die weltliche Herrschaft und den irdischen Genuß sichern will. Man denkt durch diese Bemerkung Niemand zu kränken und nichts zu tadeln; man deutet nur auf das sonderbare Phänomen, wie zwei in Dogma und Disciplin so feindselige Kirchen, römisches Christenthum und Islam, doch instinktmäßig auf demselben Wege dasselbe Ziel verfolgen. Beide erkennen in der Bewältigung des Weibes den Schlußstein ihres Systems. Der Unterschied liegt nur in der Form, da der Islam materiell durch Bevormundung und blinde Gewalt, der Katholicismus aber geistig durch Emancipation und freie Ueberredung wirkt. Die unerbittliche Entschiedenheit, mit der man beiderseits verfährt, kann nur lauwarme Geister beirren, die den Zweck ohne die Mittel wollen.

„Man kann uns niedermetzeln, unterjochen, ausrotten, das Weib geben wir aber niemals frei: das ist der Islam und unsere Nationalität." Diese Phrase eines Türken, mit dem ich mich ohne Prahlerei einer wahren „entente cordiale" rühmen kann, ist von größerem Gewicht als mancher leichtfertige und oberflächliche Staatsadept vielleicht vermuthen kann.

Unter solchen Umständen wird auch der christliche Leser die Vorsichtsmaßregeln begreifen, durch die sich der Osmanli des Weibes zu versichern strebt. In Kolchis insbesondere herrscht in diesem Punkt noch die alte Zucht und wird es in Allem noch viel straffer und finsterer gehalten als in Stambul, in Saloniki oder gar in Smyrna. Und doch — o des Schicksals! — und doch wird der ernste Moslim auch in Trabosan vom Weibe betrogen und zwar — wenn sich die christlichen Giaurjungen nicht fälschlich und verrätherisch rühmen — stark, sehr stark betrogen. Denn die türkischen Weiber dieser Stadt sind wesentlich kosmopolitischer Gesinnung und durchaus warme Anhängerinnen von Sultan Mahmuds Reform, insbesondere aber der Constitution von Gül-Hane, die allen Bewohnern der Monarchie gleiche politische Rechte zuerkennt und folglich Verkehr und Wahl der Geschlechter von Rechtswegen frei und offen gibt wie in der Christenheit. „*L'amour égale tout*" ist vorläufig der erste Satz aus der Giaur-Literatur, dem

die Türkinnen von Trabosan ihre Anerkennung und Bestätigung gewährt haben. Zwar üben die Türken ihrerseits ein empfindliches Wiedervergeltungsrecht, das sich jedoch nicht näher bezeichnen läßt. Seitdem Paskewitsch die trapezuntischen Männer zu Baiburd schmählich überwunden und in die Flucht getrieben, sollen die Weiber für die russischen Glaubensgenossen ihrer Stadt wo möglich noch wärmere Gefühle nähren als früherhin. Das Weib, scheint es, achtet in Trabosan wie allenthalben nur das Heldenmüthige und das Mannhafte oder folgt, wie Petronius meint, allzeit dem Stärkern, *„sequitur fortiorem."* Doch tritt die Unordnung zu Trabosan nirgend auf die Oberfläche wie in der Christenheit, und wer die moralischen Zustände von Trabosan nur nach der äußern Erscheinung beurtheilt, würde nicht lange bedenken, wem der Preis der Sittsamkeit und guten Zucht gebühre. Mylord C... z. B. müßte in Trabosan erst noch seine Schule machen. Wesentliche Vorbedingung des Gefallens ist aber in Trapezunt goldfarbiges Haar, und meine Verwunderung über das sonderbare Spiel der Natur war nicht geringe, denn das ganze gefallsüchtige Geschlecht zu Trabosan, alt, jung, christlich oder Moslim trägt das Haupt mit diesem röthlich schimmernden Schmuck geziert. Am Ende hörte ich freilich, daß die Kunst ins Mittel tritt und dieselbe Pflanze aus Nubien, die im Prozeß des Zehen- und Fingerfärbens eine so bedeutende

Rolle spielte, in der trapezuntischen Toilette auch dieses Wunder wirkt. Das Chna (von den Europäern gewöhnlich Kenna gesprochen) ist nicht der unbedeutendste Einfuhrartikel und auch der bedeutenden Nachfrage ungeachtet der Preis zum größten Glück der kolchischen Medeen niedrig genug gestellt. So verkehrt und sinnlos der türkische Fiscus im Allgemeinen wirkt, verschont er doch Gegenstände, die zum Bedarf und Schmuck osmanischen Lebens gehören, mit Plackerei und Eingangstaxen. So bezahlt z. B. das türkischer Lebensweise besonders congeniale russische Pelzwerk zu Stambul (1841) keine Gebühr und kostet kaum die Hälfte von dem was man in Deutschland bezahlt. „Da seht ihr," werden die europäischen Lobredner türkischer Finanzwege und David Urquhart Esq. an ihrer Spitze ausrufen. „Da seht ihr, wie klug und weise die Osmanli in ihrer öffentlichen Wirthschaft sind!" Befördern aber die weisen Osmanli durch ihre fiscalischen Verordnungen auch das allgemeine Wohl, oder hat nur engherziger Vortheil privilegirter Klassen, hat Eigennutz und Monopol ihren Tarif diktirt? Wie behandelt man den Bodenreichthum von Kolchis, das Rohprodukt und seine Verwerthung? Das edelste Erzeugniß des trapezuntischen Landes ist die Seide. Der Maulbeerbaum bildet ja Wälder, und die drei Hauptstapelorte des Seidenhandels Tripoli, Kerasunt und Unieh geben Zeugniß von der Menge und Feinheit des

Produkts.[1] Diese Waare allein könnte Kolchis bereichern und den Einwohnern die Mittel verschaffen alle Bedürfnisse der Bequemlichkeit und des verständigen Luxus zu befriedigen, wenn die Verwaltung die Kultur der Seide, anstatt sie gleichsam mit einer Strafe zu belegen, durch weise Gesetze schirmen und fördern wollte. Die Oke (2¼ Pfund) Seide ward zu meiner Zeit (1840) den Producenten nur mit 105—110 Grusch bezahlt, und von dieser Summe fielen nach dem Kurs je 22 Grusch, d. i. zwei Gulden Conventionsmünze dem Fiskus zu. Der Verkauf selbst ist Monopol des Dere-Beg, wie der Handel mit Tabak, der ebenfalls in großer Menge und vorzüglicher Güte im ganzen Küstenstrich gewonnen wird. Wie der Leser sieht, haben wir nicht bloß auf alte Inschriften und schöne Waldscenen Jagd gemacht, wir haben auch umgesehen und nachgefragt was das Land Nützliches hervorbringe und wie die Kolchier die wohlthätigen Gaben der Natur zu benützen wissen.

Eine nicht weniger reiche Quelle trapezuntischer Glückseligkeit wären unter besseren Umständen Hanf und Flachs, welche in den feuchten Niederungen und wasserreichen Thalungen von Kolchis zu einer in Deutschland ungekannten Höhe und Ueppigkeit empor-

[1] Zu Tripoli werden verhältnißmäßig die wenigsten Geschäfte gemacht, mehr oder eigentlich sehr viel wird in Kerasunt producirt und umgesetzt, am meisten aber und am gewinnreichsten auf dem Bazar von Unieh verkehrt.

schießen. Nach altem Brauche müssen aber von erstgenannter Pflanze jährlich an die 40,000 Centner in natura an die kaiserlichen Arsenale gegen willkürlich festgesetzte Preise geliefert werden. Bis ein solches Quantum aufgebracht und nebenher subalterne Habsucht überall gestillt und befriedigt ist, was bleibt dem Grundbesitzer noch zum eigenen Vortheil übrig? „*Trabosan besi*, Leinwand von Trabosan" dagegen ist ein Ausdruck, den jeder aufmerksame Europäer in allen Bazaren und Besestanen des Morgenlandes, nicht etwa bloß zu Stambul, Saloniki, Prusa und Smyrna, sondern auch zu Haleb, Kahira und Bagdad hören kann. Wer hätte nicht die eleganten Flachshemden mit weiten kurzen Aermeln an den Gondolieren des Bosporus gesehen und zugleich die Scala vom seidengleichen Leinwandvließ der kaiserlichen Triremenführer bis zum groben Geflechte des gemeinen Sackträgers durchgezählt? Das ist Alles „Trabosan besi, Leinwand von Trapezunt."[1] Selbst auf den entlegenen Küsten der Berberei habe man

[1] بز *bes*, „Leinwand," daher بزستان *besestan*, eigentlich der Ort wo Leinwand in großen Massen verkäuflich ist; Leinwandmarkt wird aber von gemeinen Leuten häufig *bedesten* gesprochen. بزّاز *bessas* heißt wer mit solchen Stoffen handelt und بزازستان *bessasistan*, vulgo *besesten* der Ort wo solche Verkäufer sitzen, und dann überhaupt der große Marktplatz in jeder wichtigen Stadt.

bis zum Fall von Algier Hemden aus Trabosan getragen. In allen Küstenorten wird gewoben; aber wie zu Hadschi Chalfa's Zeiten sind die meisten Stühle auch heute noch im schönen, milden, pomeranzenreichen Riseh und auf den im Haselstauden-Gebüsch zerstreuten Dörfern der Umgegend östlich von Trapezunt.[1] Aus Leinsamen wird Oel gepreßt, um die türkischen Häuser anzustreichen. Stambul mit seiner unermeßlichen Holzarchitektur und seinen Feuersbrünsten ist für diesen Bedarf allein schon den Kolchiern zinspflichtig. Wachs, Wein und Honig sind zwar uralte Reichthümer des immergrünen Buschwaldes,[2] aber wie der Frucht der Rebe fehlt auch der süßen Ernte des kolchischen Bienenkorbes Sorge und Zucht der Kunst. Beide folgen unbekümmert um Osman-Paschas Macht ihrem wilden Freiheitstriebe; die Biene summt und schwärmt im blüthenvollen Gehölze, die Rebe steigt über den Gipfel der hochstämmigen Ulme, des dunkelgrünen Ahorn, des riesenhaften Nußbaumes hinauf und breitet sich in langen schattenvollen Schwingen über das Laubdach aus.[3] Die Gurken- und Kürbisstaude schleicht der Rebe nach und im Herbste strotzen ihre wunderlichen

[1] ریزه بزی مشهور در ***Riseh besi meschhur dür***, „die Leinwand von Riseh ist berühmt." MSC. Vindobon.

[2] *Μελιττῶν φιλεργία δὶ εὐνομίαν πολλαχῆ τὸ κηρίον συμπήγνυσι.* Eugenic. MSC.

[3] Das ist die *ἄμπελος ἀνηρτημένη* des Eugenicus.

ellenlangen Gebilde mit der Fülle reifer Trauben unter demselben Laub hervor. Pflanzen, die in Europa demüthig auf der Erde kriechen, klimmen in Kolchis hochmüthig auf die Bäume hinan. Bis hundert Oken (200—250 Pfund) Trauben gibt in guten Jahren zu Kerasunt der Rebstock eines einzigen Baumes; aber nur selten und nicht regelmäßig, einige sagen alle fünf bis sechs Jahre, zähmt das Winzermesser den geilen Trieb. Auch fällt es in Kolchis Niemanden ein zur rechten Zeit das Weinlaub von der Traube wegzubrechen (pampinare), um die Schatten zu mindern und dem Sonnenstrahl zu Mehrung des Umfanges und der Süßigkeit der Traube den Zugang aufzuthun. Geringe Mühe brächte reichen Lohn, aber Niemand wagt oder denkt an eine Neuerung im alten Schlendrian. „Es ist Landesbrauch, es war allzeit so, was nützt es? die Trauben wachsen doch," antwortete man auf meine Fragen und Mahnungen im Winzerwesen. Soviel ich merkte, würde ein unerklärlicher Fanatismus der Eingebornen irgend eine Abweichung vom alten Styl in größerem Maßstab nicht einmal am Landsmann und Nachbar dulden. Niemand soll sich privatim durch höhern Schwung über die Linie des gemeinsamen Glückes und Genusses erheben! Und doch machten gutmüthige Staatsphilosophen des Occidents ernstliche Anträge, deutsche Pflanzvölker in das menschenleere Kolchis zu senden, um durch deutsche Rührsamkeit und Intelligenz bei

den trägen Eingebornen Geschmack an Thätigkeit und Reichthum zu wecken! „Ob wir gleich mehr Boden besitzen als wir anzubauen vermögen, würden wir die rührigen und klugen Franken doch nicht friedlich neben uns dulden, weil sie uns in kurzer Zeit an Reichthum und Macht übertreffen würden," sagte, wie schon früher bemerkt, ein Eingeborner, mit dem ich die Sache wiederholt beredet habe.[1] Sicherlich aber brächte deutsche Betriebsamkeit die kolchische Traube um einen Monat früher zur Reife, da man jetzt erst gegen die Mitte Septembers das erquickende Labsal in Trabosan genießt. Die Hauptweinlese aber, sagte man mir, beginne vollends erst um Weihnachten und dauere tief in den Januar hinein; sogar bis zum Beginne des Frühlings sehe man noch Trauben an den Bäumen hängen. An der phönicischen Küste hatte man uns ebenfalls um Neujahr noch frische Trauben vom Rebstock des Libanon gebracht, und wenn sie in Kolchis bis zu Ende März

[1] Leute, die Ueberfluß an Ackerland besitzen, vermögen natürlich den Preis der Kartoffelpflanze noch nicht zu erkennen; auch ist diese wohlthätige Frucht in Kolchis nur dem Namen nach bekannt und als Produkt der Christenheit mit Verachtung angesehen. Unter den Cerealien ernten sie Mais, gewöhnliches Brodkorn, besonders aber Gerste in großer Menge. An Reis aber, wie ich hörte, wird noch nicht einmal die Hälfte des einheimischen Bedarfs gewonnen, obwohl häufige Delta-Niederungen und Ueberfluß an Feuchtigkeit zur Kultur dieses erst durch die Türken nach Kolchis verpflanzten indischen Gewächses einladen.

noch zu finden sind, das Eiland Cypern aber Ende Juni, wie wir es selbst gesehen, schon wieder neue bringt, so könnte ein wandernder Liebhaber dieser gesündesten aller Früchte sie fast das ganze Jahr frisch vom Stocke pflücken. Die Stufenlage des Bodens ist es nicht allein, die den langen Genuß verschafft; es gibt im Orient eine Gattung Reben, an welchen die Frucht nach Art des Citronenbaumes in allen Stufen des Wachsthums von der Blüthe bis zur vollen Reife zu gleicher Zeit zu sehen ist. Diese Wunderrebe kennt man im Morgenland allgemein unter dem türkischen Namen *jediveren*, d. i. Siebengebend. Der Weinstock von Tripoli, die Kirsche von Kerasus, der Birn- und Maulbeerbaum von Dschanik, der Haselstrauch von Keschab, [1] der Nußbaum von Karydia, die Pomeranze von Riseh, der Granatapfel [2] von Unieh, die Feige von Trabosan und die

[1] Keschab ist ein Dorf unweit Riseh inmitten eines unabsehbaren Strauchwaldes von Haselnuß, die an Süßigkeit und Größe selbst die belobte Frucht dieser Staude um Kerasunt übertreffen soll und in großen Ladungen nach Stambul und Odessa geht. Wer correct griechisch redet, nennt die Frucht des Corylus *Λεφτοκάρυον*, aber vulgo gibt man ihr in Kolchis den türkischen Namen »Fonduk,« فندق z. B. كشاب فندقى »keschab fonduki,« Haselnuß von Keschab.

[2] Der Granatapfel (نار *nar*) mit seiner lieblichen mildrothen Blüthe wächst bei allen Ortschaften der Küste und noch eine Strecke in den Buschwald hinauf, gleichsam als gemeiner Feld- und Gartenbaum ohne Pflege. Doch

Olive von Platana sind selbst im Munde der Kolchier gepriesen, nicht etwa als wären diese Früchte kein Gemeingut des ganzen Busch- und Küstenwaldes, sondern weil sie durch besonders glückliche Mischung der Luft- und Bodentheile in benannten Orten in der größten Vollkommenheit zu Tage kommen. Kirschen von verschiedener Farbe und Größe, wilde und veredelte, zählt man allein gegen fünfzehn Gattungen und der Anblick solcher Kirschwälder im bunten Schmuck der Blüthezeit soll entzückend seyn. Der Pomeranzenbaum jedoch erträgt jetzt eigentlich nur noch die milden Lüfte der Riseh-Niederung und begehrt wie die Citrone zu Trabosan während des

findet man ihn wegen des Nutzens häufig in Gruppen angepflanzt und eingefriedigt. Die Frucht wird gekeltert und der Saft (ناردنك nardenk) in Tonnen und Krügen zu ungeheuern Quantitäten ausgeführt. Granatensaft ist Hauptbestandtheil des unter der arabischen Benennung: „Scherbet" auch im Occident bekannten kühlenden Getränkes, welches in islamitischen Ländern die Stelle des Weines vertritt. Obwohl jeder Leser das Wort „Scherbet" im Sinne hat, und nicht wenige das Labsal vielleicht in Kahira, im Schatten der rauschenden Gartenbäche von Damaskus, oder in den reizenden Sommerlauben des Bosporus selbst getrunken haben, käme doch mancher durch die Frage in Verlegenheit, was eigentlich Scherbet für ein Getränke sey? Scherbet ist eine Limonade aus Fruchtsaft (gewöhnlich Granaten), Citronensäure und Zucker. شرب schürb heißt im Arabischen „trinken," daher شربت scherbet das „Getränke," auch „Medicin, Purgativ."

Winters schon besondere Pflege. Zur Comnenenzeit, wie aus dem Byzantiner Eugenicus zu entnehmen, wuchs dieser edle Baum mit der weißen duftenden Blüthe und dem warmgrünen Laube noch im kalten Boden außerhalb der Stadt, besonders am lieblichen Strand gegen Sanct-Sophia und Kalanoma hinaus.[1] Heute ist es Luxuspflanze wie am Bosporus. In der Nähe türkischer Städte verliert selbst die Luft ihre Milde und der Boden seine Fruchtbarkeit. Jedoch hat sich das Andenken an „zauberische Gärten" mit goldenen Früchten, voll Schatten und Brunnen auf den sanften Hügelschwellungen westlich von der Stadt unter der türkischen Stadtbevölkerung durch die Sage fortgepflanzt und bis auf den heutigen Tag erhalten.[2] Indessen bringen rauhe Winterstürme nicht selten den Schnee sogar in die steingepflasterten Straßen von Trapezunt herab, aber sein Daseyn ist kurz, weil sich am Kolchisstrande nur das Grün der Myrte,

[1] *Αἱ κιτρίαι δὲ καὶ δι' ἔτους ὀργῶσαι τῷ τῆς ἄνθης εὐώδει καὶ λευκῷ, καὶ τῷ τῶν φύλλων καὶ πτόρθων χλοερῷ τὸ τοῦ καρποῦ κιῤῥὸν ξυμμερίζουσαι, καὶ ξένην θέαν καὶ τέρψιν καὶ κάλλος ἄφατον ἀπεργαζόμεναι.* Eugen. MSC.

[2] Ohne Zweifel ist auch folgende Stelle im Roman Calloandro fedele (Bassano 1782) auf die Pracht der trapezuntischen Kaiserparke zwischen Sanct-Sophia und Kalanoma zu beziehen: Tutto ciò, che di vago e dilettevole l'arte e la natura accopiate insieme sappian produrre, ritrovasi in un luogo poche miglie lontano da Trabisonda, chiamato il Paradiso terrestre, deve quegli Imperadori sogliono sovente andare a diporto. Part. I. lib. 1, p. 62.

des Lorbers, des Cistus, der Cornelkirsche, des Rosenbaums und der langwipfligen Cypresse mit dem schattenreichen Laubwerk der Citadellenschluchten unvergänglichen Lebens erfreut. Wie prachtvoll ist doch der Anblick dieser Küsten, wenn man die unabsehbaren, sogar starre Byzantiner und für Naturschönheiten nicht allzeit empfindliche Osmanli hinreißenden Schwellungen immergrüner Laubwaldungen, wenn man die Wasserfälle, den Blumenschmuck, das helle Grün der Triften und das kühle Fächeln kolchischer Sommerlüfte mit den baumlosen Kreidefelsen der Provence und dem kalkgeschwängerten Gluthhauch des abgeholzten und ausgedorrten Hellas vergleicht! Nur ein Gedanke trübt die Lust, wie wenn sich endlich der Wirbelwinde „fortschreitender Kultur," wenn sich europäische Mechanik mit Zimmerart und Feueressen auf die noch unbewältigten Paradeise der Kolchier legt! Wahrhaft, es wäre eine neue Minderung der ohnehin schon zu beschränkten Summe irdischen Trostes, irdischer Seligkeit!

Heu cadit in quemquam tantum scelus! heu tua nobis
Pene simul tecum solatia rapta, Menalca!

Vielleicht fragt nach Aeonen ein neugieriger Leser, wo die *δρυμῶνες μακροὶ,* wo die *„bipayán Ormanleri"* (die endlosen Wälder) der Trapezuntier seyen? [1]

[1] بی پایان اورمانلری bi payán Ormanleri, das ist „Wälder ohne Ende," ein Ausdruck Hadschi-Chalfa's, wie

Vielleicht weiß es mir die Nachwelt Dank, wenn ich das reizende Gemälde noch in der vollen Herrlichkeit zu erfassen und durch die leider nur schwache und unvollkommene Kunst des Wortes in bleibende Formen zu gießen beflissen bin. Berühmt und gepriesen war der „unverwelkliche Buschwald" von Kolchis bei den Griechen seit der Entdeckungsfahrt der Argonauten;[1] vor allen aber scheint Ktesias die

das oftbelobte *δρυμῶνες μακροὶ* „lange Eichenwälder", Waldungen überhaupt, dem Nomophylar Eugenicus angehört. Auffallend bleibt es immer, wenn christliche Mönche und mekkapilgernde Türken über die Schönheit einer Landschaft in Bewegung kommen. Und Hadschi-Chalfa's Phrase: طرابزون بو ولايت غايت كوزل و ميوه‌كانى يرلر در جوز و فندق و الما و اكده و طاغ يمشلرينك انواعى ايله مالا مالدر *Trabesun bu vilajet ghajet güsel wa meïwekiani jerler dür dschewis wa fonduk wa elma wa igdeh wa dagh jemischlerinün enwâi ileh mala maldür*, „die Provinz Trabesun ist ein sehr schönes und fruchtreiches Land; mit Nüssen, Haselnüssen, Aepfeln, Steinobst und wildwachsenden Früchten verschiedener Gattung ist es über und über angefüllt," scheint für ein türkisches Buch immer beachtungswerth.

[1] Vid. Apollon. Rhod. Argonaut. II. 399, cum schol. graec. edit. Brunck: *Οἱ δὲ Ἀμαραντοὶ . . . ὄρη Κολχίδος, ἀφ' ὧν καταφέρεται ὁ Φάσις. Ὅπερ ἀγνοήσας Ἡγησίστρατος ὁ Εφέσιος Ἀμαραντίους ἀπέδωκε λιμένας* (soll gewiß *λειμῶνας* heißen). *Φάσιδος, διὰ τὸ εὐθαλεῖς εἶναι καὶ ἀμαράντους. Ὅτι δὲ τὰ Ἀμάραντα ὄρη Κολχίδος εἰσὶ, καὶ Κτησίας ἐν β' ἱστορεῖ. Κατὰ δὲ τὸν Ἐρατοσθένην ὁ Φάσις ἀπὸ τῶν Ἀρμενίων ὀρῶν καταφέρεται καὶ εἰς τὴν Κολχίδα ἐκδίδωσι θάλασσαν.* Die Griechen kannten den obern Phasis und seine wahre

unvergleichliche Pracht des kolchischen Immergrüns empfunden zu haben. Ob aber Ktesias die Eindrücke des lieblichen Bildes in den verlornen Büchern weiter verfolgt und lebendiger dargestellt habe als sein Zeitgenosse Xenophon, weiß man nicht; jedenfalls wäre es im bejahenden Sinne eine Abweichung vom Geschmack des Alterthums, das solche Landschafts- und Sittenschilderungen so viel als gar nicht kannte. Oft fragte ich mich selbst, mit der Anabasis in der Hand durch die kolchischen Wälder schweifend, wie doch der sanfte, philosophische, tapfere und andächtige Xenophon durch die hinreißenden Scenen zwischen Trapezus und Kerasus wandeln konnte, ohne in seinem Bericht auch nur mit einem Worte der unvergleichlichen Schönheit des Küstenlandes zu gedenken? Er kam von den versengten Flächen Mesopotamiens, von dem traurigen baumlosen Tafellande Armeniens herab und mußte ja — wenn er anders für solche Eindrücke empfänglich war — die Sommerschatten des immergrünen Buschwaldes der Kolchier doppelt reizend finden. Es malt auch keine Sprache so schön wie die hellenische und hat auch Niemand im Alterthum das laubige Kolchis in solchem Umfange und auf dem Landwege in solcher Länge durchwandert wie der Heerführer der Zehntausend! Freilich

Quelle nicht und verwechselten ihn mit dem von den Asiaten „Tschorak“ genannten Bathys, der aus der Südseite des grünen Waldgebirges fließt.

haben Feldherrn und Staatsmänner andere Sorgen und andere Gedanken als unpraktische Schwärmer und abenteuernde Müßiggänger aus den Nadelholzwäldern in Tirol! Daß es aber nicht allen Griechischredenden jederzeit an Gefühl und Wärme für solche Dinge gebrach, beweist am schönsten Eugenicus, der Nomophylar von Byzanz, dessen ungedruckte Lobrede auf das liebliche Trapezus erst in unsern Tagen durch Wiederbelebung Euxinischer Studien zum Vorschein kam. Unseres Wissens hat die griechische Literatur in ungebundener Rede kein Seitenstück zu dieser kolchischen Scenerie hinzustellen. Wohl sieht man daß der Landschaftsmaler die Bibel liest, wundert sich aber nur um so mehr, wie ein griechischer Priester, ein Würdenträger von Sanct-Sophia, wie ein starrer Mönch der anatolischen Kirche seine Seele solchen Empfindungen öffnen, wie er zum Preis irdischer Prachtnatur seinen Farben solchen Schmelz und seinen Worten solche Sehnsucht leihen konnte.

Zu den vier Paradiesen des Orients, den gepriesenen Wasser- und Baum-Oasen von Damaskus, Bewan, Kaschmir und Samarkand kann Trabisonda und der unverwelkliche Buschwald unbedingt als fünftes, an Größe, Herrlichkeit und Schattenfülle die meisten weit übertreffendes Paradies gerechnet werden. Den Reiz der einen erhöht meistens — Kaschmir ausgenommen — der beschränkte Raum, die todte Wüste rund umher und die prachtvolle Stadt

im Mittelpunkt. Aber es sind von Sanddünen oder kahlen Kreidefelsen eingerahmte Flachgründe ohne Schwellung, ohne Terrassenwald, ohne Schlucht, ohne Echo, ohne Wassersturz.[1] Aber wie erträgt der kolchische Mensch sein beneidenswerthes Loos? Fühlt er auch, daß er glücklich ist und ein zaubervolles Land bewohnt? Kluge Leser wissen, daß jedem Erdgebornen sein eigenes Heimathland der schönste Punkt der Erde däucht. Ulysses weinte in den Schattenhainen der Kalypso und sehnte sich mit heißem Verlangen nach dem steinigen, wasserarmen Ithaka zurück. Ist es ein Wunder, wenn man in Trapezunt dem Fremdling zuruft: „Sieh doch, wie schön unsere Zone ist! Ach, wärst du nur im Frühling hier, wenn Alles in buntfarbiger Blüthe prangt!" Ganz unempfindlich und kalt zu bleiben würde bei einer Wanderung durch die Buschscenen dieses beglückten Landes nur wenigen Gemüthern möglich seyn; aber das Gefühlte festzuhalten und das Entzücken in klare Begriffe auszuprägen ist nicht Jedermann gegönnt. Noch schwerer ist es im Ausdruck das rechte Maß zu halten und nicht Ausschweifungen regelloser Phantasie als wohlgetroffene Züge kolchischer Landschaftsbilder hinzustellen. Zwar hat in Sachen des Gefühls und der Empfindung jeder seine eigene Scala der Erregsamkeit,

[1] Die liebliche Oase Sogdh mit dem schönen Samarkand liegt auch fast unter gleichem Himmelsstrich mit Trapezunt und dem Amarantenwald.

und wem die Tinten dieses Waldgemäldes zu warm und das Wort zu leidenschaftlich scheint, der mildere beides durch die eigene Kälte, mache aber seinen Frost nicht auch für empfindsamere Seelen zum Gesetz. Mir selbst scheint der Ausdruck noch überall hinter der Natur zurückzustehen. Denn für mich sind die „immer grünen Berge von Kolchis" (*Ἀμάραντα ὄρη τῆς Κολχίδος*) das verlorne Paradies, das Land der ungestillten Sehnsucht, die beglückte Insel, das fabelhafte Panchaia mit den fetten Triften,

...... Panchaia pinguis arenis,

die Heimath der Stille und des Friedens, deren Ahnung überall in der bedrängten Brust des Menschen wohnt. Trabisonda und das immergrüne Kolchis ist das Land der wachenden Träume aus der ersten Knabenzeit, ich mußte seine Lüfte athmen, es war mir auferlegt, „denn auch der Traum ist von Gott,"

Καὶ γάρ τ' ὄναρ ἐκ Διός ἐστιν.

Fraget nicht, ob ich das Glück am rauschenden Pyxites wirklich gefunden; ob vielleicht im Corylusgebüsch zu Keschab, ob vielleicht im Schattendunkel der Melasschlucht der ersehnte Friede wohnt, oder ob er am Hieron-Oros zu finden ist und in seiner romantischen Scenerie? Der Mensch kann die aller Täuschung entkleidete Wirklichkeit nicht ertragen: raubt ihm nicht seine Region phantastisch erträumter Seligkeit und Vollendung, seine Zufluchtsstätte wider die Bitter-

keiten der Gegenwart, wider die Leerheit alles Strebens, wider das Unsättigende selbst der Wissenschaft, raubt sie ihm nicht, damit er sich ein wenig labe und seiner und Anderer Thorheiten hinvergessen kann! Nicht das goldene Vließ, nicht blos alte Pergamente und die melancholischen Ruinen der Comnenenburg zu Trapezus haben mich nach Kolchis geführt; ich folgte geheimnißvollerem Zuge, wich einer unerklärten Sympathie der Erdgebornen für heitere Lüfte und quellenreiche Einsamkeit immergrüner Waldpartie. Was Jerusalem für den mystischen Schwung der büßenden Seele, ist Kolchis für den Götzendienst irdisch bezauberter Phantasie! Ich fühlte, daß hier die Heimath und daß der aufgerollte Anker des modernen Argoschiffes gleichsam das Losungswort zur Verbannung ist. Gerne wäre ich bis zur Frühlingsblüthe — ich wankte schon — in Trabosan geblieben; gerne hätte ich mit den Kolchiern Trauben gekeltert und die Winterfreuden getheilt in glücklicher Vergessenheit. Der Lorbeerbusch, die schöne Andrachne, der salbeiblättrige Cistus und das Grün des „semper frondentis acanthi“ hätten wohl Ersatz geleistet für das matte Peraleben und die welken Blumen der * * schen Politik. Aber die Zeit war abgelaufen und der Pontus gab die letzte Frist; die Wetterwolke hing noch über dem Occident, Byzanz und Hagion-Oros mahnten zugleich an die lange Schuld, und selbst gemeine Sorge vergällte mir das Glück. Ich

stieg nochmals zur Akropolis hinauf und schaute durch die leeren Fensterbogen der buschbewachsenen Kaiserburg auf das schöne Land hinaus. Lebt wohl ihr sanften Hügelschwellungen, lebt wohl grüne Eichenwälder, gebt mir euren Frieden, gebt mir eure Stille mit als Xenium in den Occident! Der Wipfel der hellgrünen Esche, als hätte sie Gefühl, sah melancholisch entgegen zum Fenster herein. Es preßte mir die Brust zusammen und beinahe ward das Auge naß. Die Sonne ging durch den kolchischen Meridian und derselbe reichgeschmückte „Istambol", der ihn vom Bosporus hergeführt, trug den Wanderer vielleicht auf immer aus dem Hafen von Trapezunt. So lange es Licht war und die Sonne schien, blickte ich unverwandt auf die schöne Küste hin, grüßte die vorübereilenden Vorgebirge, die langen Schatten, die Kastellruinen von Kerasunt, die dunkelwelligen Burhaine des Cytorus,

Et juvat undantem buxo spectare Cytorum,

verträumte die kurze Rast zu Amisus und wäre im Gram über das verlorne Glück selbst am lieblichen Sinopestrand vorübergeschifft, hätte uns nicht auf der Hinfahrt das Dunkel einer mondlosen Nacht den schönen Chersonnes verdeckt. Erst das Drängen im wimpelreichen „Goldhorn" und das Wogen in den menschenvollen Straßen von Byzanz rüttelte den Träumer auf. Das laute wilde Toben beleidigte den

an kolchische Waldeinsamkeit gewöhnten Sinn. Es schien als wären wir aus der fabelhaften Zone milder Harmonie wieder in die Welt der Zerrissenheit, der Mühsale und der Leidenschaft zurückgeschleudert.

VII.

Vorwort über Konstantinopel.

Gegen Ende Oktober 1840 bin ich von Trapezunt wieder nach Konstantinopel zurückgekommen und in diesem Mittelpunkt der oströmischen Welt ohne Unterbrechung bis wieder Oktober des folgenden Jahres geblieben. Selbst während dreimonatlicher Sommerlust zu Kadi-Köji (Chalcedon) auf der gegenüberliegenden Küste Anatoliens kam ich fast täglich in die Stadt herüber, und die flüchtigen Abwesenheiten im nur vier Wegstunden entlegenen Bujukdere unterbrachen die Strömung des byzantinischen Lebens eben so wenig, da alles dieses nach türkischen Begriffen noch zur Residenz des Padischah gehört.

Stambul, die Metropolis des Erdbodens, ist nicht etwa blos der mit Mauern und Thürmen eingeschlossene, drei Stunden Umfang haltende und auf zwei Seiten vom Meere bespülte ungeheure Triangel zwischen dem Thor von Adrianopel und der Kanonen-Spitze des großherrlichen Palastes. Die Vorstädte zu beiden Seiten des Goldhorns, die Häuserfluth um Scutari, und den

langen, grünen, schlangengewundenen, tiefeingeschnittenen Doppelstreif der Bosporus-Enge vom Thurm des Leander bis hinab zu den fluthenden Cyaneen der Fabelwelt — ein unübersehbares Gewimmel von Hohlziegeldächern und Holzgezimmer, von Gärten, Cypressenwäldern, Kegelbergen und Lustthälern, von bleigedeckten goldblitzenden Spitzthürmen und Tempelkuppeln, im Ganzen über sechs Stunden lang und über zwei Stunden breit — schließt der Name Stambul ein. Es ist eine Welt für sich, eine Atlantis der Glückseligkeit, ein Vorrathshaus irdischer Wonne, Sitz der Widersprüche, bewegungsvoll und einsam, Land und Wasser, das große Welt-Amphibium voll Blumenduft, Licht und Schatten und langer Karavanenzüge, voll musikalisch-sausenden Wogenspiels, voll Gondelndrang und vorüberschiffender Delphine. Es ist die ungeheure Burg des alten Kontinents, nach Ost und West durch weite Land-Oeden, nach Süd und Nord durch tosende Sunde von fremder Zone losgetrennt. Wer hier mit Kraft regiert, dem gehorcht die Welt. Eine Stadt, die solche Ideen weckt, näher und länger anzusehen war gewiß nicht verlorne Mühe. Geschäfte im gewöhnlichen Sinne hatte ich freilich nicht; ich bin ja weder Handelsmann, noch Dichter, noch Philosoph in Galakleid, noch Fastenprediger, noch Weltverbesserer, noch Chevalier d'industrie, noch Diplomat. Auch die Leckerbissen des Bosporus einzuschlürfen wie jener Archestratos, der

die entlegensten Strande besuchte, „τῆς γαστρὸς ἕνεκα καὶ τῶν ὑπὸ τὴν γαστέρα,“ wie Athenäus sagt,[1] war nicht mein Beruf. Noch weniger sann ich auf Mittel und Wege das deutsche Publikum mit einer neuen, malerisch gefärbten oder topographisch genauen und statistisch langweiligen Beschreibung der so oft und so gut geschilderten Konstantinopolis heimzusuchen. Wer außer der Gräfin Ida Hahn-Hahn vermöchte in dieser Sache heute noch wesentlich Neues aufzubringen? Hat nicht jedermann Stambul gesehen? Kennt nicht jedermann den klar ausgeprägten, entschiedenen, raschgespaltenen, übergangslosen, aller Verschwemmung und Mattigkeit feindseligen Charakter der Landschaft am Bosporus und wüßte nebenher von Leere, Schmutz, Langweile und kurzem Verstande der Peroten, von gemeinniedriger Armenier-Brutalität, so wie von gerechtem Stolz stupid fanatischer Osmanli und der melancholischen Rolle der Christen in Byzanz zu erzählen? Wem es Vergnügen macht über die Menschen geringe zu denken und in den Erscheinungen des Lebens überall nur die wahre, das ist meistens die schlechte Seite hervorzuheben, wer die Abgeschmacktheit unpraktischer Schwärmer und abgefeimter Sophisten ganz empfinden und zugleich die Quelle kennen will, aus der die einzig wahre Lebensweisheit des „Koheleth“ geflossen ist, der schlage seine Hütte in Stambul auf. Hier ist die hohe Schule

[1] „Des Bauches wegen und der Dinge unterhalb.“

aller Schlechtigkeit, aber auch der Schwerpunkt aller Politik. Die Loose für Europa's Zukunft werden zu Konstantinopel geschrieben und eingelegt, und vor dem Zug ihren Inhalt zu ergründen und für eigenen Vortheil günstig auszulegen ist Gesammtaufgabe christlicher Diplomatenkunst. Es ist ein politisches Börsenspiel, eine Tragi-Komödie in großartigem Style und mit Vermummung in groteskester Natur vor aller Welt Augen durchgespielt.

Diesem Spiele habe ich unter dem großen Haufen des gemeinen Publikums ein ganzes Jahr lang nach Kräften zugesehen und in einem berühmten Organ deutscher Oeffentlichkeit über die wechselnden Scenen eine Reihe von Berichten erstattet, mit denen es freilich nicht jederzeit und nicht bei jedermann getroffen war.[1] Die Scene war damals besonders lebhaft und die abenteuerlichsten Karikaturen zogen über die Bühne. Natürlich machte man sich über die Hauptrollenträger, so wie über die vermuthliche Katastrophe privatim auch seine Gedanken, suchte aber nach guter deutscher Art überall das Vage, das Zufällige zu festem Begriff zu erheben oder, wie man sagt, die objektive Seite der byzantinischen Frage herauszuschälen und einen Maßstab zu schaffen — ein allgemeines Gesetz

[1] Diese Berichte, von welchen die meisten ihr Ziel erreichten, erschienen mehr oder weniger verstümmelt sämmtlich in der A. Allg. Zeitung von Ende Dezember 1840 bis Ende September 1841.

zu ergründen, um die Irrthümer der Schule und die Schwärmerei der Völker, um Klugheit und Schwäche, List und träge Ehrlichkeit, Erfolg und Niederlage, Gier und falsche Rechenerempel der Staatskünstler zu gleicher Zeit mit dem starren Dogma der anatolischen Kirche und den Hoffnungen Griechenlands zu richten. Vielen mag solches Bemühen nutzlos und nach Maßgabe des Vertrauens auf menschliche Willenskraft sogar anmaßend und insolent erscheinen. Ich aber appellire an die That und an das Fatum von Byzanz. Meine Rede — ich fühle es leider selbst — kann nicht willkommen seyn, sie bringt ja einen neuen Kandidaten der Weltherrschaft auf die Bühne und stellt Ansprüche, die das humangesittete Abendland bisher theils gar nicht kannte, theils verachtete und an die es sogar jetzo noch nicht glauben will, zum Aergerniß Vieler als im Prinzip der Schlechtigkeit gegründet, folglich als stark, als gefahrdrohend und aus Tücke wider uns vom Schicksal selbst begünstigt den unwilligen Deutschen hin. Man muß von einer Wahrheit tief durchdrungen und von gemeinem Eigennutz sehr weit entfernt seyn, um sich mit allen Gefühlen seiner Zeit und ihrer Koryphäen in Widerspruch zu setzen. Wie traurig, wenn der Einzelne gegen die Vielen Recht behalten sollte und wenn die Bilder, wie sie im nachstehenden Fragment erscheinen, nicht gleich Konstantins Labarum blos Phantome byzantinischer Lüfte, sondern Wesen mit Körper und Seele sind!

VIII.

Ueber die weltgeschichtliche Bedeutung der byzantinischen Monarchie im Allgemeinen und der Stadt Konstantinopel insbesondere.

„Schlummert nur, und leget sie ab eure Sorgenlast, die olympischen Götter steigen ja aus den Gräbern herauf und schirmen hinfüro mit Majestät ihre alten Sitze am Eurotas und im Eichenhain zu Dodona. Höret ihr nicht den Klang des Silberbogens? Geheimnißvoll und riesig steigt es über die Halden des Pindus herab und entsendet drohende Blicke gegen das wilde, hinter dem Ister gelagerte Scythenvolk.“ So rief es begeistert und triumphvoll durch ganz Europa beim Ausbruch eines großen Ereignisses, das man nicht zu nennen braucht. Heute wissen wir freilich, der mit Pomp angeschlagene Päan besang nur ein Traumbild, eine Phantasmagorie der Schule, man sah die langen abendlichen Schatten der Parnassus-Tannen für antike Heroen an und, wie es nach schmerzlichen Täuschungen immer geschieht, das Gefühl des Uebels drückt mit Doppelgewicht die enttäuschten Gemüther nieder. Oder läugnet vielleicht

Jemand, daß der große illyrische Kontinent, das alte Imperium von Byzanz, die Zukunft der Weltgeschicke im Schooße trägt? Ist etwa nicht seit 1000 Jahren jeder Versuch den byzantinischen Himmelsstrich in die Strömung occidentalischen Lebens hereinzuziehen unfruchtbar geblieben und zum Theil ruhmlos gescheitert? Worte, Staatsklugheit, Doctrin und Majestät der römischen Kirche vermochten ebenso wenig als Kriegsheere und Hinterlist weltlicher Potentaten den Sinn der Menschen am Bosporus zu beugen; selbst Wohlthat und Hülfe in verzweifelter Noth blieben um diesen Preis verschmäht. Es liegt etwas Unheimliches in diesem Phänomen und von der Wissenschaft erwartet unsere Zeit das Verständniß einer That, die man gerne läugnen möchte, weil man sie in ihrem letzten Grunde nicht erklären konnte.

„Mach es heiter und gestatte den Augen herumzuschauen, flehte Ajax, und im Lichte laß uns umkommen, wenn es dir also gefällt.“

Drei verhängnißvolle Städte gibt es auf der Erde, drei Weltringe, an die sich die Schicksalsfäden des menschlichen Geschlechtes hängen: Jerusalem, Rom und Konstantinopolis: das eine die Wiege, das andere der Satz, das dritte der Gegensatz des universellen, weltbeseligenden Christenthums. So lange unser Geschlecht die Erde bewohnt, ist und bleibt es unauflösbar dem magischen Schimmer der drei ewigen Städte unterthan. Biographie der Erde

ist das Christenthum: oder haben wir eine andere Aufgabe als Lebendigmachung, Incarnirung des himmlischen Geschenkes in Leidenschaft und Wechselspiel irdischer Verhältnisse? Alle Geschichte ist seit bald achtzehn Aeonen nur Resultat des Kampfes der beiden Grundelemente, in welche diese Eine göttliche Urkraft von Anbeginn auseinanderging: beweglicher Lebensprozeß auf der einen Seite und formlos unausgegohrenes Insichverharren auf der andern. Sinnbild des ersten ist die ewige Roma mit dem ganzen dahinterliegenden Occident, Sinnbild des andern Konstantinopel mit dem erstarrten Morgenland. Alle Kraft, alles Leben, im Reiche der Geister wie der Natur, hat von Anbeginn, wie die Weltweisen sagen, einen erblichen, durch nichts auszugleichenden Widerpart. Und folglich ist es ein Gesetz ewiger und höherer Nothwendigkeit, was die beiden Hauptquartiere des ringenden Menschengeschlechts in Auffassung der christlichen Idee nicht weniger als der politischen und philosophischen Doctrinen auseinanderhält. Auf beiden Seiten gehen die kleinern Kreise allmählig im großen Ringe unter, und alle Zerwürfnisse, alles Mühsal in Europa erscheint als Corollar dieser urelementarischen Entzweiung der Einen Kraft. Wir erkennen — um es gleich vornweg zu sagen — gegen die gemeine Ansicht der Europäer — einen ureinsäßigen, jetzt noch lebendigen, mit der Urbs aeterna gleich unsterblichen, unaustilgbaren Reichs-

genius von Byzanz als zweites Element der christlichen Welt. Konstantinopel ward, nach einer Stelle im Gesetzbuche des Theodosius, auf ausdrücklichen Befehl Gottes erbaut.[1] Wie? denkt sich mancher, das verknöcherte Kirchenthum der Anatolier, das in Dienstbarkeit der Islambekenner schmachtende Byzanz stellt man auf Eine Linie mit der sieggekrönten, lebensprossenden, weltumfassenden Tiberstadt? Hier betrachtet man die Dinge aus einem höhern Gesichtspunkte, und schwinget sich über die Linie enger Parteirede und taglöhnernder Politik in eine freiere Region hinaus: das Bleibende, das Ewige, die Idee möchten wir gerne erfassen. Modalität ist ja nicht Wesen und nur der Unkundige kann das Zufällige mit dem Unvergänglichen verwechseln. Der Schatten ist so alt wie das Licht.

Schon früher hat man irgendwo bemerkt, daß etwa nicht blos einige Praktiken der türkischen Staatsverwaltung byzantinisches Gepräge tragen: das ganze Gezimmer der osmanischen Monarchie, die Eintheilung der Provinzen, die Hierarchie des öffentlichen Dienstes, die obersten Justiztribunale in Ost und West vom Hellespont, „in Europa und Anatolien“,

[1] . . . Urbis, quam aeterno nomine jubente Deo donavimus. Cod. Theodos. tom. V, lib. 13, tit. V, lex 7 de Navicularis. — Constantinus M. ad Byzantium aedificandum animum adduxisse ex ἐπιφανείας τοῦ θεοῦ, et πεισθέντα τοῦ θεοῦ λόγοις. Sozomen. lib. II, cap. 2.

Namen der Aemter, Form der Polizei- und Munizipalverwaltung, Lug, Trug und öffentlicher Diebstahl der Obrigkeiten, Erbarmungslosigkeit und permanente Verschwörung des kaiserlichen Fiskus gegen Gut und Eigenthum der Unterthanen sind bis auf diese Stunde — nur mit türkischer Benennung — byzantinisch geblieben. Die hohe Pforte von Ikonium und die Kaiserhöfe der christlichen Sultane von Byzantium und Trapezus haben sich in Blut und Leben gegenseitig durchdrungen, und es ist heute nicht mehr gestattet türkisches und byzantinisches Nationalleben als zwei widersprechende sich feindlich gegenüberstehende Elemente auszuscheiden. Wenn man auch den obersten Lenker dieser compakt in einander verwachsenen Land- und Völkermasse des Orients seit Jahrhunderten nicht mehr *Βασιλεὺς* oder *Αὐτοκράτωρ τῶν Ῥωμαίων* nennt, ist das Reich von Byzanz deßwegen nicht untergegangen, sein Gestirn nicht erbleicht, seine Staatsidee nicht erloschen. Der Einzug der Sultane von Prusa in die Paläste Blachernä und Bukoleon war nur ein Wechsel der Personen, nicht der Dinge; es war eine materielle Restauration und Wiederbelebung verfallender Weltökonomie, schirmendes Provisorium, Instrument der Vorsehung, um die Fugen eines Bauwerkes aneinander zu klammern, bis die Zeiten voll, und die natürlichen Erben zur Reife der Jahre und zur Fülle der Kraft gekommen wären. Der Kluge weiß, welcher Sinn in diesen Worten

liegt; er wird jedoch über eine allerdings harte und die National-Eitelkeit vielfach verletzende Thesis kein Aergerniß nehmen, noch sie ungeprüft verdammen, weil ihm Verblendung der Vielen noch kein Argument gegen bessere Erkenntniß ist. Das cohärente Fortleben einer großen, im Abendlande nicht allgemein begriffenen oder doch nicht sattsam gewürdigten, Europas Zukunft bedrohenden byzantinischen Staatsidee anschaulich zu machen, das ist die Aufgabe des Augenblickes. Die Zeiten der Vollendung, wo nach der Verheißung nur Ein Hirt, nur Eine Heerde, und nur Licht ohne Schatten, fallen über das Gebiet menschlicher Forschung und Mühen hinaus. Den schwungvollen Glanz der occidentalischen Reiche läugnet freilich Niemand; aber Größe und Glückseligkeit des Abendlandes erblühte aus selbstständigem Ausbilden beider Hauptpotenzen der menschlichen Gesellschaft — des politischen und des kirchlichen Elementes. Der Secularstaat konnte bei uns die Kirche nicht verschlingen, und die Kirche das weltliche Institut nicht aufzehren, und beiden ward — Dank der Wärme germanischen Blutes — versagt auf ihren Lorbeern zu versinken. Liebe zur Freiheit und dennoch Ordnung, menschlich, mitleidvoll, und doch Feuer und Energie, furor teutonicus gegen fremden Zwang. So ist das lateinische Europa. Bei uns ist die Tugend ins Privatleben herabgestiegen, und selbst die öffentliche Gewalt fügte sich — obwohl gegen ihre Natur — dem

süßen Joche sittlicher Milde und Gerechtigkeit. Barmherzigen Sinn und warmes Gefühl für fremde Noth kennt man nur im Abendlande. Institute, Orden, öffentliche Anstalten um die Thränen der Mitmenschen zu trocknen und die Summe der von unserer Natur unzertrennlichen Leiden zu mindern; Menschen, die hingebungsvoll das Elend in seinem Verstecke freiwillig aufsuchen, Linderung und christlichen Trost bis in die niedrigste Hütte bringen, und fremde Drangsal um Christi Willen zur eigenen machen, kennt man nur bei uns: sie sind der schönste Triumph, die weithinleuchtende Strahlenkrone der abendländischen Christenheit. Zu Byzanz ist die menschliche Brust den süßen Regungen des Mitleidens verschlossen, und an die Stelle unserer liebevollen That setzt man dort das leere, trostlose, unfruchtbare Formular des Glaubens, wie es menschliche Klugheit für bestimmt und deutlich erkannte Zwecke nach langem Hader festgesetzt und zugeschnitten hat. Mit Privattugenden, sagen sie, mag es jeder halten, wie er will; es gibt nur „byzantinische" Pflichten für das Ganze, d. i. gemeinsames Zusammenwirken aller Individuen anatolischen Namens für Gründung materieller Gewalt und Herrschaft über die Erde, deren Besitz Jesus Christus der morgenländischen Kirche testamentarisch als Vermächtniß hinterlassen habe.

Von der Allgemeinheit und Stärke dieser anatolischen Staatsidee hat man im Occident vielleicht

keine oder doch keine hinlänglich klare Vorstellung. Hier liegt die Gefahr. Konstantinopel war die erste ursprünglich und vollständig christliche Stadt des Erdbodens. Dort gab es keine weltliche Macht, von der man erst Duldung zu erbetteln oder Rechte zu erhandeln hatte; die Dogmatik legte den ersten Grundstein, stieg gleich im Beginn auf den kaiserlichen Thron und grub der oströmischen Welt ihr Gepräge ein, tief, unaustilgbar und ungeschwächt bis auf diesen Tag. Nur eine Kraft blieb thätig, alle übrigen gingen in dieser einzigen unter. Die Aktion der Staatsgewalt nach außen war Nebensache, das Schwert wendete sich nach Innen gegen die Energie der Geister, bis das Ungleiche überall geebnet, bis jeder Wille gebrochen, bis alle Spontaneität, alle selbstbewußte Schwingung romäischer Nerven getödtet und im ungeheuren Ländercomplex nur ein Gedanke übrig war. Man sagt dieses nicht um zu tadeln; man möchte nur auf diesem Wege zu besserem Verständniß der Gegenwart gelangen und auch für die nächste Zukunft Einiges mit Sicherheit vorausbestimmen. Körper gab es im byzantinischen Staatsverbande freilich viele, Seele aber nur Eine, Gedanken auch nur Einen, und auch nur Eine Stadt, die Auserwählte, das apokalyptische Jerusalem am Bosporus.

Für germanische Gemüther hat dieser Nivellirungsprozeß des menschlichen Geistes etwas Zurückschreckendes. Ohne daß das Staatsoberhaupt die mystische

Weihe des Priesterordens nahm, mußte der byzantinische Imperator doch Theologe seyn, in gesetzlich bestimmten Tagen am Hofe geistliche Vorträge, Exegesen und Homilien halten, weil eigentlich das Evangelium Reichscodex, weil Christus Imperator und der oströmische Basileus nur seine irdische Hülle war. Nicht blos für zeitliche Wohlfahrt und weltliche Ordnung hatte der „Gottgekrönte" zu sorgen. Auch das ewige Heil der Unterthanen, was sie glauben und verdammen sollten, ward in letzter Instanz dem Imperator anheimgestellt.[1] Als Scepter trug die kaiserliche Hand das Kreuz und, wie man auf alten Tempelfresken und Münzen jener Länder häufig jetzt noch sieht, schmückte das Zeichen der Erlösung alle Gewänder, Fahnen und Insignien des theologischen Herrschers, der den kaiserlichen Segen ertheilte und nach festem Glauben seiner Unterthanen sogar die Kraft der Mirakel besaß. Seine Handlungen erklärte das Gesetz für Akte der Providenz und stellte sie folglich außer Bereich menschlicher Kritik. Daher das Gesetz, welches Tadel eines vom Fürsten bestellten Dieners, ja sogar den Zweifel an seiner Fähigkeit als Hochverrath und Beleidigung

[1] „Weißt du nicht, daß der Kaiser Constans zugleich Herr des Reichs und oberster Priester ist, und seine Gebote für Kirche und Staat (seine Entscheidungen in geistlichen und weltlichen Dingen) gleich bindend sind?" Gfrörer, Allg. Kirchengesch. IV, 73.

göttlicher Majestät bestrafte.[1] Daher das Ungegohrene, das melancholisch Stille der byzantinischen Monarchie; daher die Palastwache der Silentiarier und der erklärte Widerwille griechischer Ohren gegen Glockenton.[2] Das regsame Wesen, die laute Rede und der feste Tritt des Abendländers hat für die Byzantiner etwas Widerliches, gleichsam etwas Zuchtloses und empörend Freches, das man mit der Geißel niederschlagen soll. Ein Buch aber wie neulich David Strauß geschrieben, ist ihm vollends ein unerhörter und unerklärbarer Gräuel, der für sich allein den Riß zwischen Orient und Occident unheilbar machen könnte. Denn zu Konstantinopel sind alle Controversen schon längst entschieden, alle socialen und geistigen Probleme aufgelöst, der Zweifel selbst

[1] Disputare de Principali Iudicio non oportere: Sacrilegii enim instar esse, dubitare an is dignus sit, quem elegerit Imperator. Cod. Theodos. lib. V, tit. 13, lex 9. lib. II tit. 4, lex 4. Commentar.

[2] Schon vor der Türkenzeit, wie aus dem Reisebericht des castilianischen Gesandten Ruy Gonzales Clavigo zu ersehen: Quando los Griegos offician la Missa non tienen libro nin campañas en las Iglesias (salvo en S. Sophia de Constantinopla) que con unas tablas tañen à Missa. Auf dem heiligen Berge Athos haben die Mönche schöne Glockenthürme und prachtvolles, heimathlich über Thal und Kastanienwald tönendes Geläute; allein Sonnabend zur Vesper und Sonntag zum Hochamt ausgenommen, schweigt das heilige Erz, um die Ruhe der frommen Väter nicht zu stören.

verstummt, was bei der Verwirrung der Begriffe in Europa Vielen als ein Segen erscheinen könnte. Und fürwahr, man verzeiht es, wenn ruheliebende verzagte Seelen gegenüber dem Hochmuth und der Unbändigkeit des wissenschaftlichen Gedankens im stupiden Selbstverläugnen der byzantinischen Kirchen-Philosophie einen heilsamen Damm gegen den stolzen und umwälzenden Sinn der abendlichen Welt erblicken.

Der erste Lebensakt des griechischen Kirchenstaates, wir wissen es Alle, spann sich in buntem Gewühle über tausend Jahre fort, und der Uebergang zum zweiten, wo ein Padischah den Reigen führte, war so schnell, so natürlich und geordnet, Kraft und Kunst der neuen Tragöden so eindringlich, nachhaltend und feurig, daß nach kurzem Gram über die Veränderung selbst bei den Besiegten die Threnodie verstummte. In drei Tagen war die Verwandlung ausgeführt und Byzanz, nicht dem Blute, wohl aber der Seele und der Gesinnung nach, vollkommen türkisch. Das allgemeine Gefühl dem lateinischen Abendland gegenüber wieder stark zu seyn, hatte Alles ausgesöhnt und das Joch des neuen Autokraten selbst leicht gemacht. Man vergesse es ja nie, Eifersucht, Widerwille und Geringschätzung gegen die lateinisch glaubenden Völker ist Nationalcharakter und unaustilgbare Natur der Byzantiner. Auch hat nach Eintritt der türkischen Dynastie das lateinische Abendland bald und

lange genug empfunden, daß man in Konstantinopel wieder Kraft und Nerven habe: es erschien wieder eine lange, kriegerisch geschaarte Fronte am Ostrande von Europa und dem Naturgesetze war genug gethan.

Am Siechenlager der Paläologen hatte das transdanubische und das altaische Element um die Ehre der Nachfolge und der Reichsreform gestritten. Obgleich das eine aus Turkestan, das andere aus Sarmatien mit Gewalt hereingebrochen, waren sie doch beide auf byzantinischem Boden eingebürgert und in Sinn und Blut mit Ost-Rom enge verschwägert. Damals war die Zeit der Sarmaten noch nicht gekommen, und wie allzeit, neigten sich Sieg und Herrschaft auf die Seite, wo mehr Kraft, wo mehr Geist und Herrschergröße. Jedoch war die byzantinische Restauration des 15. Jahrhunderts ihrem Wesen nach eine innere, eine aus den Eingeweiden der Monarchie selbst eigenmächtig und ohne Zuthun von Außen entsprungene, daher vollständig, dauerhaft und durchgreifend. Das Credo allein hatte sich am kaiserlichen Hofe geändert, aber nicht mehr als die byzantinischen Autokraten schon verschiedene Male früher, namentlich unter Konstantius im vierten und während der Ikonoklasten-Herrschaft im achten und neunten Jahrhundert unternommen hatten, aber nicht durchzuführen vermögend waren.

Offenbar waren, um die menschlichen Dinge im

Gleichgewicht zu erhalten, in der Hand der Vorsehung die talentvollen und energischen Fürsten aus dem Hause Osmans tauglichere Werkzeuge als die christlichen Vorgänger mit ihren Hof-Homilien und ihren kaiserlichen Fastenpredigten im Kreise weibischer Magnaten von Byzanz.

Aber heute, wie man gemeiniglich glaubt, ist auch die Rolle der Padischahe ausgespielt und wird, eigentlich das erstemal seit fünfzehn hundert Jahren, vielleicht in kurzer Zeit die große Erbschaft der Byzantinerwelt ohne Testament und ohne Codicill vakant. Zwar noch ist der Besitzer nicht verblichen und im Veilchenduft bithynischer Lüfte sind die Agonien lang. Aber ist das Leben aus den extremen Theilen des Riesenkörpers nicht schon entflohen, und sieht man denn nicht, wie es im Herzpunkt allein noch krampfhaft in Fieberhitze und galvanischen Prozessen gegen die Verwesung kämpft?

Man hat in neuerer Zeit wiederholt und mit großem Eifer — freilich nur aus fremden Büchern — die Unmöglichkeit einer Wiederherstellung des Orients mit Hülfe des in sich zerfallenen Islam nachzuweisen sich bemüht. Wie nahe oder ferne das Uebel auch immer sey, die verzweiflungsvollen Medicinen, die man in gerechter Besorgniß nachbarlich anzurathen und selbst eigenhändig zu kredenzen nicht ermüdet, beweisen hinlänglich, daß man den Zustand wenigstens für bedenklich hält. Aber wo liegt die

Krankheit? Wo ist der Sitz des türkischen Verderbens? Ist dieses Volk heute physisch schwächer, feiger, nervenloser als zur Zeit seiner Siege und seiner Herrlichkeit? Einzeln genommen ist die türkische Kriegsmaterie heute was sie zur Zeit der großen Padischahe war, fanatisch, abgehärtet, genügsam, stahlsehnig und der größten Anstrengungen fähig. Und sieht man das türkische Bauernvolk in den Provinzen und selbst die stolz und wild blickenden Gesichter des großen Haufens in der Sultansstadt, sollte man das Ende der lange gefürchteten Monarchie wahrlich nicht so nahe glauben. Denn über Seyn und Nichtseyn der Reiche entscheidet in letzter Instanz doch immer Seelenstärke und physische Kraft auf dem Kampfplatze. Selbst die Summe des Luxus und des sittlichen Verderbens unter den Großen kann jetzt nicht größer seyn als früher. Allein, wie bei den christlichen Byzantinern, ist auch bei den osmanischen das herrschende Haus, die regierende Dynastie verfault. Hier liegt das Uebel. Eine solche Reihe genialer Staatsmänner und energischer Kriegsfürsten hat kein anderes Herrscherhaus je hervorgebracht wie das türkische. Nicht Tugenden, nicht besondere Vorzüge und Eigenschaften des Volkes haben das furchtbare Gebäude osmanischer Größe aufgeführt; es ist ausschließlich das Werk seiner, Menschen und Dinge in wildem Sturm fortreißenden Dynastie. Und wenn unsere Zeit noch einmal einen Bayesid I, einen Murad II, einen Mohammed Ghasi

und Suleiman I zu schaffen vermöchte, würde er nicht mit gewaltiger Faust die Geschicke seines Volkes erfassen und dem Verhängniß zum Trotz auch jetzt noch frisches Leben in die Gefäße des welkenden Türkenstammes gießen? Der Geist regiert die Welt, und nicht ohne tiefen Sinn erklärt ein berühmter Mann des Alterthums Glanz und lange Dauer der Herrschaft Roms für das Werk einiger ausgezeichneten Bürger der ewigen Stadt.[1] Große Kräfte, einmal ins Weltspiel gebracht, wirken durch ihr natürliches Gewicht noch fort, wenn auch schon lange die erste Triebfeder gebrochen ist.[2] Erscheint aber erst der Schaden auf der Oberfläche, so ist auch das Ende schon nicht mehr ferne und menschliche Hülfe ohne tiefgreifende und lebengebende Wirksamkeit.

Chronologisch auszurechnen, in welchem Jahre die flackernde Türkenlampe in Stambul völlig erlöschen müsse, ist eben so unmöglich als die Hoffnung vergeblich, durch politische Rechenexempel den Einen strahlenden Weltkörper osmanischer Monarchie in ein Planetensystem getrennter Staaten ohne Sonne auseinanderzuschlagen. Alle eure Künste macht die

[1] Ac mihi multa agitanti constabat, paucorum civium egregiam virtutem cuncta patravisse, eoque factum uti divitias paupertas, multitudinem paucitas superaret. Sallust. Catilin. cap. 53.

[2] Sed postquam luxu atque desidia Civitas corrupta est, rursus respublica magnitudine sua imperatorum atque magistratuum vitia sustentabat. Idem.

Stadt Konstantinopolis mit ihrem eingebornen Genius zu Schanden. Um der centrifugal über den Erdglobus sprühenden Furie der abendländischen Völker das Gegengewicht zu halten, um die ätzende Wirkung ihrer Geistesbeweglichkeit zu sänftigen und die Wüthenden in Schranken einzudämmen, hat die Natur das byzantinische Reich, wie ein Bleigewicht, an die Sohlen Europas gehängt und durch unabänderlichen Beschluß mit der Ewigkeit anatolischer Doctrin zugleich die Unauflösbarkeit der Monarchie decretirt, deren Herz und Mittelpunkt Konstantinopel ist. Sagen will man hier geradezu, daß unserer Vorstellung nach keine Politik, keine menschliche Weisheit die compakte, durch Glauben, Blut und Thränen unausscheidbar in einander verwachsene Masse des illyrischen Continents zu zerbrechen, in ihre Bestandtheile zu zerlegen und bleibend aus einander zu halten vermögend sey. Schneide man immer entlegene Theile vom Ganzen weg und erwärme sie wie der begeisterte Pygmalion sein Steingebilde, sie verdorren dennoch aus Sehnsucht nach heimathlicher Lebensluft, oder rinnen von selbst unaufhaltsam wieder in den Schooß des Mutterstaates zurück. So groß ist der Zauber dieser geheimnißvollen, noch unbegriffenen Stadt!

Ein Mittel jedoch gäbe es den byzantinischen Bann zu lösen und den illyrischen Trümmern eigene Seelen einzuhauchen: Zerstöret durch gemeinschaftlichen Beschluß des europäischen Areopagus die Stadt

Konstantinopolis und füllet mit dem Schutte ihrer Hütten, ihrer Paläste, ihrer Mauern und Thürme das goldene Horn aus, und verbietet zugleich unter Völkerbann die Wiederherstellung von Stadt und Hafenbucht auf der alten, den Mächten des Abgrundes geweihten Stätte. Nicht genug! schaufelt im Grimme auch ihre sieben Hügel nieder, zermalmet wie einst die Legionen zu Korinth sogar die Steine, und mit der Wurzel reißet die gigantischen Platanen aus, und vom Riesenberge des Amycus brechet in der Wuth wie ein anderer Polyphem die waldichte Spitze herab und schleudert Alles, Erde, Felsen, Bäume und Menschen in die Strömung des Bosporus, damit sein musikalisches Sausen am Felsenthor der Symplegaden verstumme, damit der sehnsuchterregende, die Völker des Orients bethörende Syrenengesang des fluthenden Sundes ersterbe und der stolze, Länder verbindende Pontus selbst wie das traurige Caspimeer zur Oede eines verlassenen Binnensees heruntersinke. Dann erst rinnet der Lebenssaft wieder zurück nach Ternova, nach Athen und nach Ikonium. Die Ordonnanz wäre unfehlbar, aber sie ist so ungewöhnlich energischer Natur, im Concept so schrecklich und so entschieden und grausenvoll in der Anwendung, daß man sich niemals, am wenigsten wenn verzagte Hände das Steuer der Welt regieren, zu ihrer Vollziehung entschließen wird. Man hat sie hier nur angedeutet um zu zeigen, wie zähe byzan-

tinisches Leben, wie groß die Gefahr und wie unheilbar das Uebel sey.

Wären Titanen auf der Welt, hätte man ohne Bedenken zu diesem Mittel gegriffen. Aber die Menschen unserer Tage sind nach kürzerem Maße ausgeprägt: sie möchten das Unheil ohne Aufsehen und besonders ohne Störung im Alltagsleben ihrer Ameisenstadt gleichsam im Stillen zur Ruhe bringen. Wozu der Tumult und die schweren Reden? rufen sie aus. Noch ist es mit den Türken nicht zu Ende, und so lange die Leute athmen, kann man immer hoffen und versuchen.[1] In diesem Falle seyd entweder gerecht, oder doch wenigstens uneinig; hasset, necket und hindert euch gegenseitig in euren Praktiken und Kniffen, und ihr werdet noch lange der gefahrvollen Kur enthoben seyn. Könnte man in Europa überall der Ländergier, dem Heißhunger nach fremdem Gute entsagen und den Leidenschaften der menschlichen Natur selbst Stillstand gebieten, so schleppte sich das Türkenreich ohne Mühe noch Jahrhunderte fort. Im Innern ist ja kein überwiegendes Element der Auflösung, der christliche Raya überall muthlos, waffenscheu, uneins und Rettung aus der Dienstbarkeit nirgend aus sich selbst, nur von Außen, aus fremder Zone hoffend. Die Osmanli dagegen leben vom Kapitale großer Feldherrn und Staatsmänner vergangener Zeiten, und

[1] Ἐλπίδες ἐν ζωοῖσιν, ἀνέλπιστοι δὲ θανόντες.

bis der ganze Vorrath aufgezehrt, ist für Störung europäischen Schlummers nichts zu besorgen. Jedoch überlasse man sich keiner Täuschung: unsere Zeit ist nicht das Saturnusreich, Asträa ist noch nicht unter die Menschen zurückgekehrt,

Atque iterum ad Trojam magnus mittetur Achilles.

Aber auch in diesem Falle verzaget nicht. Wenn die Türken schon alle Tugenden ihrer Vorfahren vergessen haben, so wird ihnen im allgemeinen Bankerutt erst noch die Verachtung feiger Niederträchtigkeit christlicher Sitte und Politik neue Kräfte leihen und die Frist ihrer Herrschaft noch einmal verlängern. In der Türkei sagen sie es laut und ich bitte um Vergebung für das harte Wort: „Wären die Christen nicht eine hündische, weinberauschte Rotte erbärmlicher Wichte, hätten sie uns schon lange aus Europa hinausgepeitscht: wir fliehen zwar auf dem Schlachtfelde vor ihren Feuerschlünden, verhöhnen sie aber dennoch in ihrem Glauben, zertreten ihre unterjochten Brüder und lachen über die Geberden ihrer Unterhändler, wenn sie sich neidischen Blickes, wie unreine Hunde um ein Stück Brod, vor dem goldenen Thron des Padischah um das Almosen kaiserlicher Huld zerfleischen." Diese türkischen Syllogismen sind ohne Zweifel falsch und ihre Bilder ungeschickt, auch hätten sich Abd-ul-Medschids Staatsphilosophen sorgfältiger um die Tugenden der Christenheit und um unsere Moralcompendien erkundigen sollen. Hier wird aber nur Bericht

erstattet, nichts getadelt, nichts widerlegt, aber auch nichts gelobt; und vielleicht ist es nebenher doch auch nützlich zu erfahren, wie man anderswo von den Christen denkt.

Daß man unter solchen Umständen die Restaurationsrecepte des Occidents zu Konstantinopel nur mit Widerwillen und Geringschätzung empfing, ist freilich zu begreifen. Auch hat die europäische Curatel zeitig genug das Vergebliche ihrer Mühen erkannt. Die Türken, heißt es jetzt, sind ja keine Europäer und man hätte sie von einer andern Seite fassen sollen: Warum hat der Sultan nicht den Geist des Islam wieder heraufbeschworen, den alten Glaubenseifer aufgeweckt, alte Gluthen wieder angefacht? Diese Männer sind überzeugt, man könne todte Ideen, erloschene Gluthen, entflohene Geister der Nationen durch eine Ordonnanz der Staatsschreiber wieder lebendig machen. Was Suleiman gethan, meinen sie, könne ja auch Abd-ul-Medschid thun, man könne ihm ja rathen genial zu seyn. Aber Abd-ul-Medschid, wie es scheint, ist nicht geneigt der wohlgemeinten Zumuthung seiner Schirmherrn nachzukommen und mit dem Feuergeist seiner großen Ahnen die kaiserliche Brust zu schwellen. Im Gegentheil, er hat ja öffentlich erklärt und sein Volk es bekräftiget: die Monarchie, wenn sie mit dem gegenwärtigen Fonds islamitischer Praxis nicht mehr bestehen kann, wolle lieber untergehen als durch gesetzwidrige, ihrer Natur

verhaßte Mittel das Daseyn fristen. Die Weisheit Europas, erwiedert man, hat auch diesen Fall schon lange vorher berechnet und mit Applaus des Jahrhunderts ein Staatspräparat in eventum aufgestellt. Aber nicht Kunst, nicht mit erotischem Saft getränkte Pflanzen, nein, ein aus der Bodentiefe urkräftig heraufbrechender Riesenstamm ist nöthig, um die byzantinischen Räume auszufüllen. Mit der Politik im herkömmlichen Sinne, d. i. mit dem täglichen Kram und Marktverkehr des ehrwürdigen Diplomatencorpus hat man hier nichts zu thun; praktisch mischen wir uns in nichts, wollen weder jemand belehren noch irgend etwas besser machen; das harmlose Wort ist unser Tummelplatz. Nur verschmäht es unser „harmloses Wort" ohne alle Beziehung auf die Wirklichkeit, und gleichsam ungebräunt vom warmen Lebenshauch der Gegenwart, ätherisch bleich, wie man es gerne sieht, im Nebel der Vergangenheit zu wandeln. Die Zeit ist eifersüchtig. Von dem was jetzt die Herzen bewegt, von Furcht und Gefahren des Jahrhunderts will sie hören; selbst Leidenschaft und Irrthum vergibt sie gerne, wenn sie nur redlich und ohne Berechnung sind. In diesem Sinne erlauben wir uns eine Frage: „Kann die altbyzantinische Bevölkerung, von der man durch europäische Dazwischenkunft eine kleine Parzelle dem Scepter des Padischah entzogen und mit dem alten Namen „Hellenen" angethan, für sich allein und durch eigene innere Kraft

als zweites nothwendiges Element der christlichen Welt figuriren?" „Kann sie — Zeiten und Menschen zum Trotz — andere Nebenbuhler um die goldenen Aepfel der Hesperiden aus der Bahn hinausdrücken und nach urkräftigem Zertreten aller Schranken nervig, sehnig, schöpferisch die große Oede, die verlassenen Paläste am Propontis füllen?" „Kann sie das chaotische Stammgewirre des illyrischen Continents ordnen, die widerstrebenden Geister bändigen, die bahnlos tobenden Kräfte zügeln und vollruferig in das gemeinsame Rinnsal politischer Disciplin zusammendrängen?" Alle Freunde der byzantinischen Griechen und mit ihnen das ganze Abendland haben im Schwung der Begeisterung auf die Frage beifällig geantwortet und euch Neuhellenen noch einmal, wie weiland eure Vorfahren im Lande, als sorgenstillende, gefahrverhütende Schirmgötter der Welt begrüßt. Seht nur, wie groß man von euch denkt und wie schwer die Rolle ist, die euch die Phantasie des Occidents übergeben hat. Cherusker, Sueven und Gothen werfen sorgenvolle Blicke bald auf euer Königreich, bald auf scythisches Wolkengedränge und Wetterleuchten an der Istermündung, ob ihr den Feuerstrahl in der Hand des hyperboräischen Donnerers durch Größe und nervigen Muth zu bannen stark und kräftig seyd. Vielleicht ist euch das zuviel und habt ihr selbst bescheidenere Vorstellungen von eurer Zukunft und eurer Macht, denn bei euch wie bei uns

ist der Rausch vorüber, sind die aufgeregten Geister wieder frostig und nüchtern wie vor eurem Hochzeittag. Klug und kühle wie ihr alle seyd, rechnet ihr die Möglichkeiten aus und wäget Sympathien ab, während eine kühle Prosa in Europa eure Titel, eure Papiere, eure Vergangenheit, eure Thaten und euch selbst chemischer Analyse unterworfen und das Facit der öffentlichen Meinung hingehalten hat. Doch was geht das euch an? Vorwärts müßt ihr blicken! Was kümmert euch edle oder zweifelhafte Geburt, glänzende oder ärmliche Wiege, was germanisches Schulgezänk? Eines nur habt ihr nöthig, und dieses Eine ist der Talisman, der alle Herzen bezaubert, der das staatskluge Europa, wenn man es auf der lorbeerbekränzten Stirne des griechischen Volks erblickt, mit Applaus begrüßen wird: Seyd mächtig — man wird euch doch ermuntern dürfen — habt Flotten, Heere, Feuerströme, Industrie und Gold; aber machet schnell, die Könige sind ein ungeduldiges Geschlecht und die Völker nur durch nachdruckvolle That zu fesseln. Wachsen wollen sie euch sehen und inwendig heraus wollen sie, wie der Moskowiter in der jungen Frühlingsbirke, es im hellenischen Staatskörper gähren und kochen und gleichsam die Lebenslymphe auf und niedersteigen hören, um augenblicklich — denn es dränget — euer Gewicht in die Wagschale der Zeit zu legen. Sprechet einmal im Saale der Gewaltigen ein keckes Wort wie die

helvetischen Bauern auf dem Leichenhügel der erschlagenen Edelleute; sey das Wort auch grob und ungeschlacht, begleitet es nur mit einer Faust von Granit und einer langen Zeile taktisch geschulter Krieger und jener fürchterlichen Schlünde, die zu Navarino und Ptolemais eure alten Dränger fraßen, und sehet dann, wie freundlich die goldgestickten, sternblitzenden Männer euren Gruß erwiedern und wie schnell in Europa die schlummernde Sympathie erwacht. Aber eben weil ihr noch bei allen Thüren die leeren Hände hereinstrecket, und weil Jedermann sieht, daß ihr im Ganzen weder nützen noch schaden könnet und zur Lösung der großen Frage, zur Wiederherstellung des Orients und zur Sicherung des Weltfriedens aus eigenen Mitteln nichts zu leisten vermöget, daß euer Land gleichsam als Armeninstitut noch immer von milden Beiträgen und abendländischem Wochengeld — ohne eigene Mühe — leben will, habt ihr zwar nicht Mitleiden und christliche Liebe, die euch ewig gesichert sind, aber ihr habt die Bewunderung der abendländischen Welt verloren. Das Endlose, das Unausfüllbare eurer Noth hat Europa ermüdet und erschreckt.

Die Schuld indessen ist nicht euere; es ist Geschick; ihr seyd geworden was ihr werden konntet, und wenn da Jemand anzuklagen, so ist es Europa selbst, wo man für schwache Nerven und leere Taschen von jeher wenig Enthusiasmus hatte. Unser Jahrhundert

ist politischen Zwerggestalten abhold, es will nur lebensfrische Körper und kolossales Maß. Sehet nur einmal hin auf dieses Europa, wie stolz und prachtvoll die Königreiche sind; sehet wie es in den Städten wimmelt, wie es blinkt, wie es leuchtet, Paläste, Waffen, Gold und schöne Gewänder, wie es rastlos sinnet auf Ruhm, auf Gewinn, auf Herrschaft, auf Zerstörung, auf Schöpfung und Genuß, ein bewegliches, ein stolzes, ein unwiderstehliches Geschlecht, mit dem in die Länge nicht zu spielen ist.

Mit was denkt ihr euch nun diesen Leuten gegenüber in Achtung zu setzen? Euer Land ist öde, Soldaten wollt ihr auch nicht seyn, „hölzerne Mauern" habt ihr wieder nicht, und die Truhen, heißt es, seyen in Hellas allzeit leer. Und doch stellt man euch in die Competentenreihe zur künftigen Vakatur des Orients! Statt zu handeln und mit zorniger Gewalt das verlorne Gut zurückzureißen, reichet man in eurem Namen Suppliken ein, Bettelbriefe um das Regiment der halben Welt! Aber die Herrschaft ist kein Ding, das die Abendländer freiwillig an die Lahmen an der Heerstraße und hinter den Zäunen für Almosen verschenken. Gewalt üben und mächtig seyn, ist das einzig würdige Ziel menschlicher Bestrebungen, und die gewöhnlichen Titel sich aus der Niedrigkeit aufzuschwingen, waren von jeher Kraft, Genie und Heldenmuth im eigenen Hause. Zwar haben sich Völker durch ihre Fürsten zur Herrschaft

hinaufgefreit und ihr Glück durch Tüchtigkeit und klugen Sinn gestärkt; zu Macht und Weltherrschaft hinaufgebettelt aber hat sich unsers Wissens noch keine Nation. Und so viel man die Europäer kennt, ist auf diesem Wege für Griechenland nicht viel zu hoffen. Oder hätte man aus Mangel richtiger Diagnose der menschlichen Dinge schwache Trümmer des christlichen Byzantiums wirklich zu thörichten Begehrlichkeiten verleitet und im Abendland durch politische Maskeraden und scholastische Schattenbilder gleichsam eine neue Theorie des Völkerprozesses aufgestellt? Gutmüthig, aber unerfahren haben wir die kindischen Proceduren der Studentenbank auf das ernsthafte Spiel des Weltdramas übertragen und an die Stelle der korrekten Leidenschaft, der unerbittlichen Staatsraison, eine Art idyllischer Gerechtigkeit, gleichsam Gefühlspolitik und diplomatischen Mysticismus hingeträumt. Leider wird die Welt nicht in diesem Sinn regiert! Christliches Wohlwollen, freundliches Entgegenkommen, persönliche Gerechtigkeit, gute Wünsche für Privatglückseligkeit und Familiensegen, Munizipal-Autonomie und freie Bewegung innerhalb der Schranken gibt und wird Europa den Griechen geben, so viel sie begehren und brauchen können. Denn ungeachtet der dickohrigen Dogmatik von Byzanz ist diesem warmblütigen reichbegabten Südvolke Niemand gram. Aber von Almosen und Mitleiden bis zur Herrschaft über das Morgenland ist ein unermeßlicher Sprung, den

ihr, freundliche Hellenen, ohne jene Vorbedingung nicht machen könnet. Kraft, Muth, Energie, Geschick und besonders guter Wille sind euch nicht abgesprochen; allein die Luftströmung ist nicht für euch. Wird die byzantinische Tiara wirklich einmal ledig, so ist der Nachfolger vom Schicksal selbst schon besiegelt und ernannt. Ihr seyd wohl auch im Spiel, aber nicht allein; man braucht auch Schutt und zerhacktes Gestein im Cyclopenbau des Orients. Lasset euch das Wort nicht verdrießen. Habe ich Unrecht und seyd ihr wirklich so innerlich stark und lebenquellend wie man uns versichert, dann werdet ihr meiner Rede zu Trotz eine der Spannkraft eurer Nerven entsprechende Höhe in der Welt erringen. Nur erwartet vom Kollektiv-Enthusiasmus der Europäer nichts mehr, und rechnet für die Zukunft nur auf euch selbst. Die Könige geben nur einmal, und was ihr nicht im Sturmdrang der Dinge rasch und kräftig herüberreißet, wird nie euer Eigenthum. Alle Hoffnung hat man euch ja nicht genommen. Gelänge es den Fürsten des Occidents, durch Weisheit und kräftiges Entgegentreten das Verhängniß zu fesseln und die Lavine gleichsam mitten im Laufe einzudämmen, so könnte euch sogar das volle Spiel noch gewonnen seyn.

Wie — denkt sich Mancher — ist hier nicht ein Widerspruch? Zuerst demonstrirt man uns die Unzerstörbarkeit des byzantinischen Staatselementes

und des vom Schicksal selbst mit ehernem Griffel auf den Mauerzinnen von Konstantinopel eingegrabenen Titels seiner Herrlichkeit. Dann behauptet man, das islamitische Chalifat in dieser Metropolis sey nur ein Provisorium, die ehrwürdigen Fragmente in Hellas aber mit ihrem klugen und tugendhaften Fürsten, mit ihren weisen Gesetzen, mit ihren mächtigen Schirmvögten im Occident dennoch nicht unbedingt als byzantinischer Wiederherstellungsapparat auserkohren. Wohin führt man uns? Wer ist denn eigentlich der Auserwählte, wer der Glückliche, dem das Schicksal die Vollziehung der größten Katastrophe des Jahrhunderts aufgetragen? Die Antwort auf solche Fragen hört man nicht überall gerne, weil große Ereignisse große Entschlüsse wollen, große Entschlüsse aber für kleine Seelen peinlich sind. Von jeher wurde geglaubt und namentlich Tiberius war überzeugt, wenn man von Dingen nicht öffentlich redet, geschehen sie auch nicht, und in großen Uebeln sey Stummheit der beste Talisman. Oder ist es nicht genug, daß wir das klassische Hellenenthum endlich aufgegeben und an den Tod der neun Musen glauben? Will man uns auch noch das letzte Spielzeug unserer Phantasie — Hoffnung und Glauben auf lebensprühende Funken der „Präfektur Illyrikum" — zerbrechen? Es liegt in den Weltereignissen und ihrem Verständniß etwas Unerbittliches. Was heute in Hellas lebt, ist nicht in Hellas zu Hause. Hier

wäre der Ort, von den großen Maßregeln und dem bewaffneten Dazwischentreten zu handeln, womit einst das mitleidvolle Abendland viermal in Einem Jahrhundert das entfliehende Leben im altbyzantinischen Staatskörper zu erwärmen und festzuhalten suchte.[1] Wir meinen die großen Tage von Nicopolis, Ancyra, Varna und den europäischen Pontifikalcongreß in Florenz — Materiale für ein langes Buch und für den trostlosen Epilog, daß Byzantium von Innen heraus christlich nicht mehr zu regeneriren sey, aber doch nicht sterben darf. Melancholischen Gemüthern und Pessimisten wären diese Studien zu empfehlen, für Phantasten und Schwindler gibt es keine Lection.

Warum will man unter den christlichen Byzantinern heute Elasticität, Energie und politische Tugenden voraussetzen, die sie schon im fünfzehnten Jahrhundert nicht mehr hatten? Oder konnte der weltbetäubende Päan von Nicopolis und Varna, wo die Heere gesammter Christenheit für das Heil des theologischen Imperators stritten, den lethargischen Schlummer von Byzanz erschüttern? Damals besaßen die Griechen noch ihre Hauptstadt und stand ihnen thatendürstendes Mitgefühl des Abendlandes zur Seite und sogar Timur der Weltbezwinger auf Bitten und Mahnen der Christenheit als Hort und Retter im

[1] Zwischen 1339 und 1444 n. Chr.

Herzen von Anatolien.[1] In Einem Tage ward die Macht der Osmanli bei Angora vernichtet, der Padischah selbst gefangen, Anarchie, Bruderkrieg, Auflösung, Verzweiflung überall im Türkenreich; aber der Sturm hatte umsonst getobt. Volk und Archonten der morgenländischen Kirche blieben auch in solchem Verwirrungsgräuel bewegungslose Zuschauer, bis die zerrissenen Gliedmaßen des feindlichen Staatskörpers wieder aneinander wuchsen und den nervenlosen Byzantiner-Christen in frischer Majestät gegenüberstanden. Ist es wahr, daß die unheilbare Pest des griechischen Volkes ihren Keim in den Geschlechtern der Archonten hat? Sind diese Leute wirklich die Klippe, an der alle Wiederbelebungsversuche der Comnenen, der Cantacuzenen und ihrer Nachfolger gescheitert sind, und die auch gegenwärtig das öffentliche Heil gefährdet? Entschlossene Fürsten, wie Andronicus I. wollten sich durch allgemeines Niedermetzeln des Ungethüms entledigen; zaghaftere und menschliche erkannten die Unmöglichkeit aller Reform und verhüllten ihren Gram über die Unabwendbarkeit des Verhängnisses unter dem Mönchsgewande.[2] Die Herrschaft öffentlicher Tugenden,

[1] Gesandtschaften aus Castilien, Rom und Konstantinopel nach Samarkand. Sieh Ruy Gonzales Clavigo, Sanuto, Muratori &c.

[2] Andronicus I. versuchte im J. 1185 den erstern Weg; Johann Cantacuzenus 1355 den letztern.

uneigennütziger Vaterlandsliebe und politischer Gerechtigkeit einzuführen und in Flor zu bringen, versuche nach solchen Proben unter diesem Volke Niemand mehr! Ob aber Staatsgebäude ohne diesen Cement zusammenhalten und dem Wellenschlag politischer Stürme widerstehen können, mag Jeder selbst berechnen.[1]

Schmeichle sich ja Niemand, daß diese Menschenklasse auf andern Punkten des Reiches weniger zaghaft, weniger intriguant und hemmend, daß sie vaterlandsliebender, tugendhafter und besser als in Stambul sey. Ich habe nicht den Muth hier die Frage zu berühren, ob das machtvolle Dazwischentreten Europas zu Navarino in seinen Folgen bisher eben so fruchtbringend und dem Ziele entsprechend, als es hochherzig-christlich im Prinzip und energisch in der Anwendung gewesen ist. Das islamitische Provisorium, sagten damals die Eingeweihten, ist in voller Auflösung, und lasset uns das alte, im Ruin der Zeiten verschüttete Element des christlichen

[1] Die Pinselstriche Benjamins von Tudela geben noch heute das treffende Contrefei der christlichen Konstantinopoliten: . . . Atque ex omnibus gentium nationibus, quas Barbaras vocant, milites conducunt qui cum Sultano, rege Togarmanorum, quos Turcas dicunt, proelia ineant, quia nullo animi ardore ad proeliandum imbuti, mulieribus habentur similes, quum viribus ad retundendum hostem destituantur. Benjamin Tudelitan. apud *Tafel* »Thessalonica« p. 505.

Byzantiums aus der Verwesung in das Leben rufen, damit es jugendlich gähre und seine üppig wuchernde, saftgeschwollene Wurzel unter den morschen Herrscherstuhl der Osmanli treibe. Es wäre peinlich den Zeitgenossen zu sagen: Ihr habt euch betrogen, ihr alle seyd Ignoranten, und ich allein weiß besser was unter jenem Himmelsstrich verborgen ist. Solche Reden wären zu keiner Zeit in gutem Geschmack. Und doch, welchen Namen soll man der verfehlten Rechnung geben? [1] Nur Eine Thesis gestehe man zu: Staatskunst vermöge niemals in todte Körper neue Lebenskeime hineinzulegen, wohl aber schlummernde zu wecken und politisch groß zu bilden. Um diese Keime zu befruchten und in Gährung zu bringen, ist nach unabänderlichen Gesetzen der Natur homogene Zuthat nöthig. Eine lange Reihe Mittelsätze darf ich hier überspringen und die Rede bedarf keines langen Commentars. Aber was hält uns zurück, die Dinge ohne Umschweif mit ihrem Namen zu bezeichnen? Im byzantinisch-griechischen Staatsmateriale lebt nur das Dogma, das Kirchenelement, der letzte Puls, der nie erlischt; die übrigen Klänge sind mit dem „ἄσβεστος γέλως“ der tafelnden Götter Griechenlands längst verstummt. Moder und verwit-

[1] Wir gratuliren jedem der im gegenwärtigen Zustande Griechenlands (1845) hinlängliche und bleibende Widerlegung dieses im Sommer 1842 geschriebenen Satzes finde.

A. d. V.

tertes Gestein hören die Posaune eures Weltgerichts nicht mehr. Tödtet die morgenländische Kirche und demoliret ihre goldenen Dome zu Konstantinopel, zu Kiew und im Kremlin; berechnet aber vorher und wäget sie wohl ab eure Kraft, ob sie auch mit der Größe des Unternehmens im richtigen Maße stehe. Diese Kirche des Orients hat alle Proben innerer Zerrissenheit und äußerer Schmach überstanden; keine Noth konnte ihre Standhaftigkeit erschüttern, keine Verachtung ihr Selbstgefühl ersticken, keine Niederlage das Vertrauen auf endlichen Triumph ihrer Sache wankend machen. Und wie die Natur in allen Dingen auf die äußerste Gränze rückt, erschien der Hoffnungsstern am nördlichen Horizont, wie die byzantinische Nacht am dunkelsten war und Alles verloren schien. Kaum war die Schale am Hellespont gänzlich gesunken, da begann sie an den Quellen der Wolga langsam zu steigen, und wie die Wage heute stehe, ist für Niemand ein Geheimniß. Nur scheint nicht Jedermann zu wissen, wie weit das Gebiet der byzantinischen Hellenen reiche. Nördlich geht es bis an die Gestade des Eismeeres, und der Herzpunkt, aus dem das Leben strömt, ist nicht mehr innerhalb der Thermopylen; er liegt jetzt jenseits der Wasserfälle des Borysthenes. Geduld — warum vergeßt ihr es? — Geduld ist nicht Verzeihung, und Rache überlebt alle Gefühle! Wären Epigramme und Feuerschlünde wider Kirchenzorn nicht stumpfe

Waffen, so hätte es freilich keine Noth. Das Streben dieser theokratisch-byzantinischen Staatsidee, alle auf ihrem Gebiete fremdartigen Elemente zu vernichten oder verwandelt in seinem Schooße aufzunehmen und in einem großen Weltreiche verkörpert ihrer Nationalfeindin im Occident entgegenzustellen, wird allgemein erkannt, so wie im Gegensatze das Ringen der latino-germanischen Kirche auf ihrem Boden sich auszudehnen, sich innerlich zu befestigen und zu kräftiger Einheit aufzuschwingen, für Niemand ein Geheimniß ist.

Zwei heilige Stühle stehen sich in Europa feindlich gegenüber und der Kampf zwischen den nebenbuhlerischen Gewalten wird nicht lange zu verhindern seyn. Von diesem politisch-kirchlichen Dualismus kann sich der alte Continent nicht mehr loswinden, und die Stellung der Parteien wird erst dann klar, wenn Neu-Rom sein Schicksal erfüllet und die Kinder der anatolischen Kirche mit ihrem neuen Konstantin zu thatsächlichem Bewußtseyn ihrer Weltbestimmung gekommen sind. Denke man sich das unermeßliche Chaos von Kräften, die unter jenem Himmelsstrich noch gebunden, aber Eines Willens, eines Impulses gewärtig sind, um einen einzigen Gedanken lebendig in die Weltgeschichte einzuweben. Im weiten Halbringe schlingt es sich um Europa und bereitet den letzten Schöpfungsakt im politischen Bau der abendlichen Welt,

circumfluus humor
Ultima possedit, solidumque coërcuit orbem.

Die Restauration von Byzanz — das ist Axiom — kann nur eine „slavo-gräkische,“ keine byzantinische, am wenigsten aber eine hellenische seyn.[1]

Glaube man ja nicht, der große Haufe der griechisch Glaubenden und griechisch Redenden beklage eine solche Wendung der Dinge. Dort verhehlet man sich nicht mehr das Unmögliche, das Unpraktische abendländischer Staats-Chimären. Bedrängte haben nur Ein Gefühl: Rache und Wiedervergeltung vergangenen Unglimpfes. Als Theile eines großen Ganzen könnten die Griechen Europa quälen und — was ihrer Natur angemessen — mit scythischen Geißelhieben unsere thörichte Liebe zurückbezahlen. Die Frage ist nun: Vermag Europa mit seiner traditionellen Praxis und seinen verwitterten Künsten diese große Peripetie abzulenken? Oder soll man durch neue, bisher unversuchte Mittel die Geister in Bewegung setzen, um der kirchlich-politischen Einheit der Angreifer eine politisch-kirchliche Einheit der

[1] Wir wissen, daß dieser Satz in Deutschland schon viel Aergerniß gegeben und entschiedenen Widerspruch gefunden hat. Es ist indessen eine politische Meinung, die man gleich einer andern dulden muß. Lobe oder tadle man, verwerfe man sie theilweise oder auch ganz, die Zeit allein kann Richter seyn! Nur der Vorwurf, zu dem hie und da unverständige Widersacher ihre Zuflucht nehmen: „man habe besondere Gründe diese Thesis aufzustellen,“ wird redlichst abgelehnt.

Vertheidiger entgegenzustellen, weil nur Gleiches mit Gleichem zu ringen vermag? Deutlicher wird es mit jedem Tage, daß in großen Conjuncturen wie die bevorstehende der Sekularstaat für sich allein nicht genüge, und nur wer in der tiefsten Tiefe die Geister aufzuregen die Kraft besitzt, in letzter Instanz König und Imperator sey. Der Mensch gehorcht ja nur dem Zwang und es könnte sich leicht ergeben, daß die stolzen Autonomien des Occidents im Drange großer Uebel, wenn auch nicht wie man hie und da will, zu bloßen Präfekturen eines in Prinzip und Wirksamkeit höhern Imperiums herabsinken, doch den Bruderbund zu schließen und im Style völliger Ebenbürtigkeit zu verhandeln genöthiget werden mit einer Macht, deren Beisteuer zur Oekonomie menschlicher Dinge unentbehrlich scheint. Aber was rede ich da von Zukunft und von Möglichkeit? Erbettelt man sich nicht schon heute in Demuth als Almosen, was man im Hochmuth des vorigen Jahrhunderts verachtungsvoll von sich gestoßen hat? Das ist nicht der kleinste Triumph einer Sache, die um jeden Preis und durch jedes Mittel die verlorne Herrschaft in Europa wieder gewinnen will.

Eine Restauration im größten Style ist eingeleitet, und der Augenblick zur That ist wahrlich gut gewählt, da eben jetzo der allgemeine Gantprozeß gegen alles weltliche Regiment des Abendlandes hereinzubrechen droht. Nicht böser Wille, nicht Schlechtigkeit und

corrupter Sinn — man ist heute um vieles besser als man früher war, — nein, Unfähigkeit ist es und Unzulänglichkeit der waltenden Kräfte was zur Auflösung der weltlichen Ordnung treibt. „Ihr könnet die Geschäfte nicht mehr fortführen," ist der einstimmige laute Gedanke des Continents. Nach innerem Trost, nach Seelenfrieden ringen die Geister. Wer füllet die verzweiflungsvolle Leere der menschlichen Brust? Dürre Theorien und abgenützte langweilige Recepte eurer Staats-Adepten können diesen Trost nicht mehr gewähren, können den Abgrund der Gemüther nicht verschütten. Eure Zeit ist für immer dahin. Nicht Anarchie und Zuchtlosigkeit ist das große Uebel, über das man klagen soll, es ist der Tod alles Glaubens und Vertrauens auf eure alte Kunst, was unser Unglück macht und zugleich den Competenten — es sind mehrere — ihren Titel gibt.

Fragen, wie die jetzt verhandelten, kommen in Zeiten der Intelligenz und Stärke niemals auf die Oberfläche, und die ungestüme Mahnung ist der gründlichste Beweis eurer Schuld. Predige man uns nicht länger von politischem Epicuräismus, von blindem Vertrauen auf schale Medicin und von der Nutzlosigkeit sorgenvoller Blicke in die Zukunft! Wehen denn nicht Lüfte vom Orient? Sehet ihr nicht die Zeichen am östlichen Himmel? Erwärmet durch das phaëthonische Viergespann, regt sich am Nordpol die große

Schlange.[1] Schweigend und langsam sammelt es sich wie eine dunkle Wetterwolke, und Blitze fahren nieder zum Zeichen des nahen Sturms. Schleudert nun, wenn ihr so gewaltig seyd, wie einst Jupiter im Weltbrande euren Donnerkeil in die Wolke und zerstreuet die Finsterniß, die über Europa liegt. Der Vorabend eines Confliktes der höchsten Prinzipien der menschlichen Gesellschaft zieht für den Occident heran. Denn alles irdischen Schmutzes und stupiden Mongolismus ungeachtet erscheint, wenn man die politischen Ereignisse zur Idee erhebt, als Haupttriebkraft der slavo-byzantinischen Bewegung dennoch eine religiöse Idee, „der ewige Frohnkampf demüthigen Christenglaubens gegen die stolze Tyrannei der Vernunft.“ Ob Kraft mit trotzigem Ungestüm, oder Geduld und standhaftes Leiden weiter führe und die Staaten dauernder begründe, muß in einer thränenvollen Zukunft auf deutschem Boden entschieden seyn.

„Nur zwei Dinge, sagen die byzantinischen Kirchenfürsten heute noch, nur zwei Dinge hat Gott schlecht gemacht, den Pabst und den Mahomet. Diese beiden Uebel zu verbessern und die Welt in Vollkommenheit herzustellen, habe er dem rechtgläubigen Imperator von Moskovien überlassen.“

Nach diesem Thema lebt und handelt die ganze

[1] Quaeque polo posita est glaciali proxima serpens
Frigore pigra prius nec formidabilis ulli,
Incaluit, sumpsitque novas fervoribus iras.

byzantinische Welt, und eine Idee, für welche Normannenfeuer mit Geduld und Mannszucht der Slaven ficht, ist überall ein bedeutungsvoller Gegner. Alle Mittel das Anschwellen dieser anatolischen Staats- und Kircheneinheit zu hemmen sind ohne Wirkung geblieben. Umsonst schleuderte man europäische Skepsis, Feuerbrände, gesellschaftauflösende Doctrinen in den byzantinischen Gährungsprozeß; umsonst suchten Andere in kluger Berechnung Theile vom Ganzen geistig abzulösen und durch Einimpfung germanischer Kirchen- und Staatsideen die Quelle weitgreifender Apostasien aufzuthun. Das diamantene Rüstwerk, das eherne Gewand des anatolischen Kirchenkolosses vermochte kein Geschoß zu brechen. Oder wo sind eure Triumphe? wo die Siegeszeichen? Und wenn das abendländische Glaubensbekenntniß auch noch auf dem weiten Blachfelde nördlich der Karpathen dem beharrlichen Drängen des Gegners erliegen muß, und auf einer andern Seite germanisches Wesen nicht siegreicher denn bisher einzudringen vermag, dann entsaget aller Hoffnung des Friedens, streuet Asche in die Luft und rüstet euch zum Kampf. Auf das Aeußerste sind wir allerdings noch nicht gebracht, und leider ist Aufrechthaltung des mohammedanischen Sultanats in Konstantinopel als Steindamm gegen das Zusammenrinnen der beiden homogenen, sich sehnsuchtsvoll am breiten Strome entgegenblickenden Hemisphären vielleicht noch die preiswürdigste Politik. Schlimm genug,

daß die lateinische Christenheit um solchen Preis, wo nicht Sicherheit auf immer, doch Aufschub der Gefahr und Zeit zur Selbsterkenntniß kaufen muß.

Wie einst gegen die Allgewalt der Legionen, so ist ohne Zweifel das heldenmüthige, geistiger Entwürdigung von Natur abholde Volk der Germanen auch wider das erniedrigende Joch byzantinischen Scythenthums als Schirmvogt und Vorfechter aufgestellt. Setzet ihr aber der Idee nicht eine Idee entgegen, und hoffet ihr noch länger, es könne das germanische Viele mit dem byzantinischen Einen, mit dem Verbundenen das Aufgelöste in gleicher Hoffnung des Sieges die Arena betreten, so habt ihr euch selbst gerichtet. In Deutschland, ich weiß es wohl, ist man mit solchen Reden lästig, und bis in die neueste Zeit haben sie das Daseyn eines Feuerfunkens in der byzantinischen Kirche aus Liebe zur Bequemlichkeit geradezu abgeläugnet: dort sey ja alles Leben erstarret, von Bekehrungseifer und expansiver Kraft des lateinischen Dogmas keine Spur. Oder wird etwa die Welt nicht nach den Regeln der Grammatik regiert? Und wenn auch ein Bollwerk nach dem andern am Ostrande zusammenfällt, schirmen uns nicht die Fragmente alter Pedanten von Lampsakus? Den süßen Gewohnheiten des Tages entsagen und den Strom des öffentlichen Lebens in ein neues Rinnsal lenken, ist unter allen Heilmitteln dasjenige, zu dem sich der Mensch am spätesten, und erst

nach fruchtlosem Erschöpfen jeglicher Ausflucht unter Zwang und Noth entschließt. Aber wo ist die Universalidee? Wo der Genius, der Deutschland wie einen Mann bewegt? Noch ist man nicht überall vom Zaubertrunk des 18. Jahrhunderts ausgenüchtert, Niemand will verzichten auf Kraftzersplitterung, auf Einzelbestrebung und auf Privatkönigthum; seinem in Blut und Lymphe demokratischen Charakter hat das lateinische Europa nicht entsagt. Ein providentieller Damm, eine Kirchengeißel in der Ferne soll uns zur Besinnung bringen. Wo Viele rhythmisch nach Einem Ziele sich bewegen, ist nicht selten auch Erfolg. Unter solchen Umständen in Europa die Geister gleichsam zu byzantinisiren und überall die Energie der Seelen abzustumpfen, wäre schlechte Politik. Wie könntet ihr ohne lebendige Kraft und ohne Beistand eines vom Volksherzen herausflammenden Zorns der Prüfung widerstehen? wie der feindlichen Hinterlist, dem langsam aber ohne Rast den Boden unter eurer Sohle wegnagenden Element nicht endlich erliegen? Oder meint man vielleicht, wie einst im christlichen Byzanz, die öffentliche Gewalt könne Kraft und Nervengeist der Völker nach Belieben ersticken und im Augenblick der Noth durch ein Zauberwort wieder ins Leben rufen? Kann man sich dem beruhigenden Gefühle überlassen, daß die Gewaltigen der Zeit überall in der harten Schule der Widerwärtigkeit zur Erkenntniß dieses verderblichsten aller Irrthümer

gekommen sind? Ist in Europa der große Wendepunkt eingetreten, das seelendurchdringende Verlangen der Wiederherstellung, des geistigen Aufbaues einer im Orkan demolirten Welt?

Einheit der Gewalt und religiöser Glaube sind die Baumeister aller menschlichen Ordnung. Der Versuch ohne Beistand der religiösen Idee Herrschaft auszuüben und ein blos irdisches Regiment über die Völker aufzustellen, ohne alle Schonung für Seelen- und Gewissensruhe, ohne Rücksicht für das Höhere und Ewige im Menschen Taschen und Kunstfleiß der Nationen mechanisch auszubeuten, hat überall ein gleich klägliches Ende gefunden. Sicherer Beweis, daß wir alle etwas in der innersten Tiefe der Brust tragen, was sich euch widersetzt und was ihr mit Feuerschlünden und Sophismen nicht zu bändigen vermöget. Mit Embargos und Mauthsystemen allein kann man den Dämon nicht mehr bändigen: ihr müsset den innern Widerspruch der europäischen Geister versöhnen oder das eigene Spiel verloren geben. Orbis ruit, [1] die Fugen des Weltgebäudes gehen auseinander, wehret der Fluth, von allen Seiten dringt die Doppelbrandung ein, die Kirchengeißel, der hungernde Demos und der byzantinische Koloß. Jeden Tag wird es in Europa schwerer König und Dynast zu seyn. Viele und edle

[1] Epistol. S. Hieronym.

Gemüther verzagen gänzlich, sehen schon die Anfänge des Antichrists und erwarten in naher Erfüllung der Zeiten das apokalyptische Ende des irdischen Wohnplatzes. Gewalthaber! An euch ist es jetzt die Pfade des öffentlichen Heiles aufzuthun und den Feuerglauben an die letzte Medicin im Occident wieder anzuzünden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fallmerayer, Jakob Philipp,

Fragmente aus dem Orient

Bd.: 1. Band

Stuttgart und Tübingen 1845

37.1129-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10701235-0